This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

✓ 36.e 31.

Skizzen und Culturbilder

aus

Tirol.

Von

Christian Schneller.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1877.

95 e 21

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Inhalt.

		Seite
I.	Einsiedler in Tirol. I. II. III.	1
II.	Einsiedlergeschichten.	
	1. Der Einsiedler von St. Martin	36
	2. Wie Bruder Antonius den Weg zum Himmel gesucht und gefunden hat	52
III.	Die Teufelsbeschwörung zu Seefeld im Jahre 1783	67
IV.	Von der alten Sonnenburg im Pusterthale. I. II.	81
V.	Ueber Ursprung und Fortgang der rhätischen Namensforschung	173
VI.	Aus der Zeit des letzten regierenden Fürstbischofes von Trient	197
VII.	Clementin Vannetti	225
VIII.	Herbstfreuden in Wälschtirol	251
IX.	Auf den grünen Höhen von Folgareit	267
X.	Herbstausflüge in den Veroneser Gebirgen I. II.	299

I.

Einsiedler in Tirol.

I.

Einsiedler — Waldbruder — Klausner — wie romantisch anheimelnd klingen nicht diese Namen!

In grausigen Rittergeschichten, die wir alle in unserer Knabenzeit mit heißer Begier gelesen haben, bildet der alte fromme Klausner, welcher in seiner Felsenhöhle im Walde lebt und morgens, mittags und abends unverdrossen sein Glöcklein läutet, gewöhnlich einen wolthuenden Gegensatz zu den rohen Kriegsgesellen, welche auf hohen Felsenburgen hausen und dennoch vom nahen Himmel nichts wissen wollen. Ein ächtes Volksschauspiel kann eines Klausners und seiner Zelle im düstern Walde schier nicht entrathen; sogar beim feinen hochgebildeten Publikum unserer Hauptstädte ist er trotz seiner grobtuchenen Kutte hie und da nicht ungern gesehen. Mit ihm scheint immer auch ein lang dahin geschwundenes poetisches Stück der Vergangenheit für einen Augenblick zauberischer Illusion in die entsetzlich nüchterne Gegenwart zurückzukehren. Der gute fromme Klausner! Ohne Anstand läßt er sich in Geschichten und Schauspielen zu manchen trefflichen

Diensten herbei. Er verrichtet allerlei Werke der leiblichen Barmherzigkeit, welche der unbarmherzige Autor nothwendig macht, findet als weiser Rathgeber in verworrenen Händeln den rechten Faden und verkündet nach Umständen vermöge der besondern Gnaden, welche der Himmel verdienter Massen über ihn ausschüttet, auch die Zukunft voraus, was namentlich in Dramen mit stark verwickelter Handlung für den Autor und seine Verehrer von großem Vortheil sein kann. Ob nicht z. B. selbst Schiller's Jungfrau von Orleans in den Augen mancher gewänne, wenn zu Anfang des fünften Aktes statt des rußigen ungeschlachten Köhlers und seines Weibes ein sanfter alter Klausner aufträte, der etwas tiefer hinter die Coulissen blickte und den Zuschauern Johanna's nahe bevorstehenden Tod — nicht auf dem Scheiterhaufen, sondern auf dem Schlachtfelde — prophetisch andeutete?

Schiller, der Klassiker, will sich freilich überhaupt nicht verbessern, noch in seine Dramen nachträglich ideale Klausner oder Waldbrüder einschieben lassen, deren es keine mehr gibt, während Köhler aller Art noch immer in genügender Zahl vorhanden sind. Köhler und Einsiedler lassen sich, obwol beide im Walde einsam ihrem schweren Berufe obliegen und gleich viel oder gleich wenig Seife verbrauchen, nicht so mir nichts dir nichts verwechseln. Man denke nur, welch unglückliche Verbesserung mit einer solchen Verwechslung Zedlitz' schönes „Waldfräulein" erführe! Kein Mensch könnte es mehr lesen.

Die heutige Welt hat die alten Waldbruderklausen zu unkenntlichen Schutthaufen verfallen und das Andenken derselben ausgehen lassen. Selbst im heiligen Ausnahmslande Tirol, welches doch heut zu Tage noch fortwährend große Zierden und Leuchten der Kirche hervorbringt, stößt man wunderselten auf einen frommen Waldbruder, viel eher auf italienische Arbeiter, welche in den unzugänglichsten Thälern und Schluchten ihre Aexte an hundertjährige Fichten und Tannen setzen, um die ungeschlachten Recken des Waldes den Zwecken der verschiedenartig bildenden Kunst oder den Bedürfnissen des häuslichen Lebens gefüge zu machen. Die rauhen Gesellen ahnen wol nicht, daß auf dieser oder jener traulichen Waldesstelle, wo sie abends ihre Polenta kochen und aus Gewohnheit ein bischen singen oder fluchen, einst ein längstverschollener frommer Waldbruder zur Lebensnothdurft Hagebutten aß und die Nacht über heiligen Betrachtungen und stillem Gebete oblag. Ein zeitlicher Gegensatz von nicht geringerer Bedeutung, als jener räumliche zwischen dem schläfrigen Tannenbaum im schneeigen Norden und der auf heißer Felsenwand einsam trauernden Palme des Südens — nur, daß die Wälschen nicht von alten Einsiedlern, sondern lieber von vollen schweren Säcken gemünzten Goldes und Silbers träumen.

Tirol war als Gebirgsland für Einsiedler wie geschaffen; da ließen sich Wildnisse, Einsamkeit, Walduft, Brunnen und Quellen genug finden. Auch ein Volk fehlte nicht, welches den Waldbrüdern, was sie zu

ihrem Lebensunterhalte außer Hagebutten, Haselnüssen, Wurzeln und Kräutern noch bedurften, willig spendete und mit reichlichen frommen Schenkungen und Stiftungen den nachsichtigen Himmel für anderweitige Unarten zu entschädigen pflegte. Ob es nun gar schon unter den alten ungeschlachten Genaunen und den schnellfüßigen Breunen Rhätiens etwelche gegeben, welche gegen die lockenden Schätze der italischen Gallier und die in den Kriegen gegen die Römer blühenden Lorbeern gleichgültig als Eremiten unter Bären und Auerochsen in Urwäldern lebten und derohalb von ihren Zeitgenossen als Halbgötter verehrt wurden, davon meldet die schweigsame Geschichte kein Sterbenswörtchen. Nachdem aber die altrhätische Erbschaft Romanen und Deutschen zugefallen war und das Christenthum über das Heidenthum gesiegt hatte, gab es in Tirol von jeher Einsiedler und weiß auch die kirchliche Geschichtschreibung gar nicht Uninteressantes darüber zu berichten, nur daß man es erst aus vielen mitunter sehr staubigen Büchern und aus mündlichen Ueberlieferungen zusammen tragen muß. Ein vollständiges Bild des gesammten Einsiedlerwesens in Tirol läßt sich freilich trotz allem heut zu Tage nicht mehr gewinnen.

Der älteste aller tirolischen Einsiedler war um 400 n. Chr., wie gewöhnlich angenommen wird, der hl. Romedius, nach alter, aber nicht sicherer Ueberlieferung von Thaur bei Hall, aus dem Geschlechte der Grafen von Thaur, „welche von denen uralten Thauriskern (ist ein gewisses mächtiges Volk gewesen)

ihren Ursprung entnommen." *) Mit zwei gleich gesinnten Gefährten Abraham und David begab er sich nach Rom und ließ sich auf der Rückreise vom hl. Bischof Vigilius in Trient einen Ort im Nonsberg als Einsiedelei anweisen. Es war ein schroffer Felsenkegel, zu welchem man durch eine enge Klamm gelangt, mithin einiger Massen gegen die zahlreichen fanatisch am alten Saturnus hängenden Heiden im Nonsberg gesichert, welche einige Zeit vorher drei Sendboten des christlichen Glaubens zu Märtirern gemacht hatten oder es doch bald darauf, nämlich im Jahre 397, thaten. Als das Pferd des Heiligen von einem Bären zerrissen wurde, mußte das Unthier zur Strafe selbst in die Halfter schliefen und Lasten tragen, weßhalb man „gewißlich von uralten Zeiten her den hl. Romedius mit einem solchen pratzeten Packtrager zu entwerfen pflegte." In gleicher Weise wurden solche ungezogene Bestien nach der Legende auch von den wahrscheinlich sehr derbknochigen Heiligen Lukanus und Corbinian gezähmt. Des Nonsberger Einsiedlers seligen Tod verkündeten dem hl. Vigilius in Trient die von selbst läutenden Glöcklein einer Kapelle. Sowol in Nonsberg als auch in der Gegend von Thaur steht der hl. Romedius, dessen Lebenszeit übrigens Tinkhauser, der

*) Diese und weiter folgende ähnliche Citate aus Schmid Jakob, „Heiliger Ehrenglanz der gefürsteten Grafschaft Tyrol." Innsbruck 1732. 2 Bde. Zwischen dem Schlosse Thaur und den Tauriskern ist außer der Namensähnlichkeit selbstverständlich kein Zusammenhang erweisbar.

verdiente Topograph der Diözese Brixen, um einige Jahrhunderte heraufgerückt wissen möchte, beim Volke in geehrtem Andenken. In Thaur ist der Taufname „Medel" noch heute beliebt. Grafen von Thaur gibt es keine mehr, da längst schon „der Tod diesen mächtigen und heldenvollen Stammen mit Helm und Schild in's Grab gestoßen hat." Auch ihre Burg ist seit zwei Jahrhunderten eine Ruine.

Auch der hl. Valentin bezog nach einem thatenreichen Leben eine stille Klause zu Mais bei Meran und starb dort um 470 n. Chr. Heute gibt es in Mais weder Einsiedeleien noch Klausner noch offenkundige Heilige mehr, wohl aber Landhäuser und Kurgäste, darunter vielleicht auch etwelche gebürtige Passauer, deren Vorfahren einst ihrem heiligen Mitbürger durch ihre arianische Ketzerei und ihr „polderisches Geschrei" so viele Kränkungen bereiteten, daß er „über die unglückselige Stadt den Staub seiner Schuchen aussträute, alsdann in unsere bergechtige Lande zoge und sich in dem Vintschgauer Thale niederließe."

Gegen Ende des achten Jahrhundertes bestand auch bei Kufstein eine Einsiedelei, welche im Indiculus des Salzburger Erzbischofes Arno als cellula bezeichnet wird (Caofstein cum cellula, ubi fratres nostri manibus laborant). Darauf deutet noch heute der Name des Kufstein gegenüber liegenden Dorfes Zell hin. Daß Zell im Zillerthale auch einer solchen cella entstamme und dieser auch der Zillerfluß und das Zillerthal

seinen Namen verdanke, läßt sich muthmaßen, aber nicht bestimmt erweisen.

Gegen das Jahr 1000 zog Ratholb, ein edler Herr aus Aibling in Baiern, in die Wildniß einer Bergschlucht bei Schwaz, wo heute die Wallfahrt Georgenberg steht, und lebte dort in einer Felsenhöhle. Ihm gesellten sich auch andere adelige Jünglinge von Freundsberg, Säben und Schlitters zu, „lauter hochedle Zweiglein, deren Stammen und Namen allein noch die hinterlassene Adelsitz, liegende Güter und auch das zerfallende Gemäuer der Welt bekandt machen.“ Aus Ratholds Einsiedelei entstand später ein Benedictinerkloster, welches zu Anfang des vorigen Jahrhundertes nach Viecht bei Schwaz übersetzt wurde. Jahrhunderte lang ging von Aibling jährlich eine Prozession nach Georgenberg, bis sie in Abfall kam. Unter den vielen Wundern ist auch eines für Ornithologen. Von Alters her gab es nämlich auf Georgenberg lange Zeit keine andern Vögel, als zwei Raben, welche täglich zum Kloster kamen ihr Futter zu empfangen und intolerant genug waren, keine andere befiederte Kostgänger der mildthätigen Mönche neben sich zu dulden. Heute steht dagegen im nahen Jenbach ein Gasthaus „zur Toleranz“, in welchem Christen, Juden und moderne Heiden um ein Billiges aus der gleichen Küche speisen und aus dem gleichen Keller trinken, ja, wenn sie sich nur vertragen und nicht mit den Ellenbogen stoßen, auch an einem und demselben Tische sitzen können.

Im Jahre 1018 entäußerte sich Volkhold, Sohn

Othwins, eines Gaugrafen von Pusterthal und Lurn, seines reichlichen irdischen Gutes, stiftete das später so vielumstrittene Frauenkloster Sonnenburg bei Bruneck und verlebte seine Tage in einer stillen Klause in der Nähe desselben. Sein Vater Othwin war ihm mit dem guten Beispiel vorangegangen, da er die letzte Zeit seines Lebens als Einsiedler auf einem Berge beim Kloster Langensee in Kärnten unter Werken der Buße verbracht hatte. Es wird derselbe Othwin sein, welchen eine Sage als strengen Büßer auch in eine Einsiedelei im ladinischen Gaderthale am Fuße des Kreuzkofels versetzt hat. In dieser Gegend soll ohnehin in der Vorzeit ein ganzes wildes Völklein von Waldbrüdern und Waldschwestern, die sogenannten Salvangs (Sylvani) gehaust haben, welche aber verschwunden sind, ohne daß Jemand sagen kann, woher sie gekommen und wohin sie gegangen.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geschah es, daß ein deutscher Adeliger, Namens Schenkenberg, in Mailand mit einem Italiener in Streit gerieth und ihn „auf die Haut legte." Es war nicht die erste Unthat, die er begangen; er fühlte jedoch Reue und träumte, er solle in das Inntthal reisen und dort nach Kaltenbrunn fragen. Es stand dort schon lange zuvor auf einem Stein mitten im Gestrüppe des Waldes ein Muttergottesbild und ein frommer Pilger hatte behauptet, es sei eine heilige Stelle, wo eine Leiter von der Erde zum Himmel gehe. Diese Leiter hatte auch ein anderer frommer Mann, Namens

Makarius, gesehen und sich dort eine hölzerne Kapelle und eine Einsiedelei erbaut. Dahin kam nun Schenkenberg, entließ seine dreizehn Diener, verkaufte seine noch übrigen vier Pferde und war als büßender Klausner fortan bestrebt, seine Schuld dem Himmel abzutragen, bei welchem strengen Bußwerke er zuweilen durch himmlische Musik erfreut und gestärkt wurde. Auf dieser Stätte, wo später noch manche andere Einsiedler hausten, erwuchs die große Wallfahrt Kaltenbrunn, welche noch heut zu Tage durch ganz Oberinnthal in großem Ansehen steht.

In das vierzehnte Jahrhundert versetzt eine Sage den Einsiedler Ulrich, welcher in Mußau zwischen Reutte und Füßen lebte und dort 1380 gestorben sein soll. Er ließ sich einmal, als er krank war, aus dem mit tiefem Schnee bedeckten Walde die saftigsten Erdbeeren holen. Ueber seinem Grabe steht heute die Kirche des Dorfes Binswang.

Im fünfzehnten Jahrhunderte und zwar 1441 gründete Hans Frankenfurter, früher Salzmeier zu Hall, im wilden Hallthale eine Einsiedelei, in welcher er mit seinem Bruder Heinrich sieben Jahre lang lebte. Dann überkam ihn wieder das Verlangen nach menschlicher Gesellschaft und bewog ihn mit dem Bruder in die Benediktiner Abtei in Tegernsee einzutreten. Ein Kloster von Waldschwestern aus Schwaben trat an die Stelle der verlassenen Einsiedelei. Eine solche entstand fast gleichzeitig auch zu St. Martin in Gnadenwald bei Hall, ging aber bald wieder

ein und um 1500 kam hier ebenfalls ein Waldschwesternkloster auf, welches jenem im nahen Hallthale großen Eintrag that. Nach zwanzig Jahren brannte aber dieses neue Kloster ab und stand nun über ein Jahrhundert als Ruine da. Die Waldschwestern übersiedelten nach Hall, jene im Hallthale etwas später nach Schwaz; beide Klöster machten aber den weltlichen und geistlichen Behörden viel zu schaffen und ließen die Hölle manchen billigen Triumph feiern.

Bevor wir unsere mittelalterlichen Einsiedler verlassen und zu jenen der neuern Zeit übergehen, wollen wir auch noch auf jenen Klausner, welchen Walter von der Vogelweide öfter als seinen guten „Klosenaere" nennt, einen Blick werfen. Es sind verschiedene historische Persönlichkeiten unter diesem Klausner vermuthet worden; nachdem aber neuerlich Tirol als Vaterland und der Vogelweiderhof am Layener Ried als Geburtsstätte des großen deutschen Dichters mit der weitaus größten im Dunkel dieser Frage bisher möglichen Wahrscheinlichkeit erwiesen worden, ist auch auf Walters „Klosenaere" ein überraschend helles Licht gefallen. Prof. Dr. Ignaz Zingerle hat nämlich jüngst in der Zeitschrift „Germania" (Neue Reihe, VIII. S. 257 ff.) darauf hingewiesen, daß unter jenem Klausner Ortulf II. von Säben, Domherr zu Brixen, Propst zu Innichen, Hofkaplan Friedrichs I. zu verstehen sei. Ortulf begleitete den Kaiser auf dem Kreuzzuge und lebte nach der Rückkehr zurückgezogen als Probst des Collegiatstiftes in dem frühern Benediktiner-

kloſter zu Innichen im Puſterthale. Da Säben ohnehin ganz nahe bei der Stadt Klauſen liegt, die Säbner aber überdies unmittelbar über derſelben eine Burg beſaßen, konnte Ortulf mit einem ſinnreichen Wortſpiel der Klausner (Cluſenaere, Kloſenaere) genannt werden. Wem die Wahrſcheinlichkeit nicht Genüge thut, mag ſich die Gewißheit ſuchen und dadurch die Welt zum Dank verpflichten.

II.

Das sechzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter der Reformation, welche ihre Sturmfluten auch im Süden weit über die Alpen hinüber warf und in Tirol eine lange anhaltende Bewegung hervorrief. Zwar trat sehr bald, schon mit der Unterdrückung des Bauernaufstandes vom Jahre 1525, die Regierung mit ihren zahllosen häufig blutigen Gewaltmitteln dagegen in den Kampf ein und arbeitete damit bis in das folgende Jahrhundert fort, aber den Geist des Protestantismus hätte sie nicht zu bannen vermocht, wenn ihr nicht das romanische Element aus dem Süden mit seinen fliegenden Heerschaaren von Jesuiten, Mönchen, Predigern und Nonnen zu Hilfe gekommen wäre. Man braucht nur Beda Webers überschwängliches Buch „Tirol und die Reformation" (Innsbruck 1844) einzusehen, um sich einen Begriff zu machen, was „der Kreuzzug der Verzückten aus Italien nordwärts" und „die Ueberflut des romanischen Elementes ins deutsche zum Schutze der Kirche" zunächst in Tirol geleistet hat. Wie es auch in Baiern, vorzüglich in München, auf das gesammte öffentliche Leben gewirkt, davon hat Dr. Ludwig Steub in seinen „Altbairischen Kul-

turbildern" eine anziehende Schilderung gegeben. Diese tief und weitgreifende kirchliche Bewegung rief im siebzehnten Jahrhunderte in Tirol auch das verfallene Einsiedlerwesen wieder ins Leben. Freilich gedieh dasselbe nur mehr zu einer Treibhauspflanze, welche nicht immer und überall liebliche Düfte wahrer Frömmigkeit um sich verbreitete. Der alte kraftvolle Geist der christlichen Weltentsagung, welche auf ihrem Dornenpfade nicht nach den Lockungen irdischer Macht und Güter zurückblickte, war und blieb verloren.

So finden wir bald nach Beginn des siebzehnten Jahrhundertes einen Jakob Müller aus Schwaben als Einsiedler in Kreßbrunn bei Villanders in Südtirol. Ihm schlossen sich andere an; da er jedoch der heiligen Dreizahl zu Liebe nicht mehr als zwei Gefährten bei sich ließ, wanderten die Ueberzähligen zur Gründung neuer Einsiedeleien fort. Planer, ein Kastelruther, wählte sich dazu den Josefsberg bei Meran, Holzer aus Warngau in Oberbaiern begab sich nach Nauders. Planer hatte den bessern Theil gewählt, Nauders war selbst für Einsiedler zu rauh und zu kalt. Darum begab sich auch Holzer nach Josefsberg. Die beiden Einsiedler fanden am Pfarrer von Algund einen erbitterten Gegner; allein gegen einen „genialen, geistreichen, findigen und allschmiegsamen" Mann, wie der sich Bruder Onuphrius nennende Holzer nach Beda Weber's Schilderung war, mußte der hitzige Pfarrer den Kürzeren ziehen, und die Richtigkeit des Holzer'schen Grundsatzes: „Die That

allein besiegt die Welt!" zunächst an sich erfahren. Der nach den Regeln des Hieronymitaner Ordens eingerichtete Verein wuchs und kräftigte sich so, daß Josefsberg im Jahre 1694 bereits 14 Mitglieder zählte. Dagegen ging nach Müllers Tode Kreßbrunn ein und ist heute verschollen, während Josefsberg, wo der Einsiedlerverein bis zur Zeit Kaiser Josef's II. bestand, heute eine Sommerfrische für Meraner Kurgäste geworden ist.

Gleich den genannten Müller und Holzer, in deren Verein sich auch ein Bamberger Namens Steigleder befand — nach Beda Weber ein „Feuergeist", welcher „wie ein Waldstrom in's Leben niederbrauste", scheinen überhaupt Ausländer vom Reize des Waldbruderlebens in Tirol fast mehr angezogen worden zu sein, als Landeskinder. Tirol genoß von jeher das Glück, seine heißesten „Feuergeister" und seine am heftigsten „in das Leben niederbrausenden Waldströme" zum guten Theile aus dem Auslande, und zwar sowol aus dem Norden, wie aus dem Süden zu beziehen.

In Valsugana lebte zu S. Silvestro unter Levico im siebzehnten Jahrhundert der Einsiedler Dominik Pellaoro oder lateinisch Pellaurus, welcher gleich dem hl. Antonius öfters von Teufeln geschlagen wurde, verschiedene Wunder wirkte und im Jahre 1640 starb. Vielleicht war ihm der Teufel gram, weil er sich erst in seiner Klause die Lesekunst aneignete, um die Lebensbeschreibungen heiliger Einsiedler sich zum Muster zu nehmen. Heut zu Tage ist auch diese Einsiedelei verschwunden und der Ort angebaut.

In der Diözese Brixen war das Einsiedlerwesen weniger beliebt; man hätte es in den Zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhundertes lieber aufgehoben, als befördert. Auf der Ruine des vorerwähnten Waldschwesternklosters in Gnadenwald bei Hall war im siebzehnten Jahrhunderte neuerdings eine Einsiedelei mit mehrern Brüdern entstanden, von denen jedoch der „einfältige, ränkevolle und hochstrebende" Johannes Moor durch den bischöflichen Visitator im Jahre 1638 ausgetrieben wurde. An seine Stelle trat Georg Thaler, gewesener Pfannhausamtshingeber in Hall welcher aus seinem ansehnlichen Vermögen auch eine jährlich fünfzig Gulden abwerfende Einsiedlerpfründe stiftete*). Der letzte Einsiedler, welcher sie genoß, Bartlmä Hofer, starb im Jahre 1820.

*) Aus einer mir vom hochw. Herrn Kaplan Sebastian Ruf in Hall gütigst mitgetheilten Urkunde ist zu entnehmen, daß dieser Georg Thaler kein gewöhnlicher Mann gewesen. Im Jahre 1680, mehr als zwanzig Jahre nach Thalers Tode, gibt Herr Veit Martin Kolb, Pfleger in Thaur, über denselben in krausem Deutsch folgendes an. Thaler habe als erzfürstlicher Pfannhausamtshingeber zu Hall mit seiner Ehefrau im ehelichen Stande keusch gelebt und sei, anstatt den gewöhnlichen „Herrenmalzeiten" anzuwohnen, wallfahrten gegangen. Er habe „nach seiner Frau Absterben dieses werthe Amt verlassen und sich zum Klösterle auf den Wald begeben, allda bis in sein Absterben mit Unterlassung von Fisch- und Fleischessen, auch allem, was einmal ein Leben gehabt, davon niemals etwas genossen, ein strenges einsiedlerisches Leben geführt, hierunter Fürsten und Herrn ihre Missethaten schriftlich und mündlich verwiesen (!) u. s. w." Nach seinem Tode

Im Jahre 1731 wählten die Waldbrüder der Diözese Brixen, wie es scheint, zum ersten Male einen Altvater. Im Jahre 1735 erschien zu Brixen unter dem Titel: „Richtschnur des einsiedlerischen Lebens" ein Büchlein, welches das Einsiedlerleben nach genauen Vorschriften einrichtete, die alle drei Jahre

---

kam Oswald Haller, Bürgermeister von Hall, einmal nach Gnadenwald „in der Meinung denselben als seinen Gfatter heimzusuchen; wie er aber hinkommen, seien die Gottesdienst schon vorüber gewest, das Grab mitten in der Kirche aufgemacht und sein Leichnam nebenbey, aber noch nicht begraben, entzwischen die geistlichen Herrn bei der Mahlzeit gewesen, habe er sein großes Verlangen gehabt, seinen Herrn Gfatter in Person wenigist noch Todter zu sehen und weilen gar wenig Personen in der Kirche waren, habe er die Todtenbahr eröffnet und denselben abgedecket, so habe er wohl bedächtlich mit seinen Augen gesehen, daß ihme Herrn Thaler an seinen Händen die heiligen Wundmahlen eingedruckt. Darüber er ihme seine Brust abgedeckt, allda ebenfalls auf dem Herzen das hl. Wundmahl mit blutigen Zeichen zu sehen gewest, die Füße aber habe er nit eröffnet, sondern seye alsobald zu den Geistlichen für den Tisch gangen und ihnen solches erzählt, welche alsobald von Tisch aufgestanden, in die Kirchen geloffen, den Leichnam eilfertig zugedeckt und in das Grab gelegt und zugescharrt, über welches er Herr Bürgermeister Haller sich nicht genugsam bewundern können . . . ." Haller verhoffte, Gott werde es durch andere Mittel offenbaren; weil dies aber in zwanzig Jahren nicht geschehen, vertraute er es dem Pfleger Kolb an, ob dieser vielleicht einen „Ausgang" erleben möchte. Ein charakteristisches Bildchen aus dem siebzehnten Jahrhundert, in welchem besonders der Haller Damenstiftsarzt Guarinoni den Cultus von tirolischen Heiligen in hohen Aufschwung zu bringen verstand! Bei Thaler ist freilich kein „Ausgang" erlebt worden. —

sich erneuende Wahl und Amtswirksamkeit des Altvaters und seiner drei Assistenten regelte und bestimmte, daß eine jährliche Versammlung der Waldbrüder zu Brixen am Feste „des großen Waldbruders Joannis Baptistæ" stattfinden sollte. Es wurde ihnen neben Tugend- und Bußübungen im Sommer Gartenarbeit, im Winter Handarbeit vorgeschrieben, allein es fehlte auch nicht an strengen Verboten, aus denen sich schließen läßt, daß das frühere Waldbruderleben von Mängeln keineswegs frei gewesen. Sie sollten sich nicht als Boten gebrauchen lassen, noch Quacksalberei und Kräuterhandel betreiben. Sie sollen keinen Prozeß führen, als jenen, welchen sie mit dem göttlichen Richter in der Einsamkeit auszutragen hätten. So aber Einer unter ihnen ein Jäger sein wollte, „lasse er die andern Thiere im Gebüsch und treibe anstatt des Wildes sich selbst dem göttlichen Seelenjäger in's Garn." So lange die Waldbrüder unter dem Wilde lebten, laufe die Seele keine Gefahr zu verwildern; denn obwol der höllische Jäger ihnen immer nachjage und jede Spur auskundschafte, wie er sie fällen oder mindestens in sein Garn verwickeln könne, so hätten sie selben doch viel weniger, als die Menschen zu fürchten. Von keinem Unthier der Wildniß, sondern vom Menschen kämen die Dracheneier der Sündenbrut her; nicht die Waldwölfe, sondern die Menschenwölfe seien die gefährlichen. Es ist ein Jammer, wie schwarz da wir arme Menschen gemalt werden; selbst das schöne Geschlecht wird nicht geschont, sondern eben, weil es das schöne ist, am schärfsten mitgenommen.

Am meisten, heißt es nämlich, sollen sich die Waldbrüder vor den Weibsbildern fürchten und selbe weder in ihre Klausen einlassen noch beherbergen, — „wenn sie auch mit denen Stralen der Heiligkeit völlig umbgeben zu sein scheinen sollten, sintemalen von solchen schon manchesmal die Tugend selbst verblendet und die Gott geheiligten Wälder in einen so schändlichen Brand gestecket worden, daß von dessen zurückgebliebenen Rauch denen gottseligen Waldbrüdern noch jetzt die Augen übergehen." Auch vor dem schrecklichen Laster der Trunkenheit sollten sie sich absonderlich in Acht nehmen. Als Bekleidung wurde ein wollener Habit mit einem Strickgürtel und daran hängenden Rosenkranz vorgeschrieben. Die Farbe des Habits hing von der Regel des Ordens ab, welchem die Waldbrüder angehörten oder doch angehören sollten. Wie es scheint, waren sie größtentheils wilde Zweiglein des Franziskaner- und des Augustiner-Eremitenordens*).

Die strenge Regel scheint aber doch nicht allzu ängstlich befolgt worden zu sein. Charakteristisch ist eine von Graz aus erlassene kaiserliche Verordnung

*) Ein Visitationsbericht des Altbruders Peidler vom Jahre 1753 weist Einsiedeleien mit einem oder mehrern Brüdern auf: an der Brettfall am Eingange in das Zillerthal, in Gnadenwald, Medraz (Stubei), Axams, Zirl, Oberhofen, Pfaffenhofen, Riez, Längenfeld (Oetzthal), Pitzthal, Imst, Kronburg, auf dem Wiesele, in Patznaun, Pfunds, Schnals, Kastelruth, Gufidaun, St. Lorenzen, Gaiß und Taufers. Fast von allen wird Löbliches

vom Jahre 1756, welche, allerdings ohne auf Tirol besonders Bezug zu nehmen, den Kreisämtern einschärft, auf Vagabunden, „geistliche und weltliche Einsiedler“ und ausweislose Personen Acht zu haben und sie gegebenen Falles handfest zu machen.

Aus Wälschtirol ist schon oben ein Einsiedler namhaft gemacht worden. In diesem Landestheile fehlte es an Einsiedeleien um so weniger, als beim wärmeren Klima der große Feind der Einsiedler, der Winter, weniger rauh und empfindlich ist, als in Nordtirol. Im vorigen Jahrhundert gab es in Valsugana vier Einsiedeleien. Eremiten lebten bei Deutschmetz in den Ruinen des Felsenhöhlenschlosses Kronmetz, welche Einsiedelei nach dem hl. Gotthart benannt war. Im Nonsberg gab es Einsiedler auf höchst romantischen Punkten, wie zu S. Emerenziana in der Trasengaschlucht, auf S. Biagio bei Revò und zu S. Giustina in einem schaurigen Felsenloche bei Dermulo. Um Roveredo gab es mindestens vier Romitori: zu Madonna del Monte, S. Colombano, S. Biagio und S. Martino. Einem Einsiedler zu S. Biagio wollten einige lose Bursche

---

berichtet und bemerkt, daß die betreffende Klause „eremitisch“ erbaut, auch Brunnen und Garten dabei sei und daß der Waldbruder seine heiligen Betrachtungen nach diesem oder jenem geistlichen Autor anstelle. Nur über Einen beklagt sich ein Pfarrer, daß er sich mit den Leuten zu gemein mache und sie sogar „butze“; ein Einsiedler beschwert sich, daß ein anderer in seinem Bezirke sammeln gehe. Die Wenigsten lebten von eigenen Mitteln.

einmal, als er dem Weine über Gebühr zugesprochen hatte und nachts stark angeheitert, aber doch in brünstiger Andacht in seiner Zelle saß, auf dem Dache wie Engel singend und rufend zur Himmelfahrt durch den Kamin hinauf verhelfen und ließen dann den armen verzückten Bruder unsanft in die Glutasche des Herdes zurückfallen, was einem im Dialekt schreibenden Roveredaner Dichter Stoff zu einer ausführlichen poetischen Erzählung gab. Dagegen war ein Eremit zu S. Martino weithin berühmt und gesucht wegen des klugen und heilsamen Rathes, welchen er für die verwickeltsten Angelegenheiten in orakelhaften Sprüchen, deren Sinn anfangs dunkel schien, zu ertheilen verstand. Uebrigens könnte für Wälschtirol der hl. Julian dem hl. Romedius den Ruhm des ältesten Einsiedlers füglich streitig machen, wenn sich die Geschichte nicht damit begnügt hätte, ihn nur mit zwei Worten als priesterlichen Genossen des hl. Vigilius zu bezeichnen. Dafür hat ihn die Sage seines angeblichen Heimatthales Rendena mit ihren Blüten so dicht eingesponnen, daß kein Geschichtsforscher mit seiner Prosa dieses heilige Dornröschen mehr zu entzaubern vermag. Der hl. Julian soll irrthümlich seine Aeltern in der Nacht für Räuber gehalten und erschlagen haben und darauf so weit in die Wildniß, nämlich auf einen nach ihm benannten Berg seitwärts vom Eingange in das Val Genova gezogen sein, bis er die Glocken nicht mehr läuten und die Hähne nicht mehr krähen hörte. Dort brachte er als Einsiedler unter schweren Bußwerken

sein Leben zu. Hartherzigen Hirten, welche ihm ein wenig Milch versagten, wurden ihre Herden in noch heute zu sehende Steinblöcke verwandelt. Seine Fürbitte wirkt besonders gegen Bisse giftiger Schlangen, deren es auf jenem Berge keine geben soll.

Als unter der Kaiserin Maria Theresia die Volksschulreform ins Leben trat, pochte man nicht selten an die Thüren stiller Klausen und verwandelte die Einsiedler in Schul- und Zuchtmeister für die jungen „Menschenwölfe", weil solche Lehrer den Bauern am wenigsten kosteten. Die Regierung des Kaisers Josef II. aber griff weiter und brachte wie vielen Klöstern so auch den meisten Einsiedeleien den Untergang *). Soll man es bedauern, daß damit ein verkörpertes uraltes Stück Waldpoesie aus dem Volksleben getilgt wurde? Das Einsiedlerwesen, welchem übrigens lange vor Josef II. schon Karl der Große abhold gewesen, hatte seine guten wie seine schlimmen Seiten, aber es hatte sich ausgelebt. Wer dem menschenfreundlichen Kaiser darob gram sein will, mag zu seinem Troste bedenken, daß auch ohne denselben die Stürme der später folgenden langen Kriegsjahre die überreife Frucht vom Baume geschüttelt haben würden. Aber einige Früchte sind an diesem Baume doch noch bis heute hängen geblieben.

*) Die 1782 erfolgte Aufhebung traf in Niederösterreich 65 Einsiedler in 48 Klausen. In Böhmen gab es 83 Einsiedler, von welchen 17 gestiftet waren; vgl. Salomon, Austria oder österr. Universalkalender für 1842, S. 157.

III.

In Unterinnthal lebt ein Völklein, welchem der gesunde Humor und Mutterwitz nicht so leicht ausgeht. Auf großen geschlossenen immer an den glücklichen Erstgebornen sich vererbenden Bauerngütern sitzt ein kernhaftes Geschlecht von Herrn im Lodenrocke mit zahlreichem Gesinde, welches sich für die versagten liegenden Güter durch eine etwas leichtere und freiere Auffassung des Lebens, als man sie sonst unter den übrigen ernsthaften, auch trübseligen mit romanischen Elementen mehr oder minder durchsetzten Deutschtirolern findet, schadlos zu halten pflegt. Diesem Völklein sind die Einsiedler schon von Alters her zu populären Gestalten geworden, wie dem Italiener seine ehemals so zahlreichen Frati. Herr J. E. Waldfreund oder mit seinem rechten Namen Peter Moser, jetzt Lehrerbildner in Roveredo, spricht in seiner trefflichen inhaltreichen Skizze: „Auf die hohe Salve" von einem das Klausnerleben betreffenden Volksliede, welches so anhebt:

„Da auß'n im Wald
Ist ein' Einsiedelei,
Da wachst nichts als Bosch'n
Und Steinmies dabei."

Der darin hausende Einsiedler zeichnet sich durch heiligen Eifer aus, aber, ohne daß er es selbst recht weiß, lauert ihm ein gefährlicher Feind auf. Wie er nämlich die Frömmigkeit des Waldbruders bemerkt hat —

„Da denkt ihm der Teufel,
Den muß i verführ'n,
Wenn's erstmal nit geht,
Will' i 's öfter probir'n."

Das Lied hat zwei Varianten; die eine läßt den Einsiedler im Kampfe obsiegen, die andere aber unterliegen. Zur letztern gehört vielleicht auch das muthwillige Schnaderhüpflein:

„Der Einsiedl am G'wänd
Hat die Kutten aufg'hängt,
Hat die Bet'n verschmissen
Und ist 'm Diendl nachg'rennt."

Uebrigens braucht empfindsamen Menschenfreunden ob solcher Katastrophe nicht gleich bange zu werden; aus manchem den bösen Anfechtungen zeitweilig unterlegenen Einsiedler ist zwar, wie der Volkswitz sich ausdrückt, ein „Zweisiedl", aber nachgerade doch ein getreuer Gatte und braver christlicher Hausvater geworden. Und wozu soll auch der Kriegsfürst der Unterwelt sich hochmüthig rühmen, einem armen Klausner schon ein Sedan bereitet zu haben, wenn derselbe einen rothbackigen Lockenkopf, welcher dabei unter die lang ersehnte Haube kam, lieblicher fand, als den kahlen, weiß der Himmel wem einst, vielleicht sogar einem ausgemachten Spitzbuben oder einer alten Bettel

angehörenden Knochenschädel in seiner Zelle? Ich wüßte darüber kein unartiges Einsiedlergeschichtchen, ich will es aber dem Leser gelegentlich ein anderes Mal erzählen und ihn dafür zu einer kurzen Rundschau über einige im Unterinnthale noch bestehende Einsiedeleien einladen*).

Bei Kitzbühel auf dem Schattberge am sogenannten Kniepaß finden wir gleich eine zur Zeit zwar unbewohnte, aber wolerhaltene Einsiedelei mit einer Kapelle. Ein ehrsamer Kitzbüchler Bürger und Hutmacher Namens Franz Stitz gerieth im Jahre 1735 auf einer Reise nach Kärnthen in Gefahr von Strolchen erschlagen zu werden und gelobte, wenn er entränne, nach Mariazell zu wallfahrten, von dort ein Marienbild heim zu bringen und eine Einsiedelei zu errichten. Er wurde gerettet und that, wie er gelobt hatte. Auf den Knieen rutschend trug er von einer großen Volksmenge begleitet das Bild von Kitzbühel weg zur ausersehenen Stelle auf dem Schattberge. Als er eine kurze Strecke davor ermattet zu Boden sank, rief ihm das Volk zu, er solle „paß knieen", worauf er sich aufraffte und das Ziel mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte glücklich erreichte. Das heißt dem Himmel wahrlich gut deutsch Wort halten! Doch nicht Stitz

*) Der Verfasser verdankt die nachfolgenden Mittheilungen über die Einsiedler zu Kitzbühel, St. Johann und auf der Brettfall größtentheils der Gefälligkeit der Herren Ludwig Fankhauser, Schulleiter in Kitzbühel und Josef Kurz, Schulleiter in Fügen. —

selbst, sondern einer seiner Handwerksgesellen blieb als der erste Einsiedler auf dem Schattberge. Zur Zeit Josefs II. lebte dort ein alter ehrwürdiger Klausner, welcher sich eifrig mit dem Jugendunterricht abgab und zu welchem aus weiter Ferne die Leute in ihren Anliegen herkamen. Nachdem derselbe in den Neunziger Jahren gestorben war, blieb die Einsiedelei bis 1810 unbewohnt. In der Zwischenzeit nahm sich ein reicher Bauer der Kapelle an und hatte seine besondere Freude, die Muttergottes recht schön zu kleiden. Nachdem dieselbe aber mehrmals von Frevlerhand beraubt worden war, wurde ihm die Sache zu bunt und er redete einmal dem Bilde folgendermaßen ernstlich zu: „Moid*) i sag dirs, wenn du dir dein G'wand noch amal steal'n laßt, kaf i dir g'wiß koans mear!" In den Vierziger Jahren war dort ein Einsiedler, welcher den Wein nicht weniger liebte als die heiligen Werke der Buße. Wenn er abends spät nach Hause schwankte, pflegte er sich mit lauter Stimme als Sünder anzuklagen und den lieben Gott unaufhörlich um Verzeihung zu bitten. Ein Spaßvogel stieg einmal am Wege auf einen Baum und schrie, als der angeheiterte Waldbruder wieder mit lauter Selbstanklage daher kam, mit mächtiger Stimme herab: „Einsiedler, du bist ein Heiliger!" Der Einsiedler vermeinte die Stimme Gottes vom Himmel zu hören, kniete nieder und rief

*) d. i. Maria, in derberem Sinne, als das zärtlichere „Moidele" (von mhd. maget, Magd.)

mit inbrünstigem Danke: „Mein Gott, wie hab' ich armer Sünder so große Gnade verdient!" — Der letzte Einsiedler auf dem Schattberge war ein ehemaliger Grenadier aus Pinzgau. Von einer Wallfahrt nach Rom hatte er einen großen Vorrath von Kreuzen, Bildern, heiligen Gebeinen, ja sogar Erde mitgebracht, durch deren Verkauf an leichtgläubige Bauernweiber er sich ein hübsches Vermögen erwarb. Er stellte in seiner Zelle auch das sogenannte Bußbrett zur Schau, nämlich einen mit Moos gefüllten Sarg, in welchem ein großer Stein als Kopfkissen diente. Ein Bergbeamter nahm jedoch einmal wahr, daß dieser Stein wunderbarer Weise von Spinnengeweben umzogen war, obwol der Einsiedler alle Freitage in diesem Sarge ruhte. Er mußte später die Einsiedelei und den Stadtbezirk, wo er sich ein Haus gekauft hatte, verlassen und seither steht die Klause wieder leer. Die Stadtgemeinde hat nach den gemachten Erfahrungen die Waldbruderpoesie satt bekommen und mag keinem der sich noch immer einstellenden Bewerber mehr gestatten, in der verwaisten Einsiedelei auf dem Schattberge eine unfehlbare Leiter zum Himmel aufzustellen.

Die Schattberger Klause hat unsere Neugierde nur geweckt, nicht aber ganz befriedigt. Wandern wir daher an der Kitzbüchler Ache thalabwärts zum stattlichen Dorfe St. Johann, welchem man nachsagt, daß es die reichste Gemeinde des Landes sei. Nördlich davon unter den steilen Felsenwänden des wilden Kaisers finden wir die Einsiedelei Maria Blut und darin

einen lebendigen Einsiedler in einer wirklichen Kutte; ja wenn wir die Zeit treffen, wo er nicht dem Gebete obliegt, empfängt er uns wol schon von weitem, froh, daß wieder einmal einige „Menschenwölfe“ kommen, mit den Tönen des Waldhorns, welches er trefflich spielt. Das ist eine Einsiedelei, die sich sehen lassen darf, gleich fünf Zellen neben einander und eine Kapelle dazu! Wann sie erbaut worden, ist unbekannt; es mögen wol so ungefähr zweihundert Jahre her sein. Im vorigen Jahrhunderte soll es da nicht blos mehrere, sondern sogar verheiratete Einsiedler gegeben haben und scheint das ehrsame Buchbinderhandwerk eingebürgert zu sein; denn wie die meisten frühern, ist auch der jetzige Inhaber der fünf Zellen seines Zeichens Buchbinder. Sein Vorgänger ist im schweren Kampfe um die Lilienkrone der Heiligkeit, weil er seinen Augen zu viel traute, vorläufig unterlegen und ein gewöhnlicher „Zweisiedl“ geworden. Der jetzige Einsiedler haust schon neun Jahre hier oben und ist während dieser Zeit viermal „ausgeraubt“ worden. Noth hat er darum schwerlich gelitten, denn seine Sammlungen fallen nicht schlecht aus. Die frommen Bäurinnen der Umgebung, welche vorsorglich auch drüben, nicht blos hüben Kapital auf Zinsen anlegen wollen, spenden dem Eremiten am wilden Kaiser alljährlich manche hübsch runde Butterkugel, manches volle Säckchen Mehl und anderes, was ein Klausner noch braucht, wenn er nicht so knauserig leben will, wie sein oben erwähnter Mitbruder, von welchem das alte Lied sagt:

„Er hat nix als a Pfandl
Und das ist voll Rost,
Wurzeln und Kräuter
Ist sein' einzige Kost."

Der Einsiedler könnte uns noch Manches erzählen, er hat in die Geheimnisse und die Märchenwelt des wilden Kaisers vielleicht tiefer hineingeschaut, als die besten Geognosten und die erfahrensten Sagensammler; — allein so eben bringen Leute einen Kranken herauf und da muß er in der Kapelle die Lichter anzünden und neben dem die Genesung ersehnenden Kranken knieend beten. Möge dem Armen die Gesundheit wiederkehren, dem Einsiedler aber auch, wie billig, für das Lichteranzünden und Beten eine kleine Spende zu Theil werden! So wünschen wir und zwar, da wir nicht zu den Jüngern Aeskulap's zählen, ohne jegliche Regung kollegialer Eifersucht und steigen den Berg befriedigt wieder hinab.

Weiter nördlich drüben bei Kössen soll es zwar auch Einsiedler geben oder gegeben haben, aber wir lassen den wilden Kaiser unübersteigbar zwischen uns und ihnen liegen und wandern das Innthal hinauf. Auch in Brixlegg halten wir nicht an, obwol wir kaum zehn Minuten Weges vom Bahnhof abermals einen lebendigen Einsiedler fänden, von welchem wir aber nur mit Horaz: „Amat nemus et fugit urbes" zu sagen wüßten. Was trüge es auch zu unserer ohnehin schon bedenklichen Aufklärung bei, wenn wir erführen, der mit der Grünwalder Einsiedelei verbun-

dene herrschaftliche Grundbesitz erstrecke sich fast zwei Meilen weit von Kundl bis zum Zillerfluß? Ich meine nämlich den Bezirk, in welchem der Einsiedler sammeln darf. Weil aber unsere bisherige Einsiedlerschau glücklich von Statten gegangen ist, machen wir es wie die Bäurinnen der Gegend, wenn ihnen etwas Ungerades richtig ausgeht, und steigen am Eingange in das schöne gesangreiche Zillerthal bei Straß auf die Brettfall hinauf. Da steht ein Kirchlein mit einem wunderthätigen Marienbilde und daneben wohnt als Hüter desselben wieder ein wirklicher Einsiedler, nämlich Bruder Sebastian von Pillersee, in dessen Haushalt wir jedoch keine vorwitzige Blicke werfen wollen. Es ist ein schönes Plätzchen, etwas zuglüftig, aber mit herrlicher Aussicht über das Inn- und Zillerthal; außerdem nährt es seinen Wächter trotz des unfruchtbaren Bodens und spendet der Himmel seine Gnaden allen, welche mit dem rechten Vertrauen heraufkommen. Ein Bauernmädchen, welches schon etwas über die Jahre der Blüte und der Heiligung durch das siebente Sakrament hinaus war, kam einst auch, jedoch ohne rechtes Vertrauen, da herauf und gelobte ewige Jungfrauschaft. Auf dem Rückwege fand sie einen Begleiter und wurde mit ihm nach einigem Hin- und Herreden über das Heiraten einig, worauf sie eiligst in die Kapelle zurückkehrte, um bei der Muttergottes das gemachte Gelöbniß wieder zurückzunehmen. Der zweite in der rückwärts laufenden Reihe der Vorgänger des jetzigen Einsiedlers, Bruder Klaus von Bruneck,

soll bei seinem seligen Hintritte ein erworbenes Vermögen von 1700 Gulden in Silber hinterlassen haben. Der berühmteste aller Einsiedler hier oben war aber seiner Zeit, nämlich noch vor dem genannten Bruder Klaus, der „Brettfallfranzel" oder mit seinem vollen Namen Franz Margreiter. Dieser kaufte die Einsiedelei in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, allein im Jahre 1788 ließ die Regierung das Brettfallkirchlein sperren und das Gnadenbild in die Dorfkirche nach Straß übertragen. Was hätte der arme Einsiedler noch allein ohne Gnade auf der verödeten Brettfall anfangen sollen? Er faßte sich ein Herz, griff zum Pilgerstabe und wanderte nach Wien zum Kaiser. Mit großer Mühe gelang es ihm endlich, zur Audienz zu kommen. „Ich stund," schreibt er selbst, „am ersten Orte voll des Verlangens nach Seiner Majestät. Als er nun in einem herrlich vor lauter Gold glänzenden Kleide hervortrat, übergab ich ihm das Memorial wie auch mein Atteſtat kniefällig mit den Worten: Ich bitte Eure Majestät um Gnade und Barmherzigkeit!" Voll guter Hoffnung wanderte Franz wieder heim, allein seine Bitte hatte noch einen längern Instanzenzug zu bestehen, bis sie erfüllt wurde. Im Mai 1789 wurde das Gnadenbild wieder in das neueröffnete Brettfallkirchlein übertragen. Am Vorabende, als Franz das Kirchlein herrichtete und schmückte, hätte ihm, wie er erzählt, „der Teufel bald einen empfindlichen Streich versetzt, aber Gott sei gedankt, daß ihm sein Vorhaben fehlgeschlagen." Das Werk-

zeug, mit welchem ihm der Teufel diesen empfindlichen Streich versetzen wollte, dürfte muthmaßlich eine Flasche Wein gewesen sein. Der Brettfallfranzel war auch Kupferstecher und brachte mit den Erzeugnissen seiner Kunst manchen Heiligen bildlich unter das Volk. Im Jahre 1809 versah er sich jedoch bei einem, welcher seinen Prozeß mit dem Advokaten des Teufels in Rom noch nicht gewonnen hatte, auch bis heute noch nicht gewonnen hat, so nothwendig auch unsere Tiroler Wirthe und Weinpanscher täglich einen kräftigen Patron und Fürsprecher im Himmel brauchten, nämlich bei Andreas Hofer, Wirth am Sand in Passeier und „Oberkomedant in Diroll." Die Baiern nahmen dieses Versehen gewaltig übel und führten den sein letztes Stündlein vor sich erblickenden Künstler nach Ingolstadt, waren aber so klug, aus ihm keinen Märtirer zu machen, sondern ihn nach einiger Zeit wieder laufen zu lassen. Noch zwanzig Jahre lang genoß Franz nach diesem Schrecken das aus Ingolstadt wieder heimgebrachte schöne Leben, bis er 1829 als betagter Greis sammt seiner Einsiedelei jämmerlich verbrannte. Dieses traurige Ende trug jedoch dazu bei, sein Andenken bis heute im Volke lebendig zu erhalten*).

---

*) Der Brettfallfranzel befaßte sich zuweilen auch mit Theologie. Im Jahre 1793 nahm er gewaltigen Anstoß an einem Satze des berühmten P. Herkulan Oberrauch, Franziskaners und Universitätsprofessors in Innsbruck, daß „das Verdammtsein besser sei als Nichtsein" und theilte seine Skrupel einem Exjesuiten mit. P. Herkulan wurde nun heftig angegriffen

So aber Jemand nach all dem Gelesenen Lust hätte, in Tirol Einsiedler zu werden, sei ihm verrathen, daß gar nicht weit von der schönen Landeshauptstadt beim Romedikirchlein zu Thaur noch eine Einsiedelei leer stünde, welche mit einiger Nachhülfe leicht wieder in wohnlichen Zustand zu setzen wäre. Schon seit langer Zeit lebten dort Einsiedler, unter anderen um die Mitte des 17. Jahrhunderts Bruder Nili, ein Italiener, welchem 1658 der auf Erlösung harrende Geist des Thaurer Pfarrers Georg Meringer erschien und zum Beweise der Richtigkeit dieses Erscheinens seine glühende flache Hand auf den Deckel einer Schachtel drückte, welche mit diesem Brandmale noch jetzt unter Glas und Rahmen im Romedikirchlein hängt. Nili verstand sich darauf, solche Geschichten unter das Volk zu bringen, denn er war der Freund des damals bereits verstorbenen Arztes Guarinoni. Wahrlich, kein schlechtes Plätzchen bei diesem Romedikirchlein! Vom Fenster der Zelle sähe ein Einsiedler ein gut Stück Innthal mit den Städten Hall und Innsbruck, außerdem noch ein Stück der Stubeier Gletscherwelt; in unmittelbarer Nähe hätte er die Ruinen des Schlosses Thaur, allwo der hl. Romedius das Licht der Welt erblickt haben soll, und rings am Berge herum noch

---

und seine schon 1774 erschienene Moraltheologie zu Rom auf den Index gesetzt. Vgl. „Herkulan Oberrauch, Franziskaner und Universitätsprofessor in Innsbruck (1728—1808)." Von P. Johann Paul Ehrenberger, Gymnasiallehrer. Bozen 1862. S. 24.

einige weit in das Innere der Erde hineingehende alte Bergwerksstollen, wohin er sich zurückziehen könnte, falls in Tirol einmal unversehens eine Christenverfolgung ausbräche. Das stattliche Dorf Thaur selbst läge demütig zu seinen Füßen. Wollte der fromme Klausner einmal sine permissu Superiorum auch etwas Weltliches lesen, könnte ihm mit Fug Adolf Pichler's „Hexenmeister", welcher ja vom Dichter in der Waldschlucht hinter dem Schlosse ebenfalls als Klausner angesiedelt wurde, empfohlen werden. Freilich ein Klausner nicht gewöhnlichen Schlages, dessen Nachahmung nicht gerade zu empfehlen wäre, — —

„Verabscheut und geflohen von dem Volke,
Weil er nicht mit dem Volke ging und sich
Die Einsamkeit erkor. Man sah, wie Hexen
Den Reigen schlangen um sein nied're's Dach,
Und nicht natürlich war des Sturmes Wimmern,
Das nachts durch die gequälten Tannen zog.
Er wußte mehr, als sonst die Menschen wissen;
Nur Kinder schauten ruhig in sein Auge,
Das in den Sternen las; mit sicherm Finger
Wies er dem Hagel und dem Blitz die Bahn
Und klang die Wetterglocke, hob der Pfarrer
Stets gegen seine Höhle die Monstranz.
Wie er gelebt, so starb er einsam auch,
Liegt einsam in des Friedhofs fernstem Winkel.
Das schlechte Kreuz, ihm auf das Grab gesetzt,
Verschwand bei Nacht und Niemand weiß wohin." *)

*) Pichler Adolf, Marksteine. Erzählende Dichtungen. Gera bei Amthor 1874 S. 119 ff.

Ein neuer Einsiedler da oben dürfte natürlich das schlechte Beispiel dieses Sonderlings nicht nachahmen, sondern müßte mit dem Volke gehen und daher den „Hexenmeister" nur zu seiner heilsamen Abschreckung und mit fortwährendem Kopfschütteln lesen.

Thaur ist ein klerikales Musterdorf; seit der Zeit jenes Thaurer Bauers, welcher einst — im sechszehnten Jahrhunderte — den frommen romantischen Erzherzog Ferdinand schmähte und dafür um seine Zunge kam, hat wol nie ein liberaler Gedanke das Heiligthum eines Thaurer Gehirnkastens entweiht. Selbst die kühnsten Innsbrucker Bürger und Herrn pflegen, wenn sie durch Thaur gehen, ihrem liberalen Gedankensturme Stillstand zu gebieten, bis sie eine Strecke weit über das Weichbild des Dorfes hinaus sind. In Thaur blüht eine eigene Industrie, nämlich die Verfertigung von Weihnachtskrippen, von denen manche bisweilen sehr umfangreich ausfallen. Um die Höhle, in welcher die heilige Familie mit Ochs und Eselein und den anbetenden und opfernden Hirten sich befindet, breitet sich da, in jeder Krippe variirt, eine zaubervolle Gebirgslandschaft voll von Schluchten, Wasserfällen, Seen, Teichen, Städten, Schlössern und Alpenhütten, Klöstern, Einsiedeleien, Kirchen und Kapellen aus, belebt von Figuren so mannigfacher Art, daß den Thaurern schon seit einiger Zeit die Fantasie ausgegangen ist, noch neue zu erfinden. Der künftige neue Einsiedler beim Romedikirchlein sollte daher von der Holzschnitzerei etwas Rechtes verstehen und ein findiger Kopf sein,

wie es ohne Zweifel um 1650 jener Einsiedler zu Kiens im Pusterthale war, von welchem im Innsbrucker Museum noch ein sehr zierlich gearbeitetes Kästchen aus Holz zu sehen ist. Der letzte vor etwa zwanzig Jahren zu allen heiligen Klausnern versammelte Einsiedler, welcher beim Romedikirchlein gehaust, hat sich auch auf die Anfertigung von Weihnachtskrippen wol verstanden und ist dabei nicht schlecht gefahren. Der neue künftige Einsiedler wird vollens ein gemachter Mann sein, wenn er sich neben der Schnitzkunst auch auf zeitgemäße Prophezeiungen verlegt, so daß sich unsere Sonntagsprediger und die Redakteure klerikaler Blätter stets auf ihn berufen können, wenn sie den gespannten Zuhörern und Lesern den nahen Sieg und glorreichen Triumph ihrer Sache verkünden.

Wir freuen uns daher mit den Thaurern schon im Voraus auf einen neuen Ankömmling und werden vielleicht auch seiner Zeit über seine Frömmigkeit und Kunstfertigkeit getreulich berichten. —

II.

Einsiedlergeschichten.

1. Der Einsiedler von St. Martin.

Ungefähr dritthalb Wegstunden unter Trient nimmt das am rechten Etschufer nach Süden streichende Kalkgebirge einen Anlauf zur Bildung eines Mittelgebirges. Der Ortschaft und Bahnstation Calliano gegenüber senkt sich eine Thalschlucht in südwestlicher Richtung in's Gebirge ein und verläuft oben in eine langgestreckte jedoch sehr unregelmäßig gestaltete Mittelgebirgsebene, auf welcher Wälder und Alpen mit zwei kleinen Bergseen und weiter nach Süden hin das stolz in die Gegend von Roveredo niederschauende Schloß und Dorf Castellano Platz finden. Wer unten durch das Etschthal hinfährt, ahnt kaum etwas von dieser hohen anmuthigen Bergterrasse; um so lieber steigen aber manchmal Roveredaner, welche freie Zeit haben, nach Castellano hinauf und wandern dann noch ein Stündchen nordwärts zu den zwei schönen Bergseen in Zei genannt*), wo es noch viel hübscher wäre, wenn nicht

*) Da Zei fast wie Sei gesprochen wird, fühlt man sich versucht, bei diesem Namen an das deutsche „See" zu denken. Der Schein trügt; denn zei ist die mundartliche Form des

der schöne Wald grausam verwüstet worden wäre. Unweit davon auf dem Bergvorsprunge gegen das Etschthal hin steht ein Kirchlein mit anstoßendem Gemäuer, wo bis 1779 die Wohnung eines jeweiligen Einsiedlers war, St. Martin genannt. Die Wahl des Ortes zeugt auch hier vom guten Geschmacke der Einsiedler; denn die frommen Männer genossen von dort die herrlichste Aussicht über den Garten der weiten Thalebene voll Reben und Maulbeerbäume und malerisch gelegener Ortschaften — grün in graubraun, wie die Malerin Natur hier ihre Farben so trefflich mischt. Mochte auch den guten Männern das Herz zuweilen schwer werden bei dem Gedanken, wie sie von allen diesen Herrlichkeiten kein Stückchen und kein Fleckchen Erde besäßen, wie für sie keine Handvoll Seide gesponnen werde in den hochragenden vielfensterigen Filanden der nahen Stadt Roveredo und kein Fäßchen Wein gekeltert in den Campagnen des weinberühmten Dorfes Isera, — nun, sie brauchten darum noch nicht kleinmüthig und schwachgläubig zu werden. Sie durften nur ein paar Schritte nach links machen und ein hochstämmiger Fichtenwald nahm sie auf in seine heiligen Schatten und in den blauen Seen blinkte und winkte es wie ein tief verborgenes seliges Naturgeheimniß. Ob wol der letzte der Einsiedler, welcher

ital. giglio und (Plural) gigli = Lilie. So nennt das Volk die Seerosen (Nymphæa alba L), mit welchen beide Seen schon im Juni überdeckt sind — von den nahen Höhen aus gesehen ein prachtvoller Anblick!

im vorigen Jahrhunderte dort wohnte, auch für solchen Zauber der Natur empfänglich war? Es war ein recht ernsthafter und frommer, aber kluger Mann, zu welchem manche Leute kamen, um in schwierigen Angelegenheiten sich Rathes zu erholen. Langes Reden und Wortklauben war seine Sache nicht. Darum gab er zwar oft und gern einen guten Rath, kleidete denselben jedoch in eine kurze und bündige Form; er war ein wirkliches Bergorakel.

So fanden sich einmal eines Nachmittags im Wirthshause des am Fuße des Berges gelegenen Dorfes drei Männer zusammen, welche wol nur ein Zufall zu einander geführt hatte; denn es waren gar arbeitsame nüchterne Leute und das Wirthshaussitzen ihre Sache nicht bis auf Einen, welchem es aber nicht schadete weder an Geld und Gut noch an der Ehre, weil er eben der Wirth und Hausherr selbst war. Die beiden andern waren ein Bauer und ein Müller. Nachdem sie nun schon lange beisammen gesessen und von allerlei gesprochen hatten, begann der Bauer wieder: „Ich bin ein Bauer und kann Euch versichern, ich bin nicht übel daran. Ich habe zu Hause ein Weib und vier erwachsene Buben und habe viele Felder, weiß aber der Kukuk, wie es dennoch kommt, daß wir manchmal nichts zu essen haben.“ „Ei, geh zum Kukuk mit deiner Klage“, rief der Müller, „was willst du nur von mir sagen? Ich habe zwei Mühlen und zwei Müllerbursche und Arbeit, so viel ich will, das ganze Jahr. Bis Mitternacht bin ich bei meinem Geschäft;

es ist ein reiner Zufall, wenn ich etwa alle heiligen Zeiten einmal einen Zwanziger vertrinke und doch ist mein Geldbeutel immer leer." „Und bei mir geht's noch schlechter, als bei euch," rief der Wirth, „ich habe nur ein Weib und keine Kinder und trinke selbst nur den schlechtesten Wein; aber wenn ich wieder ein paar Eimer verbraucht habe, so ist die Auslage halb eingebracht und mein Geldbeutel bekommt ein immer größeres Loch." „Das geht bei uns, wie wenn alles verhext wäre," sagte der Bauer; „aber hört einmal, was wir thun könnten. Da oben auf dem Berge in St. Martin lebt ein Einsiedler; er liest Gedrucktes und Geschriebenes und kann, glaube ich, auch Latein, wie unser Pfarrer. Gehen wir zu ihm und erzählen wir ihm alles, gleich jetzt; ihr werdet sehen, wie schnell er versteht, wenn wir ihm auch nur ein wenig vorerzählen." „Schon recht," fuhr der Müller dazwischen, „aber es braucht keine solche Eile und der Weg ist rauh und steil. Wenn ihr ein anderes Mal gehen wollt, so bin ich dabei." „Ich habe zwar wenig Vertrauen," sagte der Wirth, „ich fürchte, wir kommen eben so gescheidt zurück, als wir hinaufgehen; doch leiste ich euch um so lieber Gesellschaft, als ich noch in meinem Leben nie in St. Martin droben gewesen bin und mich schon lange die Neugier sticht, den Einsiedler zu sehen." So kamen sie denn überein, am nächstkommenden Feiertag in aller Frühe aufzustehen und dem Einsiedler von St. Martin ihren Besuch abzustatten.

Als noch kaum die Morgenröthe des bestimmten Tages leuchtete, waren die drei Männer schon auf dem Wege, welcher steil und rauh in vielen Windungen den Berg hinanführte. Als die Sonne aufging, waren sie bereits beim Walde angelangt. Da setzten sie sich in den Schatten und frühstückten; denn jeder hatte seinen Imbiß und der Wirth eine große Flasche Wein obendrein mitgenommen. Es war ein herrlicher Morgen, würdig eines Festtages; in den Zweigen und Aesten der Bäume sangen die Vögel auf das Lieblichste und flohen nicht vor den drei Fremden. Waren es doch gute Männer, welche keine Vögel fangen, sondern nur den Stein der Weisen suchen gingen. Da stand auch schon das Kirchlein mit der Zelle des Einsiedlers. Der Bauer ging voran und pochte an die Thüre; alsogleich öffnete der Einsiedler und führte die drei Männer in sein Kämmerlein. Es war ein Mann von gar würdevollem Aussehen, welcher schon durch seine Erscheinung den Besuchern Achtung einflößte. Im Kämmerlein hing an der Wand ein großes Cruzifix; darunter stand auf einem Tischchen ein Todtenkopf, daneben lag eine Bibel. In der Ecke stand eine Pritsche mit Laub und Moos; in einem andern Winkel war eine Hobelbank mit Werkzeugen und einigen unvollendeten Tischlerarbeiten.

Der Einsiedler fragte die Männer sogleich nach ihrem Begehren. Da trat der Bauer vor und begann mit einem tiefen Bückling: „Ehrwürdiger Mann Gottes, das ganze Thal ist voll vom Rufe Eurer Weisheit

und Welterfahrenheit; Ihr habt schon vielen geholfen, welche um guten Rath zu Euch kamen. Ihr wißt wol selbst, daß Einer, wenn er arbeitet, auch einen Erfolg und einen Lohn für seine Arbeit haben will; wir sind aber alle drei, wie wir hier stehen, Leute, welche es beim besten Willen zu nichts bringen können. Ich bin ein Bauer und habe ein Weib und vier erwachsene Buben, Haus, Feld und Arbeit; ich spare, so viel ich kann, meine Buben thun ihr Bestes und doch will's nicht vorwärts gehen. Das Getreide und der Wein kommen manches Jahr zu Ende, noch ehe die Reben blühen, wenn ich auch im Herbste noch so fest glaube, es müsse für das ganze Jahr vollauf vorhanden sein. Wenn wir nun mit Korn und Wein im Frühjahr fertig sind, so heißt es wieder kaufen und Schulden machen auf den Herbst hin, wenn kein Geld da ist. Was soll da helfen?"

„Habt Ihr Mißwachs gehabt?" fragte der Einsiedler mit scharfem Blicke und kargem Lächeln.

„Behüte Gott, Ehrwürden, lauter gesegnete Jahre," erwiederte der Bauer.

„Sind Euch die Seidenwürmer fehlgeschlagen?" fragte der Einsiedler wieder.

„Behüte Gott, Ehrwürden," antwortete der Bauer, „ich bin damit immer glücklich gewesen und habe dafür ein schönes Stück Geld eingenommen."

„Nun," sagte der Einsiedler darauf mit strafendem Ernst, „so fehlt Euch weiter gar nichts, als ein tüchtiges Stück Holz!"

„Und was wollt Ihr?“ wandte der Einsiedler sich nun fragend an den Müller.

„Mir geht es, wie dem Bauer da,“ erwiederte dieser; „ich habe zwei Mühlen und weder Weib noch Kind, wol aber zwei tüchtige Müllerbursche aus dem Vizentinischen, welche das Handwerk verstehen, wie es sein soll. Da plage ich mich nun schon seit Jahren ab oft bis Mitternacht, daß ich mir kaum Zeit nehme zum Essen; ich baue selbst Getreide und kaufe dessen für die Mühle, aber so oft ich wieder rechne, gleicht sich Gewinn und Verlust aus und es geht nicht vorwärts.“

„Habt Ihr uneinbringbare Schulden in Euern Büchern?“ fragte der Einsiedler.

„Behüte Gott, Ehrwürden,“ lautete die Antwort des Müllers, „die Leute bezahlen fast immer pünktlich.“

„Habt Ihr,“ fragte der Einsiedler weiter, „vielleicht oft kein Wasser, daß Ihr die Mühlen müßt feiern lassen, oder keine Arbeit?“

„Wasser und Arbeit vollauf das ganze Jahr, muß ich ja oft bis Mitternacht arbeiten,“ erwiederte der Müller.

„Nun,“ sprach der Einsiedler recht ernst, „wenn Ihr Wasser und Arbeit vollauf habt und es bei Euch doch nicht vorwärts gehen will, so fehlt Euch weiter nichts mehr, als ein wenig Thau!“

Darauf wandte er sich zum Wirthe. „Ich bin ein Wirth,“ sagte dieser, „und habe Haus und Feld und ein junges braves und hübsches Weib dazu, aber

keine Kinder. Mir geht es, wie meinen zwei Kameraden; bei aller Mühe und Plackerei komme ich nicht vorwärts. Ich bin in aller Frühe schon bei meinem Geschäfte oder sehe auf den Feldern nach und arbeite selbst mit, wie ich nur kann. Aber es ist, als hätte jedes Weinfaß im Keller ein Loch und ränne der Wein in die Erde; nur mit genauer Noth schlage ich mich ohne großen Verlust durch."

„Habt Ihr einen Kellerdieb?" fragte der Einsiedler.

„Behüte Gott, Ehrwürden," war die Antwort, „den Schlüssel zum Keller haben nur wir zwei, mein Weib und ich; auch wird bei mir nichts auf die Thüre geschrieben."

„Nun, so meine ich denn," sagte der Einsiedler, „Ihr braucht weiter nichts, als ein bischen Licht!" Und damit machte er einen Bückling vor den drei Männern, welche sich stumm ansahen, und ließ sie wieder des Weges gehen, auf welchem sie gekommen waren.

Als sie das Kirchlein im Rücken hatten und wieder den Waldweg herabschritten, brach ihr Unmuth in derbe Reden aus. „Narren, die wir gewesen sind, so weit heraufzusteigen um so nichtsnutzigen Rath!" rief der Müller; „der ehrwürdige Mann hat uns rein gefoppt. Thau thue mir noth, meint er; das soll der Kukuk verstehen." „Und was soll ich mit dem Licht anfangen?" rief der Wirth; „soll ich etwa meinen Keller beleuchten oder auch bei Tage das Oellämpelein vor dem Bilde eines Heiligen brennen, damit dieser

mir helfe?“ „Und was soll ich mit meinem Stück Holz thun?“ klagte der Bauer; „soll ich etwa Schwefelspäne oder Zahnstocher daraus schneiden?“ Und gar mißmuthig kamen sie heim trotz des schönen Tages und des hellen Festglockengeläutes, welches in Stadt und Dorf erklang und festlich gekleidete Menschen in die Kirche rief.

Der Aerger, welchen die drei Männer über den vermeintlich übeln Scherz des Einsiedlers empfanden, hatte zur Folge, daß zunächst der Bauer viel eifriger wurde in der Ueberwachung seines Hauses. Als er einmal auf das Feld ging, überraschte er den jüngsten seiner Söhne in einem Winkel des Gutes bei einer großen Weinflasche, deren Inhalt er mit einigen Genossen wolgemuth in vollen Gläsern theilte. Beim Anblick des Alten entflohen die guten Kameraden und die Spielkarten, mit denen sie sich die Zeit verkürzt hatten, flogen auf den Boden. Da ward der Bauer zornig, schnitt einen Ast vom nächsten Baume und gärbte seinem Sohne weidlich das Fell. Er gab nun noch besser Acht und fand Manches, was er früher nicht gesehen. So hatte Einer seiner Buben eine heimliche Liebschaft mit der Tochter einer zahlreichen armen übelberufenen Familie; da wurde Wein und Getreide zugetragen und oft lustig gegessen und getrunken. Dem Bauer war bereits das erste Mal im Felde ein Licht aufgegangen, was der Einsiedler unter dem Stücke Holz mochte verstanden haben und er ermangelte nicht den Rath wieder pünktlich zu befolgen, als er die Liebschaft

des Sohnes entdeckte. Das half richtig; in einem Jahre hatte er sein Haus in Ordnung und im zweiten konnte er schon ein hübsches Sparsümmchen bei Seite legen.

Der Müller war gar mißmuthig seit dem Besuche in St. Martin; ihn hatte der Einsiedler am meisten gefoppt. Konnte er mit dem Ueberfluß an Wasser für seine zwei Mühlen nichts ausrichten, was sollte ihm dann noch ein Tropfen Thau nützen? So hatte er sich denn einmal nach Mitternacht voll Unmuth zu Bette gelegt; da kam ihm der Gedanke, seine Mühlen zu verkaufen und sein Leben langsam am Kapitale abzuzehren. Aber wie, wenn sein Leben länger dauerte, als das Kapital? Dann mußte er, der sonst etwas stolze Mann, in einem Armenversorgungshause Zuflucht suchen. Die quälenden Gedanken störten seinen Schlaf immer wieder und als der Tag noch kaum graute, war er bereits wieder auf den Füßen gegen seine sonstige Gewohnheit, denn er stand immer erst auf, wenn die Sonne schon hoch am Himmel war. Er ging mit bloßen Füßen nach der andern eine kurze Strecke entfernten Mühle, um nachzusehen, was seine beiden Bursche thäten. Es lag starker Thau, so daß seine Füße ganz naß wurden; er achtete aber nicht darauf und ging der Mühle zu. Da fand er den Einen der Bursche, wie er eben drei Säcke Mehl auf einen Karren lud, und fragte ihn barsch, für wen das Mehl sei. Dieser ward verwirrt, faßte sich aber und erwiederte, es sei jenes, welches die Gräfin im Schlosse

gestern bestellt habe. Der Müller trat in die Mühle und fragte den zweiten Burschen, für wen das Mehl sei, welches draußen aufgeladen werde. Dieser wurde ebenso verwirrt, wie der andere und sagte, das Mehl sei für den Herrn Pfarrer, welcher es gestern bestellt habe. Da hatte der Müller genug; er warf den beiden Jungen drohende Blicke zu und ging sogleich wieder in sein Haus zurück. Da legte er sich die Stiefel und das Gewand an und ging in das Dorf zum Pfarrer und in das Schloß zur Gräfin, um nachzufragen, ob das Mehl wirklich bestellt worden sei. Aber weder im Schlosse noch im Widum wußte man etwas über eine solche Bestellung. In heftigem Zorne eilte der Müller heim, fand aber auf dem Wege doch Muße genug, plötzlich zur Einsicht zu kommen, was der gute Rath des Einsiedlers bedeutet habe. Er hatte im Sinne, sobald er heim käme, auch den Rath, welchen der Einsiedler seinem guten Kameraden, dem Bauer, gegeben, gehörig zu befolgen, fand aber dazu keine Gelegenheit mehr; denn die zwei Bursche hatten inzwischen das Weite gesucht, ohne zuvor noch ihren rückständigen Vierteljahrslohn zu verlangen. Nun gab der Müller den Plan, seine Mühlen zu verkaufen, wieder auf und nahm zwei andere ehrliche Bursche in Dienst, welche er auf das Genaueste überwachte. Bald war sein Geschäft wieder in Ordnung und da das Müllerhandwerk von jeher einen besonders dicken und festen, in diesem Falle bei zwei Mühlen gar noch einen doppelten Boden hatte, vermehrten sich die schönen

Goldvögel, im Käſtchen zu Hauſe wolverwahrt und eingeſchloſſen, daß kein Geier ſie zauſen konnte, und brüteten, daß es eine rechte Freude war.

Auch den ſonſt phlegmatiſchen Wirth hatte der Scherz des Einſiedlers geärgert. Er arbeitete noch mehr als früher, aber umſonſt. Mißmuthig legte auch er ſich eines Abends mit ſeinem Weibe ſchlafen, da kam ihm der Gedanke, die Wirthſchaft ganz aufzugeben und ein einfacher Bauer zu werden. Er ſchlief darüber ein, wachte aber bald wieder auf und der erwähnte Gedanke drängte ihn ſo lebhaft, daß er denſelben ſogleich ſeinem Weibe mittheilen wollte. Er rief, aber ſie antwortete nicht. Schlief ſie denn wirklich ſo gut? Das wollte er auch wiſſen und ſie am Arme rütteln — aber das Bett war leer. Wüthend ſprang er auf, beſann ſich jedoch gleich wieder und ſchlich in Hemd und Hoſe mit den Händen taſtend über den Gang gegen die Wirthsſtube, aus deren halbgeöffneter Thüre ihm Licht entgegenſchimmerte und er Geflüſter vernahm. Leiſe ſchlich er hin und erblickte ſein Weib in Geſellſchaft eines jungen Bauernſohnes am Tiſche bei Wein und Braten, während er ſelbſt abends nur eine Suppe mit Schwarzbrot gegeſſen hatte. Empört wollte er in das Zimmer ſtürmen, aber in dem Augenblicke fiel ihm der Einſiedler und deſſen Rath ein, und er hielt ſich überlegend zurück. Da hatte er es ja klar vor ſich; er ſah beim Lichte, was er früher nicht geahnt hatte. Freilich wallte ſein Blut heiß auf, wenn er ſah, wie die Beiden ſich ſo ſchön thaten und der

Burſche ein Glas nach dem andern leerte; aber er war klug genug, blos Beobachter zu bleiben. Was half es auch ein Schauſpiel aufzuführen, von welchem am nächſten Tage das ganze Dorf geſprochen hätte? Endlich ſchickte ſich der Burſche zur Heimkehr an und der Wirth ſchlich in ſeine Schlafkammer zurück, da legte er ſich wieder in das Bett und that, als ob er ſchliefe, ſobald ſein Weib leiſe hereintrat und unter die Decke ſchlüpfte.

Am folgenden Tage ſagte der Wirth: „Liebes Weib, gib mir den Kellerſchlüſſel, er iſt nicht für dich. Du könnteſt dich ſo leicht verkälten und den Schnupfen bekommen.“ Schweigend gab ſie ihm den Schlüſſel. Dann fragte er: „Sind Schulden aufgeſchrieben?“ Sie nannte einige, machte aber vom jungen Bauer keine Erwähnung. Sonſt war der Wirth ganz ernſthaft und blieb den ganzen Tag zu Hauſe. Als es aber Nacht wurde und der letzte Gaſt ſich entfernt hatte, nahm er das Licht, ſperrte die Hausthüre ſelbſt, was er früher ſelten gethan hatte und ging mit ſeinem Weibe in die Schlafkammer, von deren Thüre er den Schlüſſel abnahm und unter ſein Kopfkiſſen ſchob. Was darauf folgte, hat nie Jemand erfahren, es mußte jedoch mehr als eine Gardinenpredigt geweſen ſein, weil die Frau Wirthin am folgenden Tage wegen Gliederreißens im Bette blieb und ihre Augen rothverweint ausſahen. Vielleicht hatte der Wirth auch den dem Bauer gegebenen Rath des Einſiedlers befolgt; es war ja noch im vorigen Jahrhunderte, wo man

von der Gleichberechtigung und Emanzipation des schönen Geschlechtes noch nichts wußte. Aber das Gute muß man der Frau Wirthin nachsagen, sie besserte sich und von der Zeit an wurde auch der Geldbeutel des Wirthes immer voller und im Keller rann kein Wein mehr in den Boden.

Mehrere Jahre waren verflossen; da fanden sich die drei Freunde im Herbste wieder einmal zusammen. Ihre Gesichter waren vergnügt und lachend erzählten der Bauer und der Müller ihre Geschichte; der Wirth aber schmunzelte und sagte: „Auch mir hat ein bischen Licht geholfen, aber es läßt sich nicht alles erzählen, was bei Licht geschieht. Ein gescheidter Mann ist und bleibt er, der Einsiedler von St. Martin!“ „Wie wäre es,“ sagte der Müller, „wenn wir wieder einmal hinaufgingen, um ihm unsere Dankbarkeit zu bezeugen?“ Der Vorschlag ward angenommen und am kommenden Sonntag früh schritten die drei Männer wieder den Berg hinan, welcher ihnen diesmal nicht mehr so rauh vorkam. Ihnen voran ging ein Eselein beladen mit einem Sack Mehl, einem Fäßchen Wein, einem großen Korb Trauben, Schinken und Butter zur Entrichtung des schuldigen Opfers im Kirchlein des heiligen Martinus.

Diesmal war der Einsiedler nicht mehr so ernst und einsilbig, wie das erste Mal, er lächelte vielmehr ganz freundlich. Die Männer erzählten ihm ihre Geschichte bis auf den Wirth, welcher versicherte, er könne die seinige eigentlich nur dem Beichtvater sagen. „Aber sagt uns doch, Ehrwürden,“ bat der Bauer,

„warum habt Ihr denn damals so räthselhaft mit uns geredet?“ „Das hatte seine triftigen Gründe,“ erwiederte der Einsiedler. „Ich habe in meinen jüngeren Jahren manchen guten Rath in klaren Worten gegeben und bin dabei öfters übel gefahren; so hat mich denn die Erfahrung gewitzigt. Was hättet Ihr gedacht und gethan, wenn ich Euch gesagt hätte, die erwachsenen Söhne, die braven Müllerjungen und das eigene junge Weib müßten die Schelme sein? Ihr wäret entweder ungläubig und über mich aufgebracht gewesen, oder wäret nach Hause geeilt, um blind dreinzuschlagen, was Euch nichts genützt hätte; denn Eure Schelme wären dann nur vorsichtiger und schlauer geworden. So ist es aber gekommen, wie es kommen sollte und dafür danket Gott.“ Da plärrte das Eselein vor der Thüre und der Müller meinte, Gott hätten sie schon lang und oft mit Freuden gedankt, nunmehr möchte ihnen aber der weise Rathgeber erlauben, auch ihm zu danken, zumal da der Winter vor der Thüre stehe und dann der Schnee leicht alle Wege verwehen könnte. Es brauchte jedoch viele Mühe, den Einsiedler zur Annahme der Geschenke zu bewegen.

Fröhlicher als einst kehrten sie wieder heim mit dem Rathe des Einsiedlers, nunmehr auch immer die Augen offen zu halten; dann werde der redlichen Arbeit der Lohn nicht fehlen. Und er fehlte auch nicht; alle drei konnten ein ruhiges gemächliches Alter genießen. Obwol sich seither der rathende Mund des Einsiedlers und die wachenden Augen der drei Männer

längst geschlossen haben, so ist die kleine Geschichte im Volke doch noch unvergessen, namentlich seit ein wackerer wälschtirolischer Volksdichter, des Namens Dominik Zanolli, bescheidener und eifriger Arbeiter und Wächter im Weinberge des Herrn zu Castellano, dieselbe in Verse gebracht und daran gemahnt hat, das Kirchlein von St. Martin nicht zu Grunde gehen zu lassen. Es steht noch immer, wenn auch mehr und mehr dem Verfalle preisgegeben, auf dem Berge und schaut in das Thal nieder, für das Volk ein schlichter Zeuge vergangener Zeiten und vergangenen Lebens.

2. Wie der Waldbruder Antonius den Weg zum Himmel gesucht und gefunden hat.

Wie ich zu der folgenden Geschichte gekommen? Es ging ganz einfach zu.

Auf einer Wanderung im schönen Unterinnthale kam ich eines Nachmittags in ein anmuthiges Thälchen. In der Tiefe rauschte ein Bach, welchem entlang der Weg sich in allmälig ansteigenden Windungen hinzog. Auf einem ebenen Platze unter einem etwas überhangenden Felsen bemerkte ich den Schutt von altem Gemäuer. Sollte er etwa von einer verfallenen Kapelle herrühren? Am Felsen hing ein stark verwittertes Bild mit zersprungenem Rahmen und nur mit Mühe erkannte ich, daß es den großen Wundermann von Padua, den hl. Antonius darstellte oder vielmehr dargestellt hatte. An der Stelle des Kopfes des Heiligen war ein Riß, aus welchem eine Blume, die am Felsen Wurzel gefaßt hatte, sich kräftigen Wuchses hervordrängte, als sollte sie dem noch in ganzer Abbildung erhaltenen frei schwebenden Jesukinde mit ihren großen Kelchen zum Schutze gegen Sonne und Regen gereichen. Bild und Rahmen hingen so locker, daß die Blume auch als festhaltender Nagel diente. Im nächsten

Herbste, sobald die Blume abwelkte, mußte auch das Bild ein Spiel der Winde und schließlich eine Beute der Wellen des Baches werden.

Das Thälchen öffnete sich nach oben in eine weite Wiese, wo ein Bauernhof stand. Die Leute arbeiteten auf dem Felde; nur eine Alte war da, welche zwei kleine spielende Kinder hütete. Ich konnte nicht umhin, sie um die Bedeutung des Bildes am Felsen zu fragen.

„Das ist beim Antonischrofen da unten im Heimbachthale," erwiederte sie; „da ist einmal eine Einsiedelei gestanden und das Bild zum Andenken zurückgeblieben. So lange noch der alte Kohlentoni lebte, hat er das Bild in Ehren gehalten; seit er aber auch eingerückt ist bei der großen Armee und das ist schon lange her, schaut Niemand mehr darauf; denn das junge Volk mag die alten Sachen nicht mehr in Ehren halten."

Die Antwort machte mich neugierig; da mußte eine kleine Geschichte dahinter stecken. Die Alte erzählte mir dieselbe auch ganz kurz und einfach; vielleicht vernimmt sie der Leser mit gleichem Interesse, wie der Erzähler. —

* * *

In einem armseligen Häuschen am Ende des Dorfes * * wuchs der Held unserer Geschichte, der Kohlentoni auf. Seinen Namen verdankte er dem Gewerbe seines Vaters, welcher Kohlenbrenner gewesen und, als Toni noch in der Wiege lag, fern im Gebirge

bei seinem Meiler todt gefunden worden war. Die Mutter starb vor Noth und Kummer, ehe Toni noch drei Jahre alt war, und nur eine alte Base, welche in das Häuschen zog und dort kümmerlich von ihrem Sparpfennig lebte, ließ das verwaiste Kind nicht in die herzlose Pflege fremder Leute kommen. Als Toni sechzehn Jahre alt war, starb auch die Base und ließ ihn im kleinen Häuschen allein. Stark und groß konnte er seine Arme schon rühren; der Floitenbauer, der reichste des Dorfes, hatte Mitleid mit dem verlassenen Jungen und stellte ihn als Knecht an. Sein Häuschen sperrte Toni zu; denn er fand im Dorfe keinen Käufer und einen fremden ließ die Gemeinde nicht ein, ja, sie hätte es am liebsten selbst um ein Geringes gekauft und dann abgebrochen, damit sich ja nie fremdes Gesindel einnistе. Aber Toni ließ sich dazu nicht herbei; so stolz war er trotz seiner Armut, daß er seine Geburtsstätte nicht schmählichem Untergange preis gab. Er hielt sich in seinem Dienste so wacker, daß der Bauer ihn, als er das vier und zwanzigste Jahr erreicht hatte, zum Oberknechte beförderte; denn Toni konnte auch schreiben und rechnen und war deßhalb in der Hofwirthschaft unentbehrlich geworden.

Der Floitenbauer hatte nur eine einzige Tochter Namens Bertranda, eine schmucke Dirne, welcher, als sie kaum die Kinderschuhe ausgezogen hatte, die Freier schon zu Duzenden zuflogen. Aber Bertranda trug das Köpfchen hoch und ließ sich nichts anmerken, daß sie bald heiraten wolle und weil sie die verliebten

Buben nur zum Beſten hatte und am Narrenſtricklein führte, verlor ſich wieder allgemach einer nach dem andern und wollte am Ende keiner mehr nach dem launigen Goldfiſch im Floitenhof die Herzensangel auswerfen. Nur Einer blieb ſeiner Liebe beharrlich treu und dies war Toni ſelbſt. Bertranda war ihm nicht gram, aber von Liebe wollte ſie nichts wiſſen und hören. Er trat in ſein dreißigſtes Lebensjahr, ohne das Ziel, welchem ſein Herz zuſtrebte, auch nur annähernd erreicht zu haben. Er war auch ein ſchmucker Burſche und hätte es wahrlich nicht nöthig gehabt, ſich von der ſtolzen Bertranda narren zu laſſen. Unfern dem Floitenhof lag ein kleines Haus, darin wohnte die Wittwe eines Kleinbauers mit ihrer Tochter Creszenz, welche an Schönheit hinter Bertranda nicht zurückſtand, an Herzensgüte und klugem häuslichem Sinn ſie aber weit übertraf. Creszenz hatte ſich in Toni verliebt; es war eine ſtumme Liebe, die keine Erwiederung fand. Die drei Menſchenkinder Bertranda, Toni und Creszenz — ſie glichen drei Schiffchen in einem See; ſie fuhren alle drei im gleichen Kreiſe und konnte keines das andere einholen.

Einmal nahm Toni eine gute Gelegenheit wahr und drang in Bertranda, daß ſie ſein langes Sehnen nach dem heiligen Eheſtande erhöre; er brachte es auch dahin, daß ſie ihn darauf verwies, mit ihrem Vater zu reden. Sie wußte wol, daß es damit keine Gefahr habe; denn als Toni es wagte, fuhr der Floitenbauer hoch auf, als hätte ihn eine Viper geſtochen und drohte

ihn stracks aus dem Hause zu jagen, wenn er von solchen Dingen noch ein Wörtchen verlauten ließe.

So ging es wieder fort; die drei Schifflein fuhren weiter in ihrem Kreise herum und holte keines das andere ein. Da kam aber ein grausam harter Winter und brachte eine böse ansteckende Krankheit in's Dorf. Eines ihrer ersten Opfer war — Bertranda; am Neujahrstage legte man sie auf dem Friedhofe in das kalte Grab. Ihr Vater raste vor Schmerz, Toni glich einem Irrsinnigen. Wenn nur seine gute Base noch gelebt hätte! Bei ihr hätte er seinen Schmerz ungescholten ausweinen können.

Nun wird er wol doch die gute Creszenz geheiratet haben? Ei, warum nicht gar? Die Geschichte ist noch nicht zu Ende, sondern fängt eben recht an. Toni's Sinn stand jetzt einzig und allein noch nach dem Himmel, wohin Bertranda ihm vorausgegangen. Er suchte einen sichern geraden Weg dahin und schlug ihn auch ein; aber auch der Weg zum Himmel hat oft Krümmungen, welche der Mensch nicht voraus sieht. Toni sprach nach Bertranda's Tode mit den Knechten und Mägden auf dem Floitenhof oft, wie ein Prediger, vom Himmel und seiner ewigen Pracht und Herrlichkeit; das lose Volk hörte ihm schweigsam zu und brach in Lachen aus, sobald der halbverrückte Oberknecht, wie es ihn nannte, den Rücken gewendet hatte.

Im folgenden Sommer bestellte Toni einige Maurer, welche ihm unter jenem Felsen im Heimbachthale — an dieser Stelle hatte ihm Bertranda einmal einen Kuß

gegeben, den einzigen in ihrem Leben! — eine Hütte bauen mußten. Es war eine enge Klause, an welcher Zimmermeister und Glaser noch das ihrige thaten. Eines Morgens trat Toni in einer braunen Kutte, mit einem Stricke umgürtet, in der einen Hand ein Cruzifix, in der andern ein Bündel mit wenigen Habseligkeiten vor den Floitenbauer, welcher nun das erste Mal seit Bertranda's Tode in lautes Gelächter ausbrach, als frommer Mann aber den neuen Waldbruder unbehelligt seines Weges ziehen ließ. Als Toni seine Zelle bezogen und eingerichtet hatte, sperrte er sie wieder zu und ging wallfahrten auf den heiligen Berg Andechs und nach Altötting und dann nach Salzburg zum Grabe des hl. Rupertus, von wo er mit dem Segen des Erzbischofs erst im Spätherbste wieder zurückkehrte. Er fand die Zellenthüre eingeschlagen und die Klause ausgeraubt, war aber deßhalb nicht verzagt. Was er sich früher an Geld erspart, hatte er unter dem Boden seiner Zelle vergraben und geweihte Sachen dazu gelegt; so pfiffig waren die mehr muthwilligen als habgierigen Räuber nicht gewesen, daß sie dort ein bischen nachgegraben hätten.

Nun fing Toni an Gott dem Herrn als rechter Einsiedler zu dienen. Er hatte Cruzifixe, Rosenkränze, Skapuliere, heilige Bilder und schöne Erbauungsbücher, welche vom Leben der heiligen Altväter in der Wüste viel Wunderbares berichteten; nur Eines, was ein rechter Waldbruder nothwendig braucht, fehlte ihm, nämlich ein Todtenkopf, in dessen Betrachtung ver-

sunken er über die Nichtigkeit aller irdischen Dinge nachsinnen konnte. Da war zu helfen; der Todtengräber Lenz, ein noch junger Mann, war ja sein bester Freund. Toni redete insgeheim mit ihm und wußte ihn mit Hilfe einiger harter Thaler zu bewegen, daß er ihm den Todtenschädel — der armen Bertranda verschaffte.

Bruder Antonius — so hieß jetzt der ehmalige Oberknecht des Floitenbauers beim Volke — stellte nun in seiner Zelle sonderbare Betrachtungen an. Er hatte Bertranda's Schädel recht blank und sauber hergerichtet und suchte stets die schönsten Blumen, die er in die Knochen hineinsteckte. Da konnte er stundenlang seufzend da sitzen und sich recht lebhaft und mit betrübtem Herzen vorstellen, welch süßfeurige Augen aus den dunkeln Höhlen einmal hervorleuchteten, welch schöne rosige Wangen und welch rothe Lippen einst an den weißen Knochen hingen und wie vergänglich doch alle Schönheit und Herrlichkeit der Welt sei. Ach, jener süße Kuß im grünen Walde! Das war doch wieder keine Eitelkeit der Welt gewesen. Schnell breitete er aber immer ein schwarzes Tuch darüber, wenn es an die Zellenthüre klopfte und irgend eine fromme Bäurin ihm ein Säcklein Mehl, ein Körblein Eier, eine Butterkugel und dergleichen brachte. Er lohnte solche Liebesgaben stets mit einem kräftigen dankbaren Vergeltsgott und einem hölzernen Kreuzchen, wie er deren zierlich zu schnitzen verstand. Einmal überraschte ihn auch der alte Pfarrer, zog das Tuch vom Schädel weg und

blickte erstaunt auf die Blumen, welche darin stacken. Auf die Frage, was dies bedeute, stotterte der Waldbruder eine unverständliche Antwort. „Nun," sagte der Pfarrer, „die Blumen und der Todtenkopf sollen Euch wol den Gegensatz zwischen Zeit und Ewigkeit bedeuten. Uebrigens vermuthe ich, mein guter Bruder Antonius, daß Euch am Ende noch selbiger verliebter Oberknecht beim Floitenbauer im Leibe steckt und diesen Nichtsnutz müßt Ihr in Euch ganz absterben lassen, sofern Ihr ein wahrhafter und vollkommener Einsiedler sein wollt."

Einmal wandelte Bruder Antonius durch den Wald und nichts zu suchen, das war sein Sinn. Als er aber zu einem wegen seines guten Wassers vielbesuchten Brünnlein kam, stand er plötzlich vor — Creszenz, welche auf der Moosbank saß, und wollte rasch umkehren. „Ei, Bruder Antonius," rief sie, „bin ich Euch auch für ein freundliches Grüß Gott und Behüt' Gott zu gering?" Hochmüthig wollte er nicht scheinen, er kehrte sich wieder um und blieb stehen. „Wie geht es dir, gute Creszenz?" fragte er mit unsicherer Stimme. „Nun, wie Ihr seht, ganz gut," erwiederte sie, „nur daß unsereins immer älter wird und ein Weltkind und ledig bleibt, während Ihr geistlich geworden seid. Ei, Bruder Antonius, Eure Einsiedelei ist schier langweilig, eine kleine Wallfahrt könntet Ihr daneben schon aufbringen, etwa zu Eurem Namenspatron, dem heiligen Antonius." „Und warum muß es gerade der heilige Antonius sein?" fragte er und sie erwiederte: „Das

ist ein großer Wundermann, dessen Fürbitte schon oft Todte wieder lebendig gemacht und die härtesten und verstocktesten Herzen erweicht hat — —." Creszenz brauchte nicht weiter zu reden, denn Bruder Antonius hatte sich schon gewendet und ging ohne Gruß mit eiligen Schritten weiter, so daß ihm die Kutte schlotternd um die Kniee schlug.

So trieb es Bruder Antonius acht Jahre. Es ging mit ihm schon nahe an die Vierzig und schon fingen auf seinem ehrwürdigen Haupte die weißen Härchen an sich unbefugt unter die schwarzen zu mischen. Dies verrieth ihm einmal in einer schwachen Stunde ein vorwitziger Blick in den Wellenspiegel des Baches. Es war wieder, wie gewöhnlich, nach dem Sommer der Herbst gekommen, spät abends raspelte es einmal vor der Klause im dürren Laube, aus welchem Bruder Antonius sich sein Winterlager bereiten wollte, und an die Zellenthüre klopfte ein Postbote, welcher einen mit etwas hartem beschwerten Brief in des Waldbruders Hand legte. Siehe da, aus dem geöffneten Briefe fielen einige Thaler heraus. Entsetzt fuhr Bruder Antonius zurück und glaubte, der Teufel wolle ihn versuchen; er besann sich jedoch, das Geld könnte vielleicht zu einem guten Zwecke geschickt worden sein, und machte sich daran, beim Scheine des lustig flackernden Herdfeuers den Brief zu lesen. Dieser aber lautete, wie folgt:

Ehrwürdiger Bruder Antonius!

Wenn Ihr — denn Du darf ich nicht mehr sagen — die Namensunterschrift leset, werdet Ihr Euch gleich wieder an den alten Freund, den Todtengräber Lenz erinnern. Ihr wißt auch, daß ich schon vor einigen Jahren mit Weib und Kind und Sack und Pack über den Brenner in's Etschland nach Eppan gezogen bin und mich dort angekauft habe. Meinetwegen braucht jetzt Niemand mehr zu sterben, denn ich begrabe keinen Todten mehr, sondern baue mein Weingut, wo köstlicher Wein wächst, von welchem ich Euch nächstens einmal ein Fäßchen schicken will, wenn Ihr als heiligmäßiger Waldbruder noch einen trinken dürft.

Daß ich Euch aber schreibe, kommt daher, weil ich eine kleine Sünde gegen Euch auf dem Gewissen habe und unser Herr Pfarrer mich nicht mehr absolviren will, wenn ich meinen Betrug nicht gut mache, welcher, wie der Herr Pfarrer sagt, an einer geistlichen Person verübt noch eine viel größere Sünde ist, als wenn es an einer weltlichen geschieht. Ich will Euch also kurz und gut schreiben, daß selbiger Todtenschädel, welchen ich Euch vor sieben Jahren für Eure fromme Betrachtung verschafft habe, nicht von des Floitenbauers Bertranda, sondern von der im Alter von schier neunzig Jahren verstorbenen Kurzen-Andel, Gott hab sie beide selig, herrührt. Gespielt hab' ich Euch diesen Streich eigentlich aus heimlichem Zorn; so gut, wie Ihr, hätte ich auch nach der Bertranda schauen dürfen und Narren waren wir alle beide. Daß mich aber

Euretwegen auch die Creszenz ausgeschlagen hat und Ihr sie doch nicht gemögt habt, selbiges könnte ich Euch gar nicht vergeben, wenn ich nicht ein so kreuzbraves und liebes Weib hätte. An die Kurzen-Andel erinnert Ihr Euch schon noch, wie oft sie uns, wenn wir als Knaben in die Schule gingen, die Faust nachballte, weil wir Schlingel sie wegen ihrer großen krummen Nase und ihrer stechenden Nachtvogelaugen die alte Wetterhexe nannten. Gerade selbiger Andel ist es, wie mein seliger Großvater oft erzählt hat, auch schier wie der Creszenz so ergangen, daß ihr Geliebter sie, weil sie ihm zu schiech war, nicht zum Weib genommen hat, sondern lieber Klosterbruder und Pförtner bei den Patern Benediktinern in Tegernsee geworden ist. Selbiger Frater Lukas oder wie er geheißen hat, soll aber oft nicht recht bei Trost gewesen sein und auch einen unruhigen Tod genommen haben. Wenn Ihr übrigens nicht halb blind gewesen wäret, hättet Ihr's schon lange leicht selbst merken können, daß der Schädel nicht von der Bertranda sein kann, es steckt ja kein einziger Zahn darin.

Was aber geschehen ist, das ist einmal geschehen. Ich bitt' Euch nun, nehmt Euer Geld zurück und verwendet es, wenn Ihr es für Eures Leibes Nothdurft nicht selbst behalten wollt oder könnt, für die armen Seelen; mir aber schreibet, daß Ihr mir, wie es im Vaterunser steht, meine Schuld verzeihet und ob Ihr noch zur leiblichen Stärkung Wein trinken dürft, weil ich Euch dann gleich vom allerbesten — er ist heuer überaus

gut gerathen — ein Fäßchen überschicken will und als Zugabe einen Sack voll Kastanien, welche Ihr Euch an den langen Winterabenden während Eurer auferbaulichen Betrachtungen braten könnt. Lebet wol, es grüßt Euch vielmal

Euer treuer Freund Lenz.

Bruder Antonius ließ den Brief aus der Hand fallen und saß wie eine Bildsäule da. Plötzlich aber sprang er in voller Wuth auf, ergriff den Todtenkopf und schleuderte ihn mit aller Kraft an die Mauer, daß er in hundert Stücke zersprang; vom Herde riß er die brennenden Scheiter und warf sie in das dürre Laub vor der Klause und in den Holzstoß, den er an der Außenwand der Zelle vorsorglich für den Winter aufgerichtet hatte, und sank dann matt und dumpf hinbrütend auf sein Lager. Das Feuer griff rasch um sich und ließ ihm nicht Zeit sich zu besinnen und sein wahnsinniges Thun noch zu bereuen. Als der Rauch immer dichter wurde und ihn zu ersticken drohte, raffte er sich auf und sprang in's Freie hinaus, wo er halb bewußtlos hinsank. Schon stand auch das Dach der Klause in hellen Flammen und weil bei eingefallener Nacht der Widerschein des Feuers weithin leuchtete und eine dicke Rauchsäule aufwirbelte, entstand im Dorfe Feuerlärm und bald waren Hunderte von Menschen zur Stelle. An der Einsiedelei war nichts mehr zu retten; man sorgte nur vor, daß kein Waldbrand entstehe und trug den fiebernden Bruder Antonius in's Dorf zum Floitenbauer. Dort lag er lange krank

und redete oft irre wunderliches Zeug von Blumen, Todtenköpfen und Feuer, von Thalern, Weinfässern und Kastanien, so daß sich die Leute nicht auskannten und es sich nicht zusammen zu reimen wußten. Erst zu Weihnachten ging er wieder zum ersten Male in die Kirche, nicht mehr als Bruder Antonius, sondern als abermaliger Floitenbauerknecht Toni.

Als im Frühjahre der Schnee geschmolzen war, grub Toni den Mauerschutt der Einsiedelei sorgfältig um und sammelte alle Stücke des zertrümmerten Todtenschädels, welche er dann in der Nacht heimlich auf dem Friedhofe eingrub. Es war ihm nämlich vorgekommen, als lasse ihm eine arme Seele keine Ruhe mehr und tripple auf Schritt und Tritt hinter ihm her; auch war ihm schon mehrmals im Traume die alte Kurzen-Andel selbst erschienen, ohne Kopf, aber mit geballter Faust, wie einst, als er noch in die Schule ging. Der Pfarrer wunderte sich nicht wenig, als er auf einmal von unbekannter Hand zehn Thaler zu heiligen Messen für die im Dorfe längst vergessene Kurzen-Andel erhielt. Als die Messen gelesen waren, bekam Toni von der armen Seele wieder Ruhe, er hörte kein Trippeln mehr hinter sich und hatte auch keine schrecklichen Träume mehr.

Er hatte aus dem Boden seiner Zelle auch seine blanken Ersparnisse mit den geweihten Sachen wieder ausgegraben und dieselben kamen ihm jetzt wol zu Statten. Er baute nämlich sein halbzerfallenes Haus wieder auf und erübrigte noch so viel Geld, daß er

für zwei Kühe hinreichenden Wiesengrund kaufen konnte. Und als seit dem Brand der Einsiedelei fast zwei Jahre verflossen waren, im Herbst die Kirchweihe herankam und Toni gerade sein vierzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, hielt er mit Creszenz fröhliche Hochzeit. Der auserlesene Wein auf der hochzeitlichen Tafel kam aus Eppan, vor dem Hause aber sang die Dorfjugend das Einsiedlerlied, in welchem es auch hieß:

„Der Einsiegl am Schrofen
Hat d' Kutten zerrissen,
Hat d' Beten verschmissen
Und ist 'm Diendl nachg'loffen!"

Der Hochzeiter nahm es nicht übel und warf den ungezogenen Jungen keine Steine, sondern eine Handvoll Kreuzer und Groschen an die Köpfe, daß sie sich darum balgten und ganz auf das Singen vergaßen.

Der Himmel segnete des ehmaligen Waldbruders zwar späten, aber doch heiligen und glücklichen Ehestand noch ausgiebig mit Kindern. Als Toni's Buben in die Schule gingen, erhielten sie den Spitznamen: die jungen Waldbrüder; solchen Schimpf zahlten sie jedoch mit ihren Fäusten immer so reichlich heim, daß der würdige Jugendbildner des Dorfes nun jährlich ein Duzend Haslinger mehr, als früher, brauchte, um seinem Berufe mit voller Kraft nachzukommen. Toni wurde einer der wolhabendsten Bauern des Dorfes; sein kleines Haus wuchs sich in einen stattlichen Bauernhof, anfangs Waldbruderhof, später aber wieder

Kohlenhof genannt, aus. Weniger glücklicher war der Floitenbauer; als er merkte, daß es mit seiner Wirthschaft immer abwärts ging, verkaufte er sie und dingte sich für die paar Tausend Gulden, die ihm blieben, bei Toni ein, bis er selig im Herrn entschlief.

In gleicher Weise sind schon lange auch Toni und seine Creszenz entschlafen; nur von den einstigen jungen Waldbrüdern lebt, wenn ich recht berichtet bin, noch Einer als hochbetagter Greis. Sollte er etwa im Altwaterstuhle sich die Brille auf die Nase setzen und die Geschichte lesen, so möge er nicht darüber grollen, daß sie aufgezeichnet und zur Unterhaltung der Nachwelt erzählt worden ist. —

III.

Die Teufelsbeschwörung zu Seefeld im Jahre 1783.

Im tirolischen Dorfe Zirl, drei Stunden ober Innsbruck, theilt sich die Ober-Innthaler Landstraße, und ein Zweig derselben läuft nordwärts über Scharnitz nach Baiern. In den guten alten Tagen, ja schon zu Römerzeiten, war diese Scharnitzer Bergstraße eine der Hauptverkehrsadern zwischen Norden und Süden. Ueber dieselbe rollte ursprünglich die rhätisch-vindelicische Provinzialpost, deren regelmäßiger Cours durch die Völkerwanderung zuerst einige Störungen, bald jedoch dauernde Unterbrechung erlitt, und dieser Post folgte nach Ablauf vieler Jahrhunderte der etwas modernere Eilwagen, der zwischen Innsbruck und München hin und her fuhr und zur Zeit seiner größten Schnelligkeit allemal beiläufig zwanzig Stunden von der einen Hauptstadt zur andern brauchte. Seit dem Bestande der Eisenbahn, welche über Kufstein und Rosenheim in die baierische Hauptstadt führt, erscheint diese fast zwanzigstündige Fahrt im Lichte eines zauberhaften Ammenmärchens. Die Scharnitzer Straße hat ihre

alte Bedeutung verloren, es wächst schier Gras darauf. Nur in stiller Mitternachtsstunde vernimmt der Wanderer, welcher sich aus dem Postgasthause oder dem „Löwen“ in Zirl zu spät auf die Füße gemacht hat, an einsamen Stellen noch ein gespenstiges Schnalzen und die immer näher heranschwebenden geisterhaften Töne eines Posthorns — er besinnt sich, bekreuzt sich, und der mitternächtige Spuck ist wieder verschwunden; Alles wird still, nichts regt sich mehr in weiter Runde.

Wenn man der Straße von Zirl aus nachgeht, den Berg hinauf, anfangs über Felsen unter den malerischen Ruinen der Burg Fragenstein, dann durch Wald, weiterhin durch Wiesen und Schluchten, gelangt man nach zwei „starken“ Stunden auf die Paßhöhe zum kleinen Dorf Seefeld. Es liegt 3760 Fuß über dem Meere; außer der Gerste und dem Hafer reift hier kein Getreide mehr, und wer nach Obst sich umsieht, erspäht höchstens noch Kirschbäume, an denen die kleinen Früchte manchmal auch im August mit dem Zeitigwerden sich durchaus nicht beeilen. Scharfe Nordlüfte mäßigen die größte Sommerhitze, vom Winter nicht zu reden, wo dieselben von Scharnitz her gar unsanft herbeistürmen. Eine kalte, rauhe Gegend, aber mild und lieblich den Seelen der Frommen; denn Seefeld ist ein altberühmter Wunder- und Wallfahrtsort und hat seine eigene Geschichte. Die abgebröckelten Mauern dort auf dem Hügel waren einst ein Schloß, dessen Besitzer zuerst die Andechser, dann baierische Herzoge, endlich österreichische Erzherzoge waren. Um

das Jahr 1384 waltete hier als Leheninhaber der Edelmann Oswald Milser. Der stolze Mann setzte sich's einmal in den Kopf, er müsse bei der Oster-Communion eine ebenso große Hostie bekommen, wie die Priester, und es geschah nach seinem Willen; aber kaum hatte er die große Hostie erhalten, so wich der Boden unter seinen Füßen, und der Altarstein, an dem er sich halten wollte, schmolz wie Wachs. Schnell bereute er seine Hoffart; der Priester nahm ihm die Hostie wieder aus dem Munde, und der Boden wurde wieder fest. Als man seiner noch hochmüthigeren Frau die Kunde hievon überbrachte, wies sie auf einen dürren Rosenstock und rief: „Dies ist ebensowenig wahr, als daß dieser Rosenstock blüht!" Da stund plötzlich der dürre Stock voll blühender Rosen; sie aber rannte wahnsinnig fort in die Wildniß und starb eines jähen Todes. Oswald Milser, nun des Hochmuthes und des Weibes zugleich ledig, ging in das Kloster nach Stams und starb dort zwei Jahre später in demüthiger Buße. Die Wunderhostie wird noch heute in Seefeld bewahrt, und die Kirche, wo die Legende auf einer großen Tafel in zwölf Sprachen zu lesen steht, ist zum vielbesuchten Wallfahrtsorte geworden.

Kaiser Max I. ordnete den Bau eines Frauen-Klosters in Seefeld an und wollte denselben noch in einem Schreiben von 1518 gefördert wissen, um bösliche Reden zu verhindern, die in der Gegend wider das wundervolle Sakrament und den Klosterbau geführt wurden. Aber erst beinahe hundert Jahre später, um

1604, kam durch den Erzherzog Maximilian den Deutschmeister, denselben, der sich in Innsbruck bei den Kapuzinern die noch zu sehende Einsiedelei erbaute, das Kloster zu Stande, freilich nicht für zarte Nonnen, sondern für Augustiner-Eremiten aus Baiern, welche gegen bösliche Reden gerüstet waren und dazu auch das Seefelder Eisbärenklima ohne Schaden für ihr leibliches Wohl vertragen konnten. Diese wirkten nun in Seefeld über 180 Jahre und hatten auch die Pfarre zu versehen. Erst durch Joseph's II. Reformen wurden sie aus ihrer Ruhe und ihrem Frieden aufgestört. Die Seefelder aber und die Leute der Umgebung scheinen trotz Allem entweder nie recht bekehrt oder wieder rückfällig geworden zu sein. Mindestens gab es dort anfangs der Achtziger Jahre im vorigen Jahrhundert ungebärdige Gesellen, die allerlei Unfug verübten. Sie nannten die Geistlichen schlechtweg Pfaffen, tanzten gerne und gingen bei Nacht nicht selten „fensterln". Tanzunterhaltungen, Zitherspielen und dergleichen nannten sie sogar „das Heil". Im Jahre 1781 traf der Pfarrverweser nächtlicherweile unterschiedliche Burschen bei der „Spreizung" (d. i. Aufstellung von Stützen) eines Hauses, aus dem das Eheweib entlaufen war, und schlug in heiligem Eifer mit einem Holzscheit auf einen Burschen los, worauf er unsanft ins Kloster gejagt wurde. Er drohte ihnen aber noch, sie würden sich stellen und Abbitte leisten müssen, und hielt auch Wort, wie der Verlauf der folgenden Geschichte zeigen wird. Auch das Kloster

selbst scheint von dem allgemeinen Verderbniß nicht immer ganz frei geblieben zu sein. Ein Pater Raimund entwich daraus und verheirathete sich mit einem ketzerischen Weibe, mit welchem er zehn Jahre lebte. Dann aber, es war nicht mehr zu früh, überkam ihn die Reue; er kehrte in's Kloster zurück, wo er zur Zeit, als sich die folgende Geschichte zutrug, bereits vierzehn Jahre als Büßer in seiner Zelle zugebracht hatte. Für die Seefelder mußte ein Mittel gefunden werden, um sie wieder auf den rechten Weg zu bringen — und es fand sich. Oswald Milser sollte nicht der Einzige bleiben, dessen Stolz in Seefeld gedemüthigt worden.

Zu Längenfeld im Oetzthal lebte in jenen Zeitläuften ein fünfzehnjähriges Mädchen, Namens Johanna Scheiber. Gegen Weihnachten 1782 war es in ihrem Kopfe auf einmal nicht mehr richtig; das Vieh im Stalle war krank, und Johanna sah dort schwarze verhexte Katzen und ähnliches Gezieser, so daß sie erkrankte. Sie erholte sich, war aber arbeitsunfähig; dabei stieß sie Lästerungen gegen Gott, die Heiligen und die Geistlichen aus. Besonders galten dieselben dem Cooperator Schweighofer, obwol der böse Geist aus ihr heraus erklärte, keiner als dieser Cooperator werde ihn austreiben können. Daß der böse Geist da gegen seine Absicht gelogen, wird sich später zeigen. Zugleich wurde Johanna täglich mehrmals unter heftigen Zuckungen zu Boden geworfen, fing an, lateinisch zu verstehen, aber nicht zu sprechen, wußte die

verborgensten Dinge und zeigte solche Stärke, daß sie mit Einer Hand schwere Tische in die Höhe hob. Curat Recheis berichtete darüber nach Brixen, von wo der Befehl erging, sie durch den Kreisarzt Dr. Piero zu Imst untersuchen zu lassen. Derselbe bestätigte schriftlich in classischem Latein, daß sie an keiner natürlichen Krankheit zu leiden scheine (quod nullo naturali morbo laborare videatur). Sie wurde, ich weiß nicht ob vor oder nach dieser Untersuchung, auch zu den Capuzinern nach Imst und zum Decan nach Flaurling geschickt. Nun wurde von Brixen aus dem Prior der Augustiner in Seefeld, Pater Aegidius Bartl, die Ermächtigung ertheilt, den Teufel in der Johanna Scheiber zu beschwören, mit der Erlaubniß, erforderlichenfalls einen der untergebenen Patres als Beschwörer zu verwenden.

Am 1. Mai 1783 kam Johanna nach Seefeld. An diesem und am folgenden Tage erhielt sie von dem als Exorcisten substituirten Prediger Pater Paul Weishamer Unterricht und wurde zur Beicht und Communion zugelassen. Außerhalb des Beichtstuhles war mit ihr nichts zu richten; der Teufel rebellirte und erklärte höhnisch, zu Seefeld sei er nicht eingefahren, zu Seefeld werde er auch nicht ausfahren, könne überhaupt nur durch den „Großgrind," das ist Großkopf, wie er den Cooperator Schweighofer zu Längenfeld nannte, ausgetrieben werden. Der dumme Teufel kannte die Seefelder Patres eben noch nicht und hatte darum gut spotten. Erst am 3. Mai, Mittags um

12 Uhr, wurde in Gegenwart des Priors, des Gerichtsverwalters Caspar Nigg, des Gemeinde-Anwaltes Wiedenhofer und mehrerer fremder Wallfahrer bei ausgesetzter heiliger Wunderhostie die erste Beschwörung vorgenommen. Auf die Frage: „Quale est nomen tuum?“ (Wie heißest du?) erklärte der böse Geist, er verstehe nicht lateinisch, sondern rede nur hochdeutsch. Auf deutsche Fragen gab er weiter an, er heiße der Mittagsteufel, es seien aber noch hundert Millionen Teufel bei ihm; er habe das Mädchen auf Wunsch einer Hexe und in Folge einer Todsünde in Besitz genommen, werde aber bei den „verfluchten Seefelder Pfaffen“ nicht ausfahren, da in Seefeld ohnehin schon Wunder genug geschehen seien. Zum Glücke für Johanna und die Seefelder ließ sich Pater Weishamer durch diese kategorischen Erklärungen in seiner Aufgabe nicht irre machen. Der 4. Mai war ein Sonntag und zugleich das Fest der heiligen Monica, und da erhielt Johanna nur Privatunterricht. Der böse Geist wollte es zwar hindern und führte einige dumme und freche Reden, mußte aber, als Pater Weishamer mit seinen præceptis auftrat, klein beigeben und sich gleich den Seefelder Christen für diesen Tag Ruhe gönnen.

Am 5. Mai wurde die Besessene nach der Beicht und Communion in eine heilige Bruderschaft eingeschrieben und ihr ein lederner Gürtel angelegt, obwol der böse Geist es nicht leiden wollte, aber eben leiden mußte. Bei der darauf folgenden Beschwörung, bei welcher bereits viel Volk anwesend war, gestand der

Teufel, daß er in Seefeld ausfahren müsse und zum Zeichen davon die Person krank machen werde; auch bekannte er sich auf die Frage, ob in der heiligen Wunderhostie der wahre Gott zugegen sei, vollkommen gläubig. Die Besessene fiel in Zuckungen, und es fuhren, wie der Teufel sagte, zuerst zehn Millionen und über eine Weile wieder ebensoviele böse Geister aus. Nach der abermaligen Erklärung des Teufels, daß heute keiner mehr ausfahren werde, der Pater Exorcist möge machen was er wolle, ließ man sich, wie billig, für diesen Tag an der Austreibung von zwanzig Millionen böser Geister ein Genüge geschehen.

Am 6. Mai Früh war Johanna richtig krank, und es kam ihr vor, als ob der Böse ein glühendes Rad in ihr umtriebe. Als aber Pater Weishamer wieder mit seinen præceptis anrückte, stand sie gesund auf, frühstückte mit Appetit und konnte auch ihrer Andacht obliegen. Der Erfolg dieses Tages war, daß die Betrübte wieder um zwanzig Millionen böser Geister — darunter fünf Millionen, welche einst bei der Kreuzigung Christi waren — erleichtert wurde und der dirigirende Mittagsteufel bestimmt erklärte, er werde am Freitag zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags auch ausfahren. Bei der Beschwörung an diesem wie an den folgenden Tagen hielt der Prior das höchste Gut in einem kleinen Ciborium über das Haupt der Besessenen.

Am 7. Mai war bei der Beschwörung der Zulauf des Volkes noch größer, als an den vorigen Tagen.

Der Mittagsteufel erbat und erhielt vom Pater Weishamer die Erlaubniß, eine halbe Stunde lang predigen zu dürfen. Er schmähte im unverblümten Stile des Pater Kochem über die Schlechtigkeit und den geringen Glauben des Volkes, über die Vernachlässigung der Bruderschaftsandacht, über die geringe Ehrfurcht gegen die Priester und Anderes mehr, erklärte die Bursche, welche dem Pfarrverweser die oben erwähnte nächtliche Unbild zugefügt, für schuldig, Abbitte zu leisten, und donnerte gegen das nächtliche Herumziehen, Tanzen und Spielen. „Ihr verfluchte Christen," rief er, „ihr klaget uns Teufel an, wir stürzen euch durch Versuchung in die Sünde; es ist wahr, wir helfen mit, wir versuchen euch; aber ein Anderes ist, aus Schwachheit, und ein Anderes, aus Bosheit sündigen; ihr sündiget aus Bosheit bei nächtlichem Herumziehen und auf den Tanzböden; wir Teufel tanzen mit euch herum, Tanzen ist den Teufeln ihre Ergötzlichkeit, wenn sie mit den Hexen auf den Tanz ausfahren: ein ehrlicher Christ soll keinen Tanz thun" u. s. w. Bei fortgesetzter Beschwörung fuhr die gleiche Anzahl böser Geister aus, wie an den vorhergehenden Tagen. Die Kunde von der schönen Predigt, welche der Teufel in Seefeld gehalten, verbreitete sich schnell in die ganze Umgegend bis ins Innthal hinab und nach Baiern hinaus, so daß am 8. Mai eine große Volksmenge nach Seefeld strömte. Der Teufel hielt wieder eine Predigt, in welcher er zum Gebet und zum Glauben ermahnte. Dann folgte die Einleitung zur eigentlichen

großen Haupt- und Staatsaction der ganzen Comödie; der Teufel rief nämlich, indem er die Beſeſſene auf die Knie warf, er müſſe den Seelſorger um Verzeihung bitten, weil er ihn ſo oft den verfluchten Seefelder Pfaffen genannt habe, und hieß alle Anweſenden die gleiche Abbitte leiſten, was mit allgemeinem Geheul und Geſchrei auch geſchah. Der Beſeſſenen wurde die gleiche Erleichterung wie an den vorigen Tagen zu Theil.

Am 9. April kamen wieder die gewöhnlichen Scenen vor. Vormittags wurden die noch übrigen zwanzig Millionen böſer Geiſter ausgetrieben, ſo daß nur der Mittagsteufel allein zurückblieb, weil er laut früheren Erklärens erſt Nachmittags auszufahren geſonnen war. Um zwei Uhr erfolgte die letzte Beſchwörung. Der Teufel theilte mit, daß ſich im Stalle der Beſeſſenen zu Längenfeld vier böſe Geiſter befänden, welche entweder vom Pater Weishamer oder vom Cooperator Schweighofer ausgetrieben werden müßten, und bejahte die vorſorgliche Frage, ob die Beſchwörer dazu „einen neuen Gewalt“ von Brixen haben müßten. Jetzt kam es zur eigentlichen großen Haupt- und Staatsaction ſelbſt, für deren Darſtellung auch ein Höllenbreughel zu ſchwach geweſen wäre. Der Teufel erklärte, nicht ausfahren zu wollen, bevor nicht alle Burſche, die dem Pfarrverweſer die nächtliche Unbild zugefügt, herkämen und Abbitte leiſteten. Es wurde erwidert, daß der Gerichtsverwalter und der Gemeinde-Anwalt bereit ſtünden, im Namen Aller abzubitten, und daß von den Patres bereits alles großmüthigſt von Herzen verziehen

sei; außerdem scholl durch die Kirche lautes Geschrei von Abbitten mit Weinen und Heulen. Allein der Teufel war unerbittlich; die betreffenden Bursche mußten einer nach dem andern hervortreten und weinend mit gefalteten Händen vor allen Patres einzeln in der Reihe abbitten. Dann ließ der Teufel noch den abwesenden Pater Raimund zum Gebete für sein Weib und sein Kind ermahnen, offenbarte, er sei derjenige, welcher den allerhöchsten Gott habe anfechten und versuchen wollen, und schickte sich allmählig zur Ausfahrt an. Flehentlich bat er, in eine ferne Felsenklippe oder doch in die große Zehe der Besessenen fahren zu dürfen; allein nun war Pater Weishamer seinerseits auch unerbittlich. Endlich fuhr der Mittagsteufel aus; Johanna erholte sich langsam von ihren Zuckungen und befand sich nun wol. Mit einem im Beisein von zweitausend Menschen abgesungenen Tedeum ist „dieser Actus mit vieler Erbauung der Gläubigen zu allseitigem Trost und Vergnügen geendet worden."

Diese Teufelsbeschwörung machte natürlich weithin großes Aufsehen. Johanna wurde nach Innsbruck zuerst in das Spital, dann in das Zuchthaus gebracht und der Gubernialrath, Protomedicus und Director des medicinischen Studiums, Johann Michael v. Menghin, mit Abfassung eines Consilium medicum beauftragt. Er erklärte die Johanna Scheiber nicht für am Leibe, wol aber am Gemüthe krank und schrieb ihr „scharfe Magensäfte und atra bilis, das ist schwarze Galle" zu; sie sei nicht „unsinnig", das ist

närrisch, wol aber boshaft, sie habe ein treues Gedächtniß, lasse sich nie in „Hauptfragen“ ein, verrede sich selten und wisse das „Falsche mit Wahrem künstlich zu vermummen“. Als vorausgehende Ursachen ihres Zustandes bezeichnet er Kummer und Schmerz, Nervenschwäche, Bewußtsein von Ausschweifungen, „Kindsweiber-Erzählungen“, Lesen einfältiger Bücher und Anderes mehr; so sei ihre Einbildungskraft immer mehr angewachsen, „weil sie von allen Seiten, von ihrem Curat, von den PP. Capuzinern zu Imst, vom Decan zu Flaurling und vom Physicus zu Imst, gestärkt und in ihrer Meinung unterstützt wurde, auch niemals keine rechten Mittel angewendet wurden“. Er räth, die Votivtafel (was für eine, ist nicht gesagt) aus Seefeld zu entfernen und die Johanna Scheiber nicht mehr dorthin zurückkehren zu lassen, sowie sie auch „von den Geistlichen in Längenfeld, durch deren Antriebe und Einrathen die Sache meistens veranlasset worden“, fernzuhalten. Was mit der Inquisitin ferner geschehen, ist nicht bekannt; einer Andeutung in Dr. Lucca's Staatskalender zufolge hätte sie auch nach Wien gebracht werden sollen. Aus den mündlichen Mittheilungen eines gebürtigen Längenfelders läßt sich jedoch noch verschiedenes berichten. Laut derselben kam Johanna wirklich nach Wien und von dort wieder nach Längenfeld zurück, wo sie verblieb, bis sie sich, obwol sie Mutter eines unehlichen Kindes geworden war, in das Dörfchen eines Seitenthales im Oetzthale verheirathete. Der Volksmund weiß zu erzählen, daß

sie ihre erstaunliche Anzahl von Teufeln einmal in der Küche mittels einer „Gatze“ d. i. eines großen Schöpflöffels voll Branntwein — getrunken habe und so zur Besessenen geworden sei. Auch die Hexe, welche dies verschuldet, ist laut der Erzählung des Volkes später wieder „enthext“ worden. Man stellte sie in der Kirche zu Längenfeld vor dem Hochaltar bis an den Hals in eine Kufe voll Weihwasser; der Teufel, von den Geistlichen beschworen, fuhr durch ein zerbrochenes Kirchenfenster herein und mußte den „Bundesbrief,“ nämlich den Brief, in welchem die Hexe ihm ihre Seele verschrieben hatte, auf den Altar niederlegen. Die Geistlichen zerrissen den Brief und so wurde auch die Hexe wieder von den Banden der Hölle frei. Aehnliche Dinge über Hexen werden verschiedenartig auch an andern Orten erzählt.

Der Originalbericht über die Beschwörung ist zweimal, zuerst 1783, dann 1785 zu Regensburg, beidemale mit beißenden Glossen reichlich ausgestattet, in Druck gelegt worden. Im Jahre 1785 wurde das Kloster in Seefeld aufgehoben und seitdem nicht mehr hergestellt; die Seelsorge dortselbst ist an das Kloster Stams übergegangen. Den Seefeldern hat die etwas ungewöhnliche Cur trefflich angeschlagen; sie sind bis heute recht wackere und conservative Leute geblieben. Auch verstehen sie fast alle neben Landwirthschaft, Ackerbau und Viehzucht das kurzweilige Spiel mit Tarok oder französischen Karten und verdanken diese edle Kunst dem ehmaligen Kloster. Die frommen

Patres desselben hätten nämlich, so wird erzählt, öfters des lieben Friedens unter sich in so hohem Grade entbehrt, daß sie mit einander nicht verkehrten und sogar einzeln in ihren Zellen speisten. Da sei ihnen die Zeit, namentlich im Winter, oft zu lang geworden und um sie zu verkürzen, habe jeder einige Bauern in seine Zelle geladen und sie das Tarokspiel gelehrt. So hat sich diese edle Kunst bis auf die Enkel und Urenkel als Andenken an die ehmaligen Mönche fortgepflanzt; wenn aber Jemand darob den Seefeldern gram sein wollte, ist er gebeten, ihnen für den langen Winter eine bessere Unterhaltung zu verschaffen. An Langweile wollen die Leute auch in Seefeld nicht sterben. Vielleicht wäre eine Gemeindebibliothek mit lauter schönen und nützlichen Büchern das rechte Mittel, das klösterliche Erbstück nach und nach wieder in Abfall und Vergessenheit gerathen zu lassen.

IV.

Von der alten Sonnenburg in Pusterthal.

Vor Zeiten haben sich im Lande Tirol manche merkwürdige Geschichten begeben, an welche man heut zu Tage, weil eine verderbliche Aufklärung schon zu weit eingerissen, nicht mehr buchstäblich glauben will.

Da ging einmal der Teufel mit einem biedern Tiroler, welcher vor der Hölle keine Furcht hatte, eine Wette ein, dass er alle die kaum zu zählenden Wegkreuze und „Marterl'n" (Bildstöcke) im Lande binnen drei Tagen und Nächten umwerfen werde. Mit Zulassung des Himmels fuhr der schwarze Unhold wie ein Wirbelwind durch alle Thäler und Schluchten über alle Straßen und Wege, Brücken und Stege, Hügel und Berge, schlug wüthend nach rechts und nach links und vollbrachte so in der angegebenen Zeit wirklich sein zerstörendes Werk; demungeachtet verlor er seine Wette. Im Verlaufe der drei Tage waren nämlich so viele Wegkreuze und Bildstöcke wieder neu aufgerichtet worden, daß seine Mühe eine verlorene war. Dadurch gewitzigt ist er seither mit keinem frommen Tiroler mehr auf eine Wette eingegangen.

Vor einem halben Jahrtausend gab es in Tirol auch viele wetterfeste eisenharte Ritter und Herrn, welche nicht immer löbliche Thaten verrichteten. Wenn sie ihre hohen stolzen Burgen auf den oft unzugänglich scheinenden Felsen ansahen, wenn dabei ein stolzes Gefühl der Sicherheit ihr an den Harnisch schlagendes Herz schwellte und sie verachtungsvoll niederblicken ließ auf die strohbedeckten Hütten ihrer Hörigen, da hätten sie wol auch mit dem Satan unbedenklich um ihre Seelen gewettet, daß weder er noch irgend eine Macht der Erde die auf Felsen gebauten Bollwerke der Knechtung des armen Volkes niederwerfen werde. Die Macht der Zeit hat sie aber dennoch niedergeworfen. Theils sind sie ganz von der Erde verschwunden, theils ragen sie noch mit zerklüfteten Thürmen und zerspalteten Mauern, in deren Fensterhöhlen mitunter eine kleine vom Winde gerüttelte Fichte als verirrtes und verlorenes Kind des Waldes nach Hilfe ausschaut, aufwärts und abwärts, kreuz und quer in den Thälern auf allen Höhen, gleich den vereinzelnten Buchstaben einer halb erloschenen Inschrift auf einem alten Grabstein. Die verhältnißmäßig wenigen noch erhaltenen Burgen, welche die Stürme der Zeit überdauert haben, blicken langweilig und traurig aus ihrer stolzen Einsamkeit auf die traulichen Dörfer und wolbestellten nicht mehr vom Wilde abgeweideten Felder nieder. Nur nächtlicher Mondesschein umgibt sie mit romantischem Zauber.

Auch Klosterruinen finden sich hie da im Lande,

erregen aber kein besonderes Interesse, da Mönche und Nonnen nicht gleich den Rittern zu den der Gegenwart schon entrückten und abhanden gekommenen Charaktergestalten des Mittelalters zählen. Eine Klosterruine macht jedoch eine Ausnahme, — es ist jene von Sonnenburg in Pusterthal.

Fährt man auf der Pusterthaler Bahn von der Franzensveste ober Brixen gen Bruneck, die kleine Hauptstadt des Pusterthales, welche nach der sinnigen Vorausbestimmung italienischer Kartographen dereinst den klangvollen Namen „Brunopoli“ führen und dem Pusterthale wahrscheinlich die Bezeichnung „Provincia Brunopolitana“ eintragen wird, so springt eine kurze Strecke vor derselben zur linken Hand beim Marktflecken St. Lorenzen ein nicht hoher aber steil abfallender Felsenrücken an die Rienz vor. Auf derselben blickt eine große Halbruine recht trübselig über das Thal hin. Es ist die Sonnenburg, auf welcher einst römische Kriegsmänner, dann mächtige Grafen aus dem Geschlechte der Görzer, endlich durch mehr als achthalbhundert Jahre (1018—1785) regierende Aebtissinnen mit ihren Stiftsfrauen in Herrlichkeit saßen, während heute dort ein ehrsamer Bauersmann haust und daneben noch arme Leute, die sonst kein Obdach haben, Zuflucht finden. Die regierenden Aebtissinnen und ihre Nachbarn, die gefürsteten Bischöfe von Brixen — ach, sie hätten Hand in Hand an der Leiter erhabener fürstlicher Tugenden zum Himmel emporsteigen und dabei auf jeder Sprosse doch alles mitnehmen

können, was diese vergängliche Erde an makellosen Wonnen bietet; sie lebten aber dafür oft in unchristlichem Span und Hader, welcher einmal, nämlich im 15. Jahrhundert zur Zeit, als Nikolaus von Cusa die Kirche und das Fürstenthum Brixen regierte, auch in die Weltgeschichte hineinwuchs und manchem katholischen Achäer in Tirol sein bischen Leben kostete. Der Anblick der Halbruine Sonnenburg konnte daher auf Tinkhauser, den offiziösen Topographen der Diözese Brixen, keinen günstigen Eindruck machen. „Kein Kloster in der ganzen Diözese," sagt er*), „hat so oft und so hartnäckig den Anordnungen unserer Bischöfe sich widersetzt, als wie Sonnenburg, keines ward so gewaltiger Zerstörung preisgegeben .... Unter dem Schutte klaffen wie Höllenschlünde die schwarzen Kellergewölbe und schaurig drohen die zerrissenen Mauerzähne vom hohen Felsen in das Thal herunter zur warnenden Erinnerung, daß die von Gott gesetzte Gewalt der Bischöfe von Niemanden sich ungestraft verhöhnen lasse." Der uns durchschauernde Ernst dieser Warnung verstärkt sich noch, wenn wir aus einer Volkssage der dortigen Gegend erfahren, daß in Sonnenburg allnächtlich der Gottseibeiuns auf einem großen Steine im Klosterhofe sitze, wol um vergrabene Schätze zu hüten. Dennoch möge der geneigte Leser sich da-

*) Tinkhauser G., Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diözese Brixen. Brixen 1855. I. u. II. Bd., vgl. Bd. I. S. 345. Das verdienstvolle Werk ist leider unvollendet geblieben.

durch nicht abhalten lassen, über die alte Sonnenburg aus alten Schriften, namentlich aus einem im 18. Jahrhundert geführten „Memori-Puech“ des Klosters*) einiges zu vernehmen. Der schöne Gruß, welchen der tirolische Dichter Hermann von Gilm an diesen „Leichenstein“ der Geschichte gerichtet hat, kommt uns zur Milderung der bisherigen Eindrücke eben gelegen.

„Was die Römer einst begonnen,
Hat der Deutsche sich erkämpft,
Bis die Psalmen frommer Nonnen
Jenen Waffenlärm gedämpft.

---

*) Benützt wurden zu diesen Skizzen außer gelegentlich angeführten Druckschriften:

1. „Verzeichniß (Relation) und Beschreibung der Herrschaft Enneberg und Sonnenburg u. s. w. Ehmals beschrieben von Herrn von Kirchmayr, abgeschrieben von Josef Pelegrin von Perenwerth, Antiquitäten-Sammler in Oberpusterthal 1810. Handschriftlich in zwei gleichlautenden Exemplaren (I., IV., V. und VI. Buch; das zweite und dritte fehlt.)

2. „Memori-Puech“ von Sonnenburg. Handschriftlich (Original) in zwei Bänden.

Beide Handschriften befinden sich im Museum zu Innsbruck und zwar ein Exemplar der erstern in der Bibliotheca Dipauliana Nr. 964. Ueber den geschichtlichen Werth der erstern wird der Leser in der nachfolgenden ersten Skizze aufgeklärt werden. Das „Memori-Puech“ hat schon J. Th. Haller gekannt und für seine treffliche Abhandlung: „Das k. k. Landgericht Enneberg in Tirol“ (Beiträge, Ferdinandeumszeitschrift 1831 Bd. VI. S. 1—88 und 1832 Bd. VII. S. 75—92) mehrfach benützt.

Doch von all den Herrlichkeiten
Blickt nur noch der Leichenſtein
Mahnend an vergang'ne Zeiten
In die Gegenwart hinein.

Wenn das Abendroth die Mauern
Thatenſtolz erglühen macht,
Scheint das dunkle Thal zu trauern
Um die hingeſchwundne Pracht!"

I.

Einige Zeit vor dem Jahre 1000 regierte in den damaligen Görz'schen Landen als freier Reichsfürst Ottwin I. von Gottesgnaden, ein gar stattlicher Herr. Ein römischer Landvogt Namens Julius Flavius Clodomirus — er muß, dem Namen nach zu schließen, kein ächter Italiener gewesen sein — hatte einst apud Ambidravos zur Zeit des Kaisers Aelius Hadrianus gegen die Wenden und Illyrier ein festes Schloß Flavium Soliense erbaut, welches nachmals — ohne Zweifel seiner sonnigen Lage wegen — bei den Deutschen Sonnenburg hieß und in welchem vorgenannter Ottwin gemeiniglich seine Residenz hielt.

Es begab sich aber, daß Ottwin in dieser seiner Residenz Langeweile empfand und weil ihn die heimatliche Sonne nicht mehr warm genug anschien, Lust bekam in das hl. Land zu ziehen, wohin ihn ein in Enneberg seßhafter und den Görzern lehenspflichtiger Ritter, Gualtieri geheißen, und noch ein Herr von Ragen, Gebietiger der heutigen Gegend von Bruneck und des Thales Antholz, begleiten wollten. Vor ihrer Abreise waren diese Ritter so vorsichtig, in Gegenwart des Bischofs von Brixen bei guter Gesundheit und

vollem Verstande noch Testament zu machen und dasselbe fromm, wie ihr Sinn schon einmal war, auf den Altar des hl. Cassian, welcher solche Gaben von jeher in Gnaden ansah, niederzulegen. In dem Testamente aber stund geschrieben, wenn es Gott dem Herrn gefiele, daß sie aus dem hl. Lande nicht mehr heim kämen, sollte das Hochstift Brixen ihrer Güter und Herrschaften rechtmäßiger Erbe sein.

Die Vorsicht der beiden Ritter bewährte sich glänzend; denn sie starben in Palästina richtig an der Pest und das Hochstift Brixen konnte die Erbschaft antreten. Ottwin war glücklicher und kam nach fünf Jahren mit Beihilfe eines griechischen Pfaffen, den er als Kaplan mitnahm, wieder heim. Dieser Mann, welcher trotz seiner orientalischen Nationalität gut deutsch Schnidewin hieß, wurde insgemein der „blaue Pfaffe" genannt, weil er allzeit in einer blauen Toga wie ein Bischof erschien; er war aber nicht rechtgläubig, wie die abendländischen Christen, sondern vielmehr der donatistischen und arianischen Ketzerei, mit deren Gift er auch Ottwins Hof ansteckte, äußerst zugethan. Solches ging dem guten Herrn Adrian, Pfarrer zu St. Lorenzen, tief zu Herzen, allein er vermochte mit aller seiner Redekunst gegen den blauen Pfaffen nichts auszurichten. Auch ein gewisser Herr von Groppenstein, ein schöner Mann, welcher als eifriger Katholik an Ottwins Hofe lebte, trat wider den falschen Griechen auf, mußte aber seinen Eifer mit dem Leben büßen. Da so das Laster immer siegte, die Tugend aber

unterlag, so faßte der Ritter Hartwig von Michaelsburg, einem Schlosse nächst St. Lorenzen, nun die Sache anders an. Er stellte sich gegen den blauen Pfaffen sehr freundlich und mitten in einer traulichen Unterredung ging er mit demselben und mit Ottwin eine seltsame Wette ein. Ritter Hartwig schwur zu Gott auf Ritterehre, daß er die wahre Religion habe; ein gleiches that auch der blaue Pfaffe.

„Nun, weil du dich erkühnst zu Gott zu wetten," sprach Ritter Hartwig in voller Entrüstung, „so wisse, vermessener Pfaffe, ich wette zu Gott und allen Heiligen, insonders aber zum hl. Lorenz, meinem Pfarrpatron, ich oder du — Einer von uns hat die falsche Religion und den falschen Glauben; wer also die falsche Religion und den falschen Glauben hat, dessen Schloß, meines oder deines, des Pfalzgrafen, wo du wohnst, muß heute Nachmittag um drei Uhr einstürzen und du sollst mit allen deinen Anhängern zu Grunde gehen!"

Der blaue Pfaffe und der Pfalzgraf lachten nur über dieses einfältige Gewette, wie sie es nannten, aber Pfarrer Adrian und Ritter Hartwig verließen augenblicklich das Schloß Sonnenburg. Der blaue Pfaffe rief ihnen spottend nach, sie sollten nur hier bleiben, er fürchte sich gar nicht vor dem Einsinken; dann stellte er sogar ein Gastmal an, bei welchem tapfer gebechert und getrunken ward.

Es war drei Uhr Nachmittags, da hörte man plötzlich ein fürchterliches Krachen und Poltern, das Schloß fing auf der Rückseite an einzusinken, Mauern

und Thürme purzelten über den steilen Schloßberg hinab. In dieser Noth floh Pfalzgraf Ottwin zum Altar der Schloßkapelle, rief Gott und alle Heiligen um Hilfe an und gelobte fürder beim hl. Kreuz in Enneberg als Büßer leben zu wollen, wenn er errettet würde. Da hörte das Einstürzen auf und die Vorderseite des Schlosses blieb mit der Kapelle und dem am ganzen Leibe zitternden todtenblassen Pfalzgrafen stehen; vom blauen Pfaffen und seinem arianischen Anhang aber sah und hörte man gleich anfangs nichts mehr.

Ottwin hielt auch sein Wort. Er begab sich zur hl. Kreuzkirche nach Enneberg, lebte dort noch dreißig Jahre als büßender Einsiedler und stiftete auch die dortige große Glocke zum Andenken. Alle Jahre wallfahrtete er am bestimmten Tage nach Sonnenburg und fastete und betete dort den ganzen Tag, bis er im Rufe der Heiligkeit starb. Nach seinem Hinscheiden erschien immer eine Anzahl Menschen in Sonnenburg bei der Arbeit und beim Essen gleichsam zur Bestätigung der wunderbaren Bekehrung, doch aßen sie nicht mit; wir dürfen uns vorstellen, daß sie mit grinsenden Todtenschädeln recht geisterhaft aussahen und auch Einer in blauer Toga darunter war. Dies dauerte bis zur Zeit des heiligen Conzils in Trient, von welchem den Geistern nicht blos in Sonnenburg, sondern überhaupt aller Orten in der Christenheit, absonderlich aber in Tirol, wo selbe zahlreicher als anderswo ohne jegliche Scheu auch beim hellen Tage herumliefen, das fernere

Erscheinen ein für alle Mal eingestellt wurde. Nachdem Sonnenburg ein Kloster geworden, wurde dort täglich um drei Uhr Nachmittags mit der großen Glocke geläutet und an die Armen Almosen ausgetheilt. Gleiches geschah auch in St. Lorenzen.

Ottwins ältester Sohn, Namens Volkald oder Volkhold trat das väterliche Erbe zwar an, erwählte aber auf Einrathen des Pfarrers Adrian den geistlichen Stand und wurde sogar Diakonus und Domherr zu Brixen. Er war in Sonnenburg auf einem Marmorsarge abgebildet zu sehen, wie ihm Maria erscheint und er als Einsiedler oder Levit vor ihr knieet. Das Kloster Sonnenburg aber stiftete er auf Bitte seiner Vatersschwester Ermentrudis, Aebtissin zu St. Georgen am Langensee in Kärnten und begabte dasselbe mit den Besitzungen und Schloßgütern von Sonnenburg und von der Herrschaft Enneberg, mit einigen Gründen, Alpen und Gütern in der Herrschaft Michaelsburg, Uttenheim und Taufers sowie auch — für die Fasttage — mit dem Fischgenuß des Innerpragser See's und mit andern schönen Grundgilten, Zehenten, Urbarsgefällen und Lehen, wie alles zum standesmäßigen Unterhalte für zwölf adelige nach der Regel des hl. Benedikt lebende geistliche Frauen — nobiles moniales — hinreichend erscheinen mochte und auch ein weltliches Collegium davon hätte vergnüglich leben können.

So habe ich denn unter Herrn v. Kirchmayr's glücklicher Führung den Lesern die beinahe romantische Vor- und Gründungsgeschichte des Klosters Sonnenburg

erzählt. Aber o weh! Da sehe ich ohne vorhergehende Kriegserklärung tirolische und „ausländische“ Geschichtschreiber mit so bitterzornigen Mienen, als sich Einer nur vorstellen mag, gegen uns heranrücken. Quid sum miser nunc dicturus? Es regnet Vorwürfe über absichtliche Täuschung der Leser, Widerlegungen und Richtigstellungen in schwerer Menge mit der Anklage, den Quellen der obigen Darstellung nicht weit genug nachgegangen zu sein. Dem blauen Pfaffen und seinem Arianismus kann seiner Zeit von rechtgläubigen zugleich hand- und bibelfesten Rittern kaum Schlimmeres widerfahren sein.

„Wie kommt Ihr dazu,“ hebt der erste zornig an, „vor dem Jahre 1000 schon von görzischen Landen zu reden? Wißt Ihr nicht, daß der früher kaum dem Namen nach bekannte Ort Görz mit seinem Gebiete erst am Schlusse des ersten Jahrtausends unserer Aera, genau genommen, im Jahre 1001 durch eine urkundliche Schenkung des Kaisers Otto III., in die Geschichte eintritt oder eingeführt wird?*) Die Erforschung des Ursprunges der Dynasten von Görz hat uns Historikern von Fach manches Kopfzerbrechen und manche schlaflose Nacht gekostet, während Ihr die süße Frucht des Wissens mühelos aus einer nichtsnutzigen alten, wie es scheint, von einem Fabelhansen geschriebenen Scharteke pflücken wollt. Es scheint nur einiger Massen sicher,

*) Czoernig Frh. v. Karl, das Land Görz und Gradiska, Wien 1873 S. 477.

daß Ottwin — richtiger Otwin, am allerrichtigsten Othwin — durch seinen Sohn Engelbert der Stammvater jener Dynasten geworden ist. Othwin war Graf von Pusterthal und zwar der Herrschaften Lienz, Heimvöls und Sonnenburg; wisset nun und merket Euch, daß er dazu im Jahre 978 auch die Grafschaft Lurn erhielt. Es ist wahr, er hat eine Fahrt in's heilige Land gethan und hierauf durch siebzehn Jahre das Leben eines Einsiedlers, aber nicht bei den Salvangs in Enneberg, sondern, wie die Kärnter mit Grund behaupten, in der Nähe des von ihm gestifteten Klosters St. Georgen am Langensee in Kärnten geführt."

„Auch ist es nicht richtig," nimmt der zweite ernsthaft das Wort, „daß, so oft dies sonst auch zu lesen sein mag, Volkhold Othwin's ältester Sohn gewesen, er war vielmehr der fünfte und jüngste Sohn desselben und kann auch Vollrad geheißen haben, denn — —"

„Entschuldigen Sie, geehrter Herr Collega," fällt der dritte ein, „Volkhold war wol der vierte Sohn Othwins. Nun, wie dem auch sei, gewiß ist, daß er um 1018 das Kloster Sonnenburg gestiftet und in der Nähe desselben als Einsiedler bis etwa 1039 oder 1041 gelebt hat. Diakon kann er nach der Sitte der Zeit geheißen haben, aber Domherr von Brixen wird er um so weniger gewesen sein, als er die Schirmvogtei von Sonnenburg nicht dem Bischof von Brixen, sondern jenem von Trient übertragen hatte. Das Testament der beiden angeblichen Ritter von Enneberg und von Ragen ist auch eine reine Fabel. Das Gericht

zum Thurm an der Gader kam erst etwa vierthalbhundert Jahre später im Wege eines Kaufes an das Hochstift Brixen und seit dieser Zeit fingen die Bischöfe von Brixen und die Aebtissinnen von Sonnenburg an die Rollen feindlicher Geschwister zu spielen, wobei die armen Enneberger meist die Prügelknaben abgaben. Das Gebiet von Bruneck oder Ragen ist erst im Verlaufe der Zeit allmälig zu Brixen gekommen."

„Um diesen blauen Pfaffen," fügt ein anderer bei und nimmt eine Prise, „ist es auch eine bedenkliche Sache; woher sollen denn um das Jahr 1000 noch Donatisten und Arianer kommen? Er scheint mir überhaupt aus dem Reiche der Fabel in die Geschichte Pusterthals hineingesprungen zu sein. Welche Nachweise seiner Existenz sind denn von ihm vorhanden? Welche Urkunden hat er als Zeuge unterfertigt?"

O du lieber Himmel, will der Mann gar Urkunden! Man verdirbt sich damit nur die Augen und muß sich hundertmal an einem Tage die Hände waschen. Uebrigens, wenn der blaue Pfaffe nicht gelebt hat, um so besser; dann ist zwar Ritter Hartwig von Michaelsburg um den Ruhm seines Muthes gegen einen Ketzer gekommen, aber der arme schöne Groppensteiner, um welchen gefühlvollen Leserinnen gewiß herzlich leid war, ist wenigstens auch nicht hingerichtet worden.

„Was soll nur auch dieser Pfarrer Adrian von St. Lorenzen?" fährt der Fragesteller mit erhobenem

Zeigefinger wieder fort. „Der erste Pfarrer, dem wir in der Geschichte dieses durch ansehnliche Kunstwerke seiner Todtenkapelle ausgezeichneten Marktes begegnen, heißt ja nicht Adrian, sondern Egino, welcher 1190 in einem alten Catalog als Pfarrer angeführt wird, außerdem aber selbst noch im Jahre 1207 eine Urkunde als Zeuge unterfertigt hat. Ohne diesen Katalog und ohne diese Urkunde wäre er spurlos und unauffindbar im Dunkel der alten Zeit versunken. Und dann gar jener Schalksnarr von einem römischen Landvogt mit dem hochfahrenden Namen Flavius Julius Clodomirus und seinem Flavium Solense! Clodomir ist ja ein fränkischer Name; wer sucht zur Zeit des Kaisers Hadrian Franken als römische Landvögte? Das „Solense" ist wol eine abgeschmackte nicht einmal belegbare Ableitung von sol, solis = die Sonne; aber die Sonnenburg hat mit der Sonne, obwol sie von ihr beschienen wird, nichts näher zu schaffen, denn sie hieß anfänglich Suanaburc oder Suneburc und dies bedeutet „Burg der Sühne." An der Stelle des Marktes St. Lorenzen aber lag zur Römerzeit seit Menschengedenken immer die Mansion Littamum und wäre noch dort zu suchen, wenn nicht vor Kurzem Mommsen sie mit einem ausgiebigen Rucke um eine Station weiter über das Toblacher Feld nach Innichen hinüber und dafür Sebatum von Schabs nach St. Lorenzen herabgeschoben hätte."

Mit siegesfreudigen Mienen ziehen die Historiker wieder ab und lassen uns wie vernichtet zurück, nach-

dem sie uns von der schönen beinahe romantischen Geschichte Blatt für Blatt grausamlich zerpflückt haben. Nichts ist uns geblieben, als die Personen Othwins und Volkholds, die Fahrt in's heilige Land und darauf ein längeres Einsiedlerleben des erstern, die Klosterstiftung des letztern „um" 1018, bezeugt durch eine vermuthlich auch gefälschte Urkunde, welche schon Sinnacher stark angezweifelt, Tinkhauser aber entschieden verworfen hat, und, wenn wir wollen — denn die Historiker haben es uns ja nicht bestritten — die in Sonnenburg bis zur Zeit des Trientiner Conzils beim Arbeiten und Essen erscheinenden Gespenster sowie das tägliche aber auch schon lange verklungene Vesperläuten der großen Glocken von Sonnenburg und St. Lorenzen.

Höchstens können wir noch — ich weiß aber nicht, ob die strengen Herrn es gerne sehen — nach P. Adam Schmidt's „Heiliger Tiroler Ehrenglanz" greifen und dort Othwins gottseliges Leben nachlesen, um dabei auch zu erfahren, daß nach seinem Tode ein gottloser Bösewicht, so ein Schul-Halter ware, sich unterstanden, Othwin's Grab aufzubrechen, der Hoffnung und des Willens, alldorten seinen Beutel von dem geraubten Gute zu spicken, wofür ihm aber der Tod zu Theil geworden. Woraus man nebenbei ersieht, daß die Schulhalter von jeher ungemein habgierige Leute waren und sich nie mit dem ansehnlichen Gehalte, der großen Ehre und dem vielen Vergnügen wollten zufrieden geben.

So wie uns ist es schon vielen ergangen, welche

den alten „G'schriften“ einmal in einer schwachen Stunde leichtfertig blinden Glauben geschenkt haben.

Wer hätte es nur geglaubt, daß der sonst so ehrliche Jörg Kirchmayr (— denn ein anderer kann es nicht sein, da er bei der Schilderung des bekannten Bauernsturmes auf das Kloster Neustift 1525 sich selbst als handelnde Person einführt), dessen „Denkwürdigkeiten“ seiner Zeit (1519—1553) doch für ein historisches Quellenwerk gelten und sogar gedruckt sind, uns mit den ernsthaften Historikern in eine so unangenehme Begegnung versetzen würde? Fast möchten wir schweren Groll gegen ihn fassen, obwol er schon mehr als dreihundert Jahre todt ist, wenn wir uns nicht schnell noch einmal das fragliche Buch in der Dipauliana im Innsbrucker Museum von allen Seiten ansähen und da auf dem ersten leeren zuvor nicht beachteten Blatte vorne vom ersten der lebenden Historiker Tirols Herrn Dr. Albert Jäger mit festen Zügen geschrieben läsen:

„Das ganze Buch eine Erdichtung!

Wir brauchen Zeit, uns von unserer Ueberraschung zu erholen.

Wer mag nur der Verfasser dieser saubern Dichtung über Sonnenburg sein? Etwa der angebliche Abschreiber, Herr Josef Pelegrin von Perenwerth selbst, in dessen allerdings wirklich in Tirol gegebenem Namen ohnehin so etwas von einem „Bären“ klingt? Oder

hat er bona fide abgeschrieben? Was hat der Dichter damit bezweckt? Wollte er einem forschungseifrigen Zeitgenossen und Mitbruder oder vorbedächtig erst den Epigonen einen Possen spielen oder einen Versuch machen, unter dem Deckmantel eines bekannten und ehrlichen Namens eine Tendenzchronik gegen die Sonnenburger Nonnen zur großen Belustigung jovialer Brixner Domherrn — so etwa über Tisch zur leichteren Verdauung der schweren Fastenspeisen — an's Licht zu setzen?

Es ist in dieser Chronik Falsches und Wahres mit vielen Anachronismen künstlich und kunterbunt, aber mit glücklicher Nachahmung des hausbackenen naiven an Wiederholungen reichen Chronikstiles, nur nicht jenes des Georg Kirchmayr in den „Denkwürdigkeiten," sondern eines ganz andern viel moderneren durcheinander gemengt; jedoch gilt auch von ihr das italienische „Se non è vero, è ben trovato." Sehr oft blickt aus dem ernsthaften Chronisten der Schalk heraus, welcher es ganz besonders auf die hochgebornen Frauen Aebtissinnen von Sonnenburg abgesehen hat. Es ist fast Schade, daß alle diese piquanten naiven rührenden Geschichtchen sich nicht wirklich zugetragen haben sollen und es lohnt der Mühe, einige Proben aus dieser Lügenchronik den Lesern vorzuführen.

Im Jahre 1111 brannte nach der Chronik Lienz ab und hatte kurze Zeit darauf durch eine Ueberschwemmung sehr zu leiden. „Diese große Strafe," sagt die Chronik, „haben die Lienzer verdient wegen

ihrer unfrommen ungerühmten Lebensart, weil man nämlich unzüchtig lebte, unfriedlich hauste und darüber unbarmherzig schalte und fluechen thäte. Worauf man Görzischer Seite den Antrag stellte, fromme Mönche Ordinis der Klausner von Simon Stock genannt kommen zu lassen zum Bußpredigen, welches gute Vorhaben aber allererst unter Albrecht des Meinhard des dritten und Landesfürsten in Tirol Bruder in Erfüllung gegangen ist anno 1336, wo er das Karmeliter Kloster als Stifter dotirt hat u. s. w." *)

Aus den Jahren 1118—1123 weiß die Chronik folgendes Geschichtchen zu erzählen: „Es ist bei dieser schweren Zeit aus sonderbarer Gutthat Gottes und Vorsehung geschehen, daß die Ritter und Schnapphähne in das heilige Land wider Sultan Saladin von Egypten gezogen sein und auch viel Almosen für die Armen in Sonnenburg gestiftet haben, auch ist vor der Abreise dieser Ritter im Kloster ein besonderer Casus oder Zufall geschehen. Es verlangte die Frau Aebtissin ein Ritter mit geschlossenem Helme und Visier zu sprechen noch bei später Abendzeit. Die Frau Aebtissin hat sich entschuldigen lassen, man würde es ihr als einer klosterfräulichen Person sehr widrig auslegen, wenn man noch bei später Abendzeit einen Ritter auf Gespräche antreffen sollte. Aber der Ritter

*) Das Carmeliterkloster in Lienz wurde nach Staffler im Jahre 1349 von Euphemia, Gemalin Alberts III. von Görz gestiftet. Meinhard III. von Tirol kam erst 1342 oder 1343 auf die Welt und hatte keinen Bruder.

wollte sich nicht abweisen lassen und mit Ungestüm eindringen, worauf es die Frau Aebtissin geschehen lassen mußte, schickte aber um den Hofrichter und drei starke Mayrknechte und als der Ritter mit abgelassenem Visier erschiene, gab er der Frau Aebtissin einen großen Säckel voll Geldes mit Vermelden: Hier, ehrwürdige Frau, gib ich Ihr all mein erraubtes Gut auf Treu und Ehre, theile sie selbes unter die Armen aus und denke sie im Gebet meiner, worauf der Ritter mit aller Gegenwärtigen Verwunderung gestrak und hastig abginge. Worauf man einen Jahrtag mit heiligen Messen für den Ritter gestiftet und den Ueberrest bei der Porten an die Armen vertheilt hat." Aber auch späterhin hat das Kloster nach Angabe des Chronisten von den Raubrittern viel auszustehen gehabt, so daß Meinhard II. den tapfern Balthasar von Welsberg als Wächter in Sonnenburg bestellte, welcher einen viermaligen Versuch der Schnapphähne, das Kloster zu stürmen, vereitelte. Nur einmal, als Balthasar in Enneberg auf der Jagd war, gelang es ihnen, die erste Porte zu erstürmen; sie wurden aber vom rasch herbeieilenden Ritter wieder abgetrieben. „Die Frau Aebtissin Adelheid ist schon in die Kirche geflohen und hat vor dem Hochaltar mit ausgespannten Armen sammt dem ganzen Convent dort laut gebetet und zu Gott geweint und als ein Bote vom Chor herab der Frau Aebtissin zurufte: der Streit ist vorbei, hat sie im Schröcken vermeint, der Feind kommt gleich und ist vor Schröcken umgesunken, hat sich auch, als sie

eines bessern belehret worden, nie wiederum erholen können und ist kurz darauf anno 1163 ganz kindisch und forchtsam gestorben. *)

In den Jahren 1151—1156 sind nach der Chronik „viele Pilgrime über Pusterthal und Lienz bis Bozen (!) und dann nach Ancona und Venedig in's Welschland gezogen, deren sind 15 in Sonnenburg gestorben und begraben worden, worunter einer ein 90jähriger Mann ware, der im 36. Jahre angefangen hat zu wallfahrten und über 30 mal in Rom, 5 mal im heiligen Land und 12 mal zu Compostell in Spanien beim hl. Jakob gewesen ist. Dieser hinterließ im Kloster ein Reißbüchl, welches man in Sonnenburg von darum in Ehren hielt, weil darin alle Gelegenheiten der Oerter beschrieben waren, alle Reißgefahren zu Wasser und zu Land entdecket und alle gute Einkehrungsörter angemerkt waren. Als dies Büchl Herr Meinhard von Görz erfraget, hat er es abholen lassen und nicht mehr zurückgestellt .... Man wußte oft nicht, wo man so viele Pilger unterbringen konnte, sie sein ganz herdenweiß gezogen, aber lieber wollte man doch diesen

*) Nach Sinnacher Beitr. II. 268 gab es wirklich eine (die sechste) Aebtissin Adelheid aus Schwaben in Sonnenburg, welche 1163 starb; allein außer dem Namen ist von ihr nichts bekannt. Ueber einen Balthasar von Welsberg vgl. Staffler Topogr. II. S. 320. Ein anderer dieses Namens war zur Zeit des Nikolaus Cusanus dessen Gegner und stand als Rath des Herzogs auf Seite der Sonnenburger Nonnen. Meinhard II von Görz (nicht von Tirol) starb 1232.

Leuten ein Almosen reichen, als die Forcht vor den Raubrittern erdulten, vor deren Ueberdrang man dieser Zeiten einen guten Frieden hatte. Es werden freilich unter den Pilgrimen manche Schalksnarren und böse Buben gewesen sein. In Italien hörte man, wo ihnen die Mutterkreuzer ausgingen, hätten sie einander selbst ausgeraubet und oftmals erschlagen, so geht's, der Teufel hat bei jeder Kirchweih seinen Altar."

„1195 bis 1200. Diese 6 Jahre sind alle spere und nicht gar fruchtbringende gewesen außer des Weines, der aller Orten sehr gut gerathen; darauf hat man mit dieser Gabe Gottes großen Muthwillen und Unmäßigkeit getrieben und sind viele Leute im Winter besoffener erfroren und im Sommer in's Wasser gefallen. Auch ist eine sehr schmerzliche Krankheit, die sehr erblich ware, wegen der Unkeuschheit und Unmäßigkeit eingerissen. Es haben sich auch zwei Kind des Herrn Wolfgang von Michaelsburg einander erstochen. Der Bube Hans geheißen hörte oft von seinem Vater, daß man im Krieg hauen, morden und stechen thäte; einsmals als der Vater nicht zu Hause ware, gehen die Kind mit Dolchen versehen hinter das Schloß Michlburg und fangen mit entblößten Dolchen an zu fechten. Die Bauleute liefen zwar herbei abzuwehren, aber die Tochter Griseldis vermeinte, noch vorhero eines mit dem Bruder Hans zu wagen, bevor man ihr's verwehren konnte und stieß mit Unvorsichtigkeit den Dolch dem Hans in den Hals und schnitte ihm die Pulsader entzwei. Der Hans, weil

es ihm wehe that, darüber entrüstet, stieß der armen Griselde den Dolch mitten durch das Herz und Griselde hat sogleich den Geist aufgegeben. Hans aber hat sich verblutet, weil man selbes nicht stillen konnte und auf solche Weis ist wegen unbesonnenen zu frühen Reden dies edle Paar Kinder unglücklich worden."

„1277 ist das erste mal Sonnenburg mit einer Feuersbrunst heimgesucht worden. Das Feuer ist unter der Tafel bei Hof bei der Aebtissin ausgekommen und ist das Kloster ganz abgebrunnen außer der Kirche, die man noch errettet hat, weil der Wind stark gegen Kiens geblasen hat am St. Heiligen Dreikönig Tag. Und hat man 30 Mark Trientner Silber vom Domkapitel in Brixen (!) zum Bau heran leihen müssen. Auch hat man alldort einen Baumeister Meister Kunraden, der in 6 Jahren das völlige Kloster wieder wohnbar hergestellt hat, gefunden. Die Klosterfrauen sind indessen in den zwei Mayrhäusern unter Sonnenburg sammt der Frau Aebtissin Ottilie verblieben und haben die Kloster-Horas in den Häusern gehalten. Während des Klosterbaues ist ein starkes Erdbeben gewesen und kurz zuvor ist ein Maurer in die Mörteltruhe gefallen, wo man Kalk löschte; die Maurer lachten hierüber und glaubten, es sei aus Trunkenheit geschehen und weil sie just das Erdbeben bemerkten, sind sie alle davon gelaufen und ließen den Kameraden in der Löschpfanne liegen, wo er auch gestorben ist. Mit Holz und Kalk hat dem Kloster Herr Nikolaus von Michaelsburg und Graf Hugo von Taufers, Gott

sei es und ihrer Milde gedankt, vieles ausgeholfen. Auch haben die Brixner eine milde Beisteuer freiwillig dargegeben und durch Herrn Theowald Pfarrer daselbst der Frau Aebtissin Ottilia zustellen lassen. Besonders bedauert das Kloster die ganze Bibliothek, so durch die Feuersbrunst sammt andern Dokumenten und Stiftsbriefen, so dort verwahret waren, zu Grunde gegangen. Das Archiv, das etwas entfernt ware, hat ein herzhafter Mayrknecht und drei Klostermägde noch bei Zeiten errettet; er ist beim Fenster, wo er das Gatter aufgebrochen, hineingestiegen und hat, weil ein starkes Gewölb dort war, alles durchs Fenster weggebracht, durch welches der Knecht den darunter wartenden Mägden alles in die Fürtücher werfen konnte und kaum war er fertig, so ist wegen all zu großer Hitze das Gewölb gesprungen und eingefallen, der Knecht aber, als er das Krachen gemerkt hat, ist glücklich noch zu rechter Zeit über den First hinabgesprungen und salvirt worden. Dem Knecht und Dirnen hat man lebenslänglich eine jährliche Rekognition ausgesetzet und gereichet für ihre treue Dienste. Ein Kind hat drei Tage vor der Brunst bei der Porten angeläutet und geschrien: Im Kloster brinnt's, so man aber verlacht hat."

„In Sonnenburg hat man 1422 einen alten römischen Stein oder ein Grabmal aus einem Acker ausgegraben, worinnen ein Licht in Mitte des hinter dem Stein verborgenen Sarges gefunden worden und dabei ware ein großer Aschenkrug oder Topf, den man aber aus Ungeschicklichkeit beim Ausgraben in viele

Stücke zerschlagen hat. Auch waren dabei einige silberne römische Münzen, die bereits schon völlig rostig waren und den Kaiser Vespasianus auf einer Seite, auf der andern aber einen römischen Triumphwagen vorstellten. Auch ist man auf ein unterirdisches Gewölb gerathen, einer römischen Badstube gleichend, aus welchem man hernach die Steine herausgenommen und daraus im Kloster Sonnenburg einen Waschbrunnen verfertigt hat. Die übrigen Steine hat hernach Frau Barbara Küniglin von Ehrenburg Aebtissin zu Sonnenburg herausnehmen und davon eine Klostervorpforte gegen die Landstraße her aufrichten und ihr Familienwappen ober der Porten in den römischen Stein einhauen lassen." *)

„Anno 1439 haben auch die Brunegger einen hitzigen Streit mit ihrem Herrn dem Fürstbischof gehabt wegen der Communion in utraque specie, welche sie wie die Hussiten durchaus behaupten wollten und deßwegen ihrem Bischof eine lange Gschrift zugeschickt haben, wo immer sie sub utraque specie zu kommuniziren durchaus verlangten. Weil also die Brixner einsahen, daß, wenn man's ihnen gestraks verbieten wollte oder würde, es einen großen Ungehorsam oder Lärmen abgeben werde, so ließen es die Brixner anfangs denen Bruneggern zu, die sub utraque specie kommuniziren wollten, stellten aber heimlich Leute an,

*) Barbara Küniglin von Ehrenburg war Aebtissin 1472—1498. Sinnacher nennt ihre Amtsführung lobenswürdig.

welche die Brunegger auslachten und Blutigel Christi und Blutsauger und Kleinglaubige nannten, worauf dieser Eifer sub utraque nach und nach abgekommen und vergessen worden. Und haben dieses Wesens die Brixner einen guten Einschlag gethan, weil sie anfangs nicht viel Wesens gemacht, sondern glimpflich dreingegangen, dann mit purem Auslachen die Ketzerei vertrieben haben." *)

So wie in der Chronik die Fluchtsage Friedrichs mit der leeren Tasche erzählt wird, dürfte selbe schwerlich aus der Luft gegriffen und erdichtet sein, sondern in einer ältern örtlichen Volksüberlieferung ihren wirklichen Grund haben. Friedrich soll nach derselben acht Jahre im Kirchenbann gelegen und herumgeirrt sein und nur seines Hofnarren Sohn Namens Faisterl um ihn gewußt und ihn, so viel er konnte, mit Geld unterstützt haben. Als Müllerknecht verkleidet sei er anfangs in Engadin gewesen und später nach Meran in die Hendlmühle gekommen. Daß er sich als Müller verkleidete, hatte seinen Grund darin, daß er als Herzog öfters in der Hofmühle zu Innsbruck dem dortigen Hofmüller zugesehen hatte und daher im Müllerhandwerk einige

*) Nach Tinkhauser Beschreib. d. Diözese Brixen I. S. 313 und Sinnacher Beitr. VII. S. 528 ff. ist Thatsache, daß die Brunecker Bürgerschaft 1561 deutsche Psalmen und Kirchengesänge und 1564 auch die Communion unter beiden Gestalten einführte. Der Cardinal Christoph v. Madrutz trat scharf dagegen auf, aber es dauerte lange, bis die Brunecker wieder gut katholisch wurden.

Kenntniß zu haben glaubte; am härteſten kamen ihn an — nach den Worten der Chronik — die feiertäglichen Trünke der Müllergeſellen und die oft ungezogene Geſellſchaft der ungeſchlachten Leute, an welche er ſich aber gewöhnt und trotz einem andern Müllerknecht gearbeitet hat. Als Herzog Ernſt die Aufhebung des Bannes bewirkt hatte, entdeckte Müller Hendl den Bauern Friedrichs Aufenthalt, worauf ihn dieſelben auf ihren Achſeln über den Jaufen trugen und nach Innsbruck führten. Dort „erluſtierten“ ſie ſich mit Muſik, ohne daß Jemand wußte, wo dies hinaus wolle. „Inzwiſchen iſt der Erzherzog Friedrich mit dem Faiſterl der Burg zugeeilet, worauf der Faiſterl den Erzherzog Ernſt noch im Bett liegend aufweckte ſagend, ein Müllerknecht wolle mit ihm eilends ſprechen. Der Erzherzog, weil er ſchon Kundſchaft hatte, daß eine große Menge Bauern in Innsbruck mit Muſik ohne zu wiſſen warum Nachts vorhero eingerücket waren, vermuthete, der Mühlknecht werde ihm vielleicht eines Aufſtandes wegen Bericht zu geben verlangen und ließ ihn vorkommen, aber gleich beim erſten Eintreten ſeinen wieder gefundenen Bruder Friedrich erkannte und unter freudiger Umarmung und Küſſung von Herzen aufrufte: Nun hab' ich dich wieder, lieber Bruder Friedrich! Mein liebſter Bruder, ſag mir, was wirſt du in der Zeit deiner Bannung und Elendes ausgeſtanden haben? Worauf beide Brüder in ſtummer Umfangung eine Weile weinten und nicht reden konnten. Dem Faiſterl dauerte der Spaß zu lang und ſagte:

Ihr seid ärger als die Weiber, die nie von einander kommen, Heißa, laßt uns lustig sein, Erzherzog Friedrich ist wieder da! Worauf der Faisterl auf einen Hofbalkon geloffen und geschrien: Heißa lustig, Erzherzog Friedrich ist wieder da! Und das Volk versammelte sich haufenweis vor der Burg, wo der Erzherzog Ernst wegen Verlangen des Volkes noch im Müllerkleide Erzherzog Friedrichen vorzeigen mußte. Worauf die Bauern 3 Tag hintereinander lustig gewesen und Hofein und Hofaus gezogen und den Friedel in Innsbruck auf den Achseln herumgetragen haben. Dies ist die Geschichte, die sich mit Erzherzog Friedrich begeben hat und obschon man mehrere Mährlein von ihm erzählet, so ist dies die ganze Hauptsach davon."

Der Chronist erzählt auch verschiedene Wundergeschichten, wie z. B. jene des Herrn Jodok Kuchenmeister von Sillian, den bei einem Zauberwerk der Teufel holen wollte, jene von Oswald Milser in Seefeld u. a. m. Bei letzterer vergißt er nicht anzumerken, daß nachgehends in Seefeld ein Kloster Ordinis S. Augustini cum larga manica (d. i. von Augustiner Eremiten mit dem weiten Aermel) gestiftet worden sei. Auch vergißt der Chronist die natürlichen Söhne des Erzherzogs Sigmund nicht, gibt aber deren Zahl nur auf 14 an, während sonst von 40 die Rede ist, und erzählt als merkwürdig, daß beim Leichenbegängniß desselben „2 ledige Kinder von ihm die Fackeln getragen haben."

Von köstlichem Humor ist die Schilderung des

guten moralischen Einflusses, durch welchen das Stift Sonnenburg mittels seiner Dienstboten und seiner Klosterregel die ganze Umgebung gleichsam zu einem großen Benediktinerkloster machte, in welchem nur der Cölibat fehlte; dieselbe möge zum Schlusse hier folgen. „Die vielen und schönen Klostergüter wurden von Knechten und Bauerndirnen bearbeitet, welche, so lange sie im Kloster auf Arbeit und im Dienste waren, nach der Regel des hl. Benedikt zu leben verbunden waren. Und weilen die Knechte und Dienstdirnen nebst guter Kost und Lohn und wann sie gut dienten, bei ihrem Austritt mit guter Aussteuer versorgt wurden, so hatte man an Knechten und Dirnen guten Zulauf und beste Auswahl. Und da auf solche Weise diese Dienstleute so zu sagen an die Klosterregeln und gut, christlich und gottesfürchtig zu leben gewöhnet wurden, so bliebe ihnen dies ihr Leben lang und pflanzten auch dieses unter die Gemeinden ein. Dann halfe man im Bauern- und Ehestande nach der Zahl und Länge der Dienstjahre mit Hilfe und Zuspruch vom Kloster aus. 30 Bauernfamilien wurden beständig auf Beständen und Mayereien vom Kloster aus erhalten. So daß alle diese Dienstbaurenfamilien so zu sagen ein beständiges Leben nach der Klosterart und Regel des heiligen Vater Benedikt führten und also in ihrem einfältigen Baurenstand fromm und klösterlich fort lebten. Zudem ist auch in Sonnenburg und dem ganzen Umlagsdistrikte und Gegenden rings herum ein sehr löblicher altchristlicher Gebrauch alle Sonn- und gebotene Winter-

feierabende bis dato eingeführt verblieben, das sogenannte Tagläuten. Es wurde nämlich schon um 3 Uhr Nachts mit der großen Glocke rings um Sonnenburg als Brunegg, Stegen, Gaiß, St. Georgen, St. Lorenzen, Pflaurenz, Reisach und Stephansdorf angefangen ein Zeichen zu geben und fortwährend geläutet und dieses abwechslungsweise bis auf 5 Uhr, wo man sodann Bet läutete und wann man an einem Orte aufhörte zu läuten, finge man bis 5 Uhr in einem andern an und so fort; da steht man in jedem Baurenhaus auf zu beten und dies scheint ein alt eingeführtes Andenken in der ehmals andächtigen Christenheit gewesen zu sein. In Sonnenburg fing man an um 2 Uhr und ½ nach der Metten zu läuten, dann in Pflaurenz und St. Lorenzen und so abwechslungsweise herum um Sonnenburg. Dies scheint noch anzuzeigen, wie die alten Christen zur Prim, Terz, Non und so weiter zum Beten aufstanden, um Psalmen zu singen. Dermalen wird diese Andacht folgender massen observiret: man stehet nämlich in den Wintermonaten, wo der Bauer wegen minderer Arbeit mehrer Zeit zum Beten hat, auf gegebenes Zeichen auf, betet für die armen Seelen ohngefähr eine Stunde zu Haus, dann begibt man sich, wenn die Glocken schweigen, in die Kirche und gilt das Glockenzeichen gleich einer Ermahnung zum Aufstehen auch für faule Christen."

Jammerschade, daß auf eine pure Lügenchronik so viel Witz und Mühe verwendet worden! Der Mann

muß viele freie Stunden gehabt haben und ein gründlicher Kenner des schönen Pusterthales gewesen sein.*) —

*) Im „Boten für Tirol und Vorarlberg" vom Jahre 1821 Nr. 26 S. 104 ist von dieser Lügenchronik die Rede. Der nicht genannte Mittheiler — wol Hr. Dipauli selbst — gibt an, daß er „von diesem wenig gekannten, aber in seinem Inhalte sehr merkwürdigen Manuskript" nur eine unvollständige Abschrift, nämlich nur das erste, zweite, fünfte und sechste Buch besitze; das Ganze verdiene sicher, der Vergangenheit und dem Untergange entrissen und näher bekannt zu werden. Es folgt die Bitte um Auskunft über ein allfälliges vollständiges Exemplar oder das Original selbst. Dieser Bitte scheint aber nie entsprochen worden zu sein und konnte wol nicht entsprochen werden, weil der Erdichter das Werk schon von vorhinein so anlegte, daß es lückenhaft erschien. Eine Ausscheidung des Wahren wäre theils zwecklos, theils ganz unthunlich; zu bedauern bleibt immerhin, daß der unbekannte Erdichter von seiner genauen Kenntniß des Volkslebens in Pusterthal und mancher zu seiner Zeit vielleicht noch nicht verschollenen Geschichtssage keinen besseren Gebrauch gemacht hat.

II.

Vielleicht ist nun — nach so vielen Märchen, welche, wenn dem Lügenchronisten seine schlechten Absichten gelungen und nicht noch bei Zeiten die Historiker angerückt wären, zu eben so vielen „Bären" geworden sein würden — der eine oder der andere Leser heimlich geneigt, am Ende das ganze Sonnenburg selbst mit seinen regierenden Aebtissinnen gleich den sieben Königen Roms für eine Volkssage und Fabel zu halten.

Dieß hieße jedoch ein stark schreiendes Kind mit dem Bade ausschütten oder wäre eigentlich eine sehr sträfliche Kindesweglegung im geschichtlichen Sinne. Das fürstliche Stift und Gotteshaus Sonnenburg hat wirklich bestanden; gegen jenen, der es bezweifelte, würde im Pusterthale mit allen Glocken Sturm geläutet werden und würden die bleichen Schatten der Aebtissinnen aus ihren verwüsteten Gräbern gegen ihn aufstehen. Resch und Sinnacher (Beitr. II. S. 265 ff.) haben diese Aebtissinnen alle von 1018 bis 1785 mit Namen und Jahrzahl aufgeführt — wolgezählt gerade vierzig, keine mehr und keine weniger. Von den ersten sechs ist freilich außer Namen und Jahrzahl nichts bekannt; alle nachfolgenden aber haben leichtere oder tiefere Spuren ihres gebieterischen Schaltens

und Waltens hinterlassen. Sie waren gnädige regierende Frauen, denen im Tiroler Landtage, was etwas heißen wollte, aber den zarten Damen der heiligen Theologie wegen doch keine angenehm unterhaltende Gesellschaft gewährte, auf der Prälatenbank Sitz und Stimme eingeräumt war. Sie hatten ihr eigenes Hofgericht in Sonnenburg und besaßen von Anfang an unbestritten die hohe und niedere Gerichtsbarkeit in den Thälern Enneberg, Wengen und Abtei mit Ausnahme des kleinen Gerichtes zum Thurm an der Gader. Herzen treuer Unterthanen schlugen für sie in Mühlwald und an andern Orten im Tauferer Thale und sie erfreuten sich noch außerdem verschiedener weit zerstreuter Besitzungen, auch solcher, auf welchen alljährlich guter Wein gekeltert wurde für das Kloster, wie z. B. am Küchlberge bei Meran. Laut einer alten Aufzeichnung gehörten zum „einkhumen" des Klosters jährlich 194 Yhren Wein, 259 Star Weizen, 1739 Star Roggen, 965 Star Haber, 1357 Star Gerste u. s. w.; wen es aber gelüsten sollte, genau zu erfahren, was dem Kloster überall gereicht und gezinst wurde, der mag das Sonnenburger Urbarbuch einsehen, welches Prof. Dr. Ignaz V. Zingerle herausgegeben hat und in welchem eine Menge der schönsten aber nicht immer leicht verständlicher romanischer Ortsnamen vorkommt.*)

*) Zingerle Dr. Ignaz V., das Urbarbuch des Klosters zu Sonnenburg. Wien k. k. Hof- und Staatsbuchdruckerei 1868. Vgl. Steub L. Kleinere Schriften III. Bd. S. 171 ff.

Der selige Volkhold vergab Herrschaften, sein Bruder Hartwig dagegen empfing solche, wenn auch nicht für sein Geschlecht, wol aber für die Kirche Brixen, deren Oberhirt er von 1020 bis 1039 war. Im Jahre 1027 schenkte ihm Konrad II. der Salier — das Diplom ist zu Stegon, d. i. Stegen bei Bruneck, also gar nahe bei Sonnenburg ausgefertigt — die Grafschaft des Welf „von jener Gränze an, die den Trienter Sprengel vom Brixner sondert, so weit sich dieselbe in das Innthal erstrecket, mit der Klause unter Säben und allen dazu gehörigen Nutzen und Rechten.“ Die Bischöfe von Brixen traten damit nach der gewöhnlichen Annahme in die Reihe der deutschen Reichsfürsten ein. Das Fürstenthum gewann allmälig auch im Pusterthale besondere Gebiete; Bischof Bruno baute sich dort nach 1250 eine zweite Residenzstadt und nannte sie nach seinem Namen Bruneck. Später faßte Brixen auch in Enneberg festen Fuß durch Erwerbung des Gerichtes zum Thurm an der Gader. Nach dem französischen Sprichwort kommt der Appetit mit dem Essen; was Wunders, wenn Brixen das Stift Sonnenburg, welches der Ausbreitung und Abrundung seines Gebietes unbequem im Wege lag, mit scheelen Augen ansah und in seinen herrschaftlichen Rechten zu schmälern trachtete? Waren es doch mit den Gebrechen ihres Geschlechtes behaftete schwache Frauen, diese in Sonnenburg regierenden Aebtissinnen, mit welchen stolze machtbewußte Herrn in Brixen, denen nebst einem hübschen Stück Erde der ganze Himmel zur beliebigen

Verfügung stand, leicht fertig zu werden hoffen durften. Allein die schwachen Frauen waren, wenn es sich um weltliche Rechte handelte, begriffstützig, eigensinnig und schlau und ließen sich durchaus nicht so leichten Kaufes bei Seite schieben.

Am schärfsten trat diese Gegenstellung hervor, als im Jahre 1450 Papst Nikolaus V. dem Domkapitel und der Diözese Brixen den Cardinal Nikolaus von Cusa, gewöhnlich Cusanus genannt, aus eigener Machtvollkommenheit als Bischof oktroirte. Dieser war einer jener Männer, welche ihrer Herrschsucht und der Ausführung ihrer Ideen alles opfern, was sich opfern läßt und sich für weltliche Zwecke geistlicher Waffen bedienen; er hat einen Conflikt hervorgerufen, welchen Tirol theuer bezahlen mußte und welcher sich nicht wol mit schärfern Worten schildern läßt, als es Professor Dr. Albert Jäger gethan*). So lange derselbe dauerte, war „das Land Tirol und dessen Fürst nebst dem vornehmsten Theil des Adels und der Geistlichkeit mit Interdikt und Bann belegt, der einträgliche den Waarenreichthum Venedigs mit den süddeutschen Städten vermittelnde Durchfuhrhandel, fast die einzige Quelle des Wolstandes im Lande, zerstört, der Verkehr des Auslandes mit Tirol durch kirchliche Verbote abgesperrt, übermüthige und dem Hause Habsburg ohnehin auffäßige Feinde gegen Land und Fürst aufgehetzt,

*) Jäger, Dr. Albert, der Streit des Cardinals Nikolaus von Cusa mit dem Herzog Sigmund von Oesterreich als Grafen von Tirol. Innsbruck 1861. Vgl. S. 4.

alle kirchlichen Verhältniſſe und Zuſtände in voller Zerrüttung, das Volk in Parteien zerriſſen und zu Gewaltthaten und Verachtung deſſen, was ihm heilig ſein ſollte, verleitet.“ Als Ziel des Kampfes ſchwebte dem Cardinal und dem unmittelbar hinter ihm ſtehenden Papſte die Umſtoßung der landesfürſtlichen Gewalt ſammt ihrer hiſtoriſchen Berechtigung und eine Reaction vor, welche Zuſtände, wie ſie zweihundert Jahre früher beſtanden, wieder herſtellen ſollte.

Man hat nach verſchiedenen Urſachen geforſcht, welche die tiefgehende Verbreitung der proteſtantiſchen Ideen in Tirol kaum zwei Menſchenalter nach Cuſanus bewirkt haben. Ohne Zweifel iſt der feurige von ultramontanen Heißſpornen natürlich als großer Reformator gefeierte Cardinal der Pflüger geweſen, welcher den Boden in Tirol und ſeinem Volke für Luther's Reformation am meiſten von allen bereitet hat. Unſere feurigen kirchlichen Reaktionsmänner von heute, welche gerne in der Welt gleiche oder noch größere Wirren ſtiften möchten und welchen gleich dem Cuſanus nichts fehlt, als das Verſtändniß der Zeit, könnten ſich daran ein warnendes Beiſpiel holen, wenn ſie nicht längſt ſchon blind und taub und auch noch gegen eine Lehre, nicht blos gegen die von ihnen ſchon vielmals geküßte Zuchtruthe der Geſchichte empfindlich wären.

Charakteriſtiſcher Weiſe machte Cuſanus mit ſeiner Kloſterreform gerade bei Sonnenburg den Anfang. Er erklärte ſich ohne Umſchweife für den oberſten Vogt und Richter des Stiftes auch in weltlichen Dingen,

deren Sorge er demselben überhaupt abnehmen wollte; ja er hatte sogar im Sinne, Sonnenburg in ein Mönchskloster zu verwandeln. Die hart bedrängten Nonnen, welche sich weder aufheben, noch zur strengen Einsperrung und zu lebenslänglichen Fastenspeisen verurtheilen lassen wollten, suchten und fanden Zuflucht bei Herzog Sigmund. Eine schwere Zeit brach über das Stift herein mit Kirchenbann und zum Theile blutigen Gewaltthaten. Gabriel Prack, bischöflicher Amtmann im Gerichte Thurn an der Gader, erschlug einmal mit einer starken Schaar die Amtsleute des Klosters und deren Gefolge, als sie die Rechte desselben in Enneberg wahren wollten und ließ die Gefangenen mit Ausnahme des Hauptmannes abschlachten und die nackten Leiber derselben den Geiern zum Fraße liegen. Den Hauptmann aber führte er im Triumphe dem Cardinal vor und erhielt zum Lohn „ein guldein Kopf" d. i. einen goldenen Becher. Das Ende des Streites war, daß das Stift der geistlichen Reform im Sinne der Ordensregel sich fügen mußte, seine weltliche Herrschaft aber ziemlich unbeschädigt behielt, während die Vogtei des Stiftes an den Landesfürsten und dessen Erben überging. Wer das Nähere über den wechselreichen Kampf erfahren will, findet reichlich Genüge an Albert Jägers erwähntem Werke, wo derselbe bis in die kleinsten Einzelheiten umständlich beschrieben und geschildert ist. Er wird an der „schwergeprüften" Aebtissin Verena von Stuben eine Frau finden, welche ihm lebhaftes Interesse einflößen kann

und welche der Geschichtschreiber selbst als „verständig, männlich und eines bessern Schicksals würdig“ bezeichnet. Sie mußte nämlich einer neuen Aebtissin weichen und verschwindet aus der Geschichte, ohne daß man Zeit und Ort ihres Todes kennt. Der Lügenchronist läßt sie in Bozen sterben.

Wir überspringen die nunmehr ruhig fließende Geschichte des Stiftes im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert und greifen nach dem „Memori-Puech“ desselben, welches im Jahre 1715 angelegt worden ist und chronikartig des Stillleben des Klosters von 1715 bis 1781 schildert, jedoch auch von früher her und zwar von 1598 an einzelne nachgetragene Notizen enthält. Wie es scheint, von Nonnen geschrieben und fortgesetzt trägt es das Gepräge voller prosaischer Wahrheit an sich und ist kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit oder Aechtheit desselben irgendwie anzuzweifeln. Es erzählt und schildert oft bis in die kleinsten Einzelheiten alles, was sich nur erzählen und schildern läßt, Todfälle, Wahlen, Bauten und Beischaffungen, Einkleidungen und Profeßablegungen, Prozessionen und kirchliche Feierlichkeiten, Hochzeiten und Primizen, die vom Stifte „ausgehalten“ worden, Blitzschläge, Feuersbrünste und Ueberschwemmungen, Weiherablassungen und Holztriebe, Käufe und Verkäufe, Geldausleihungen, Rechnungen, bei welchen „ist alles bezahlet worden“ u. s. w.

Das wichtigste Ereigniß für das Stift war es immer, so oft eine Aebtissin das Zeitliche segnete und

eine neue gewählt werden mußte. Da bekamen die verwaisten Nonnen allemal ihre Gäste zuerst bei der „Begräbnuß", wo die Leiche der Verblichenen nach altem Herkommen von vier deutschen und vier wälschen Maiern zu Grabe getragen wurde, an den vielen Pfarrern und Geistlichen, welche fleißig dazu erschienen, dann an den landesfürstlichen und bischöflichen Commissären, welche einander scheel ansahen, jedoch meistens klug genug waren, sich gegenseitig weit auszuweichen. Mitunter erschien zur Wahl auch Ihro fürstliche Gnaden der Bischof von Brixen. Aufgabe der landesfürstlichen Commissäre sollte es sein, die Schlüssel von der Frau Dechantin, welche ad interim Reichsverweserin war, in Empfang zu nehmen und selbe dann der neuen Aebtissin feierlich zu übergeben, während sie von den endlosen kirchlichen Feierlichkeiten und vom Wahlakt selbst weg blieben. Bei der Wahl 1723 stritten aber Ihro fürstliche Gnaden von Brixen und die landesfürstlichen Commissäre von Innsbruck eine volle Stunde lang um die Schlüssel, welche die Frau Dechantin inzwischen sorgsam versteckt hielt, weil sie nicht wußte, nach welcher Seite hin sie nachgeben sollte. Ihro fürstliche Gnaden drohten der neuen Aebtissin „das Placet und den Gewalt" ohne die Schlüssel nicht zu ertheilen; die landesfürstlichen Commissäre aber sprachen der Dechantin „beweglich zue, daß sie die Vogteyschlüssel nit sollte Ihro fürstlichen Gnaden geben; dan wan sie dieses thuen soll, sie das ganze Kloster in Ungnaden bei Ihre Kaiserliche Majestät als Schutzvoget und Schirm-

herrschaft dieses Stifts und Klosters bringen wurden.“ Die in die Enge getriebene Frau Dechantin verfiel endlich „aus sonderbarer Eingebung Gottes und des heiligen Schutzengels“ auf den Ausweg, dem Bischof die Kirchenschlüssel und noch zwei große Schlüssel, „die weiter nichts zum haußwesen gehörig waren“, zu geben, den landesfürstlichen Commissären aber „die Vogteyschlüssel als Kornkastenschlüssel und der Schafferin Puschenschlüssel“ durch den Richter von Enneberg überreichen zu lassen, so daß nun beide Theile, ohne von einander zu wissen, der neuen Aebtissin Schlüssel einhändigen konnten und Ihro fürstliche Brixner'sche Gnaden, die nun nicht säumten, der Aebtissin den „Gewalt“ zu ertheilen, in beruhigter Gemütsstimmung vermeinen durften, noch immer wie Cusanus oberster Vogt des Stiftes zu sein. So konnten die Herrn friedlich bei der darauffolgenden Festtafel sitzen und sich gütlich thun. „Auf rechter Hand ist Ihro Gnaden die Aebtissin gesessen, zu einer sonderbaren Ehr auf linker Hand ist Ihro hochfürstliche Gnaden zu Brixen gesessen“ und an der Seite der beiden fürstlichen Gnaden saßen die beiden landesfürstlichen Commissäre. Dann hat man den letztern „Verehrungen“ gethan, dem Baron Christoph Antony Vogelmayr 12 gleiche Spezies dukaten oder 50 Gulden, dem Grafen Montrichier einen zehnfachen Dukaten oder 41 fl. 40 kr., dem Sekretär 12 Thaler oder 24 fl., dem Canzlisten einen Dukaten oder 4 fl., den zwei Kutschern und zwei Bedienten je 2 fl., somit in summa 127 fl.

40 kr. An einem andern Tage nahm der Bischof noch die Benediktion der Aebtissin vor und als alles vorbei war, ergoß sich der Strom der „Verehrungen“ auch auf die bischöflichen Commissäre und ihre Kapläne und ihre Dienerschaft, zusammen 74 fl.; dazu kamen noch 50 fl. für die „hochgeistliche Canzlei“. „Nach dem Essen, nachdem man eine Zeit lang discuriert und vor Ihro fürstliche Gnaden abgereist, hat Ihro Gnaden die Frau Aebtissin dem Fürsten einen schönen mit Silber gestickten Sekl mit silbernen Spangen von rechter Goldschmidarbeit zue gemacht, in welichem Sekl war eine schöne große Jerusalemb Beten (=Rosenkranz) mit silbernen Cäpseln von Vilegränsilber gemacht und ein Jerusalemb Creuz daran; auch ein schönes Täfele hat man ihm geben, ein unser Frauenbild von Miniatur, so man ihm in ein Papier eingewickelter auf einem silbernen Teller präsentirt, dan Geld, hat er gleich gesagt, wolle er keines haben zu einer Verehrung.“

Als Regel für künftige Fälle aber bemerkt das „Memori=Puech“ Folgendes: „Also können die Schlüssel zu 2 Theilen gerichtet werden als nemblich auf dem vergulten Lauvor (= Lavoir) die Schlüssel zur St. Gotthartkirchen gehörig und die rechten Kirchenschlüssel, so die Kirchenfrauen haben; man kunt auch, damit es ein besseres Ansehen hat, von St. Antoni die Schlüssel darzue nemben und diese Schlüssel in Bereitschaft haben, daß, sobald man die gnedige Frau von der Kirchen heraufführt, soliche gleich bei der Stiegen kunte Ihro hochfürstlichen Gnaden einhändigen, damit selbiger,

wenn es ein Fürst selbsten ist, gleich das Placet und den Gewalt kann ertheilen. Die Vogteyschlüssel aber als nemblichen einer Schafferin Puschen Schlüssel und die Kornkastenschlüssel, so ein gnedige Frau Abtissin alzeit aufbehaltet, diese kann man in dem silbernen Lavor zu Hof in Bereitschaft richten. Wan die Herrn Insprugger Comissarii in die Hofstuben hineingehen, dann sie pflegen durch den Weg heraufzugehen in die Hofstuben und nit durch das Convent, sobald die gnedige Frau hinumbgeführt wird, kann man ihnen soliche geben selber soliche einzuhändigen. Und auf soliche Weiß kunte man bede Theil zufrieden stellen, daß es keinen Streit wurdt abgeben. Und zum Fall, daß jedwederer Theil frieg, ob's wol die rechten verlangten Schlüssel seien, kunt man zur Antwort geben, Es seind schon die rechten, wie man's andere mal hat hergeben."

Auch aus dem Jahre 1663 meldet das „Memori-Puech", daß sich bei der Consekration einer neuen Aebtissin großer Streit zwischen den beiden „Gesandtschaften" erhob und daß die Innsbrucker Herrn, „weilen sie die Sekretur vorgenomben", vom Weihbischof exkommunizirt wurden, was sie diesem aber nicht sonderlich übel genommen zu haben scheinen.

Zum Regierungsantritt der neugewählten Aebtissinnen gehörte es auch, daß sie sich von ihren geliebten Unterthanen feierlich huldigen ließen. Das „Memori-Puech" erwähnt kurz der Huldigung vom Jahre 1663 und behandelt ausführlicher die Huldi-

gungen vom Jahre 1692 und 1732. Im letztgenannten Jahre war jene Huldigung, welche schon 1723 hätte stattfinden sollen, sich aber neun Jahre verzögert hatte. Der unverzüglichen Vornahme derselben nach der Wahl hatten sich allerlei Hindernisse entgegen gestellt. Einerseits wollte der Bischof nicht dulden, daß auch die Untermoyener, derentwegen er mit der Aebtissin in Streit lag, huldigten; anderseits waren die Enneberger, welche schon bei der frühern Huldigung anno 1692 nicht hatten mitthun wollen, schwierig „wegen der aller Orten angelegten Steuer, so Inspruggauch von denen unserigen Ennebergischen Unterthanen verlangt und sie sich widersetzt, weilen sie kein Landsfürst jemalen mit einer Steuer belegt hat." Je länger die Sache sich hinzog, desto mehr wuchs die Besorgniß des Stiftes, daß man „umb die Freiheit kumme", und die Aebtissin Frau Antonia von Mörl schickte den Hofrichter Paurnfeind nach Innsbruck zum Grafen Kuen, „unsern Protektor" und zu „andern unsern gueten Patronen". Graf Kuen kam auch und begab sich zuerst zum Bischofe, welcher eben in Ehrenburg war; alles Zureden jedoch, daß der Bischof ohne Präjudiz für den Ausgang des Streites die Untermoyener zur Huldigung zulassen sollte, erwies sich als vergeblich. Besser ging es bei den Ennebergern; sie rückten zwar mit 17 Beschwerdepunkten über Steuern und Waldungen heraus, gaben aber schließlich doch so weit nach, daß endlich die große sonnenburg'sche Haupt- und Staatsaktion in Enneberg stattfinden konnte. Graf Kuen

bekam für seine Reise eine Verehrung von 100 Gulden.

Am 18. August 1732 um 5 Uhr Morgens wurde von Sonnenburg aus die Reise nach Enneberg angetreten. Voraus ritten die Stiftsbeamten mit ihren Schreibern und Bedienten, sowie auch Graf Montrichier als der eine landesfürstliche Commissär mit dem Sekretär Lachmayr. Dann folgten sechs Wägen; im ersten saß die regierende Frau Aebtissin, die Löwin des Tages. Auch Baron Vogelmayr, der andere landesfürstliche Commissär und der Kapuzinerbruder Josef von Bruneck, welcher damals in Sonnenburg an der Ausbesserung der Orgel arbeitete, fuhren mit. Von Enneberg heraus kam der dortige Pfarrer Ihro Gnaden der Frau Aebtissin eine Strecke weit entgegen geritten. Nachdem man in Enneberg um 9 Uhr angekommen, wurde zuerst eine heilige Messe gelesen und dann fand der Huldigungsakt statt. Zu diesem Ende hatte der Richter von Enneberg auf dem Platz am kleinen Freithof eine Bühne errichten und „zu einer sonderbaren Ehr'" auch das Wappen der Aebtissin darauf malen lassen. Und da saßen denn Ihro Gnaden auf der Bühne zwischen den zwei Commissären und vier mitgenommenen Klosterfrauen und nahmen, nachdem der Hofrichter noch eine Rede „auf welsche und auch lateinische und teutsche Sprach" gehalten, die Huldigung der geliebten Unterthanen und nach derselben die allseitigen Glückswünsche huldvoll und gnädig entgegen. Sodann wurde den Bauern im Gerichtshause

auf ihre siebzehn Beschwerdepunkte Antwort ertheilt, „was man ihnen hat passiren und nit passiren können lassen“ und wurde ihnen Brot und Wein ausgetheilt. Darauf ging man im Gerichtshause zum Huldigungsmahle. „Denen Anwälten und andern vornembsten Pauren, deren 12 waren, hat man lassen doch aus guetem Willen im Wirthshaus zu essen und trinken geben. Und von diesen war der schlechtiste Tisch und ist vor ein Person 12 Kreuzer geraitet worden. Der andere Tisch an diesem waren unsere Klosterbediente, auch Schreiber Antoni und Meßmer Antoni und von diesen ist vor ein jeden 24 Kreuzer geraitet worden. Der dritte Tisch an diesem waren die Bedienten der Herrn Cumissarii und andere von die andern Herrn ihre Bediente und von diesen ist vor jeden 48 Kreuzer geraitet worden. Was aber anlanget die Herrschaft sambt die Herren Cumissarii und andere Herrn, so mitkummen waren, seint alle im Gerichtshaus gespeist worden. Das Meiste von den Viktualien ist alles von hier hinein zuvor geschickt worden. Kocht aber haben des Herrn Richters seine zwei Töchter.“ Als Verehrung für die Kirche hatte die Frau Aebtissin ein Altarkissen und ein Altartuch nebst „ein Par Puschen“ (künstliche Blumen) mitgebracht. Auf dem Rückwege wäre „schier ein großes Unglück geschehen wegen Enge der Wege . . . Man hat bei bei jedem Wägele müessen 2 starke Leut nur allein zum Anhalten, welches sie schier mehr haben tragen müessen, haben.“ „Dieß zu einer sonderbaren Ermahnung künftiges Falls . . .“

Nicht mehr nothwendig: die Sonnenburgerinnen erlebten weder in Enneberg noch sonst irgendwo in ihrem Klosterstaate mehr eine Huldigung.

Am folgenden Tage war die Huldigung für die Unterthanen des Hofgerichtes Sonnenburg selbst, wobei die Frau Aebtissin „aus guetem Willen jedem hat lassen ein Becher Wein und ein Brot geben." Mittags trat man die Reise nach Taufers an, wo die Aebtissin beim Pfarrer Johann Thomas von Zephris „als besten und absonderlich gueten Freund des Klosters" übernachtete. „Gelegen ist Ihro Gnaden und alle mitkummende Frauen und 2 Junkfrauen auch im Widumb in ihre Hochwürden Herrn Pfarrers und seiner geistlichen Herrn ihren Zimmern; die geistlichen Herrn aber haben müessen in ein anderes Ort außer dem Widumb weichen." Am nächsten Morgen fuhr man nach Mühlwald, wo die Huldigung statt fand. Es ging alles gut; nur gerieth der mitgereiste Pfleger von Taufers mit etwelchen Bauern in einen heftigen Streit, welcher aber die Aebtissin nicht berührte. Für die Kirche brachte dieselbe ein Meßgewand und „ein Par Puschen" mit. Zu Mittag waren die Unterthanen in zwei Wirthshäuser vertheilt und ist „vor ein Person 20 Kreuzer geraitet worden." „Bei dem einen Wirt ist vor alles mit Geld bezahlet worden; bei dem andern Wirth aber, wo die Herrschaft selbst war, hat man Wein und Brot selbst hineingefüehrt, ist dem Wirt gleich das Essen bezahlet worden, der Wein und Brot ist ihm abgeraitet worden. Wein

ist etwas überblieben, hat hernach der Wirt an der Bezahlung angenumben."

Und die unglücklichen Untermoyener? Sie hatten schon früher erklärt, sie könnten, so gern sie auch wollten, nicht huldigen, weil es ihnen Ihro hochfürstliche Gnaden zu Brixen strengstens verboten und anbei auch versprochen hätten, sie vom Stift aus straffrei zu halten. Wie es ihnen geboten worden, erschienen ihre vier Vertreter am 21. August in Sonnenburg, zwar nicht um zu huldigen, jedoch um damit trotz allem zu beweisen, daß sie vernünftige Leute seien.

Nun folgten die Verehrungen; jeder der beiden landesfürstlichen Commissäre erhielt „12 Zigginy" (d. i. zecchini Dukaten) oder 52 fl. 48 kr. und der Sekretär „8 Duggaten." „Die Reißunköſten (der Commissäre) hat man nicht derfen zu bezahlen, seint alle vom Kaiser ausbezahlet worden." Den eigenen Beamten mußten gleichfalls kleine Verehrungen gereicht werden; auch die zwei Richterstöchter in Enneberg, die so gute Köchinnen gewesen, wurden jede mit einem blanken Speziesthaler bedacht. Sonst aber, damit es der haushälterische Leser genau erfahre, „hat's kostet" bei dem Wirth in Enneberg 15 fl., bei jenem in Taufers 22 fl. und beim einen Wirth in Mühlwald 17 fl. 28 kr., beim andern 41 fl. 10 kr. Summa summarum 271 fl. 32 kr. Das „Memori-Puech" gibt die Mahnung, daß man künftig nicht blos Viktualien, sondern auch „Tischgewand und Trinkgeschirr" nach Mühlwald mitnehmen möge. Der Mangel daran

ſcheint dort die Feſtfreude des ſchönen Tages einiger Maſſen getrübt zu haben.

Eine der vorzüglichſten Regierungsſorgen der hochgebietenden Frauen Aebtiſſinnen war die jeweilige Beſtellung der Beamten und Kapläne des Stiftes. Die wichtigſte Stelle nahmen die Hofrichter von Sonnenburg ein, deren Einſetzung immer von beſonderen Feierlichkeiten begleitet war. Ihre Hauptverpflichtung war, „des fürſtlichen Stifts Jura, Recht und Gerechtigkeiten einzuhalten und mit aller Beſcheidenheit ſowol bei hohen als niedern Orten zu defendiren und nit das Mindiſte davon entziehen noch entziehen laſſen, die Unterthanen in allen ihren Angelegenheiten anhören und nach Geſtaltſambe der Sachen mit Glimpf oder Ernſt, wie es die Sach erforderen möchte, verbeſchaiden", aber auch ſelbſt „einen aufrechten, redlichen und exemplariſchen Wandel zu führen, ſo bei Gott und der Welt verantwortlich iſt." Bei der Beſtallung bekamen die Hofrichter das „Gerichtsſtäbele" und den Hammer. Auch wurden ihnen diplomatiſche Vertrauensmiſſionen nach Innsbruck und Wien und andern Orten übertragen; ſie waren in einer und derſelben Perſon Miniſter des Auswärtigen, des Innern und der Juſtiz, während die Finanzverwaltung dem Amtmann zufiel. Bei der Einſetzung des Hofrichters Genspichler im Jahre 1722 kam es einigen Kloſterfrauen vor, daß derſelbe ihnen die Pflicht nicht recht abgelegt habe, „weilen er ſich nur von weitem geneigt. Als hat ihm Herr Ambtmann mit gueter Manier

soliches zu verstehen gegeben." Der neue Hofrichter beeilte sich, die Frauen nochmals zusammen zu rufen und jeder derselben die Hand zu drücken, worauf man allerseits wolvergnügt gewesen.

Das Stift konnte seine Beamten vollauf beschäftigen. Bittschriften und Vorstellungen an die hohen Stellen, Prozesse und Rechtsstreitigkeiten waren Dinge, welche in Sonnenburg nie ausgingen. Einer der langwierigsten Prozesse war der Winkler'sche. Ohne Erlaubniß des Stiftes war im Jahre 1686 im Walde Flores in Enneberg Holz geschlagen und verkohlt zu einem Hochofen verführt worden; erst im Jahre 1730 gewann das Stift den Prozeß und kam dabei noch in die Lage, am Gegner Milde und Nachsicht zu üben.

Manchmal gab es Verdruß mit den Beamten und Kaplänen. Der 1712 eingesetzte Hofrichter Franz Josef Grebmer von Wolfsthurn nahm im Jahre 1722 in Innsbruck die Stelle eines Steuersekretärs an und beeilte sich nicht der Aebtissin seinen Verzicht auf die Hofrichterstelle anzuzeigen. Im Jahre 1771 vertauschte Franz Caspar Winkler, erst 26 Jahre alt, seine Richterstelle in Enneberg ganz unerwartet mit der Zelle und Kutte eines Kapuziners in Bruneck. Im gleichen Jahre kam auch der Sonnenburger Hofrichter Johann Benedikt v. Paurnfeind in dunkler Nacht abhanden; da aber sein Stock bei Ehrenburg auf dem Flußsand und bei Vintl auch sein Sacktuch gefunden wurde, mußte man schließen, daß er in die Rienz gefallen und ertrunken sei. Ihro Gnaden ließ drei Tage den Rosen-

kranz für ihn beten und später auch einen Gottesdienst halten; das Zügenglöcklein aber durfte man nicht läuten, „weilen der Körper nit in Vorschein kommen.“ Als Richter für Enneberg wurde statt Winklers ein Deutscher Namens Paul Schmid bestellt, weil man keinen tauglichen fand, welcher auch „der groben Enneberger Sprache“ kundig gewesen wäre. Der neue Hofrichter Call hatte der Aebtissin vorgestellt, daß „die Enneberger alles in teutscher Sprach protokolliren und aufrichten lassen, auch fast alle Mannspersonen deutsch reden, was sie dann just einen wälschen Richter brauchen?“ — welchen vernünftigen Rath sich Ihro Gnaden gefallen ließ.

Die Sonnenburger Hofgerichtsleute und die Unterthanen in Taufers gaben den Frauen Aebtissinnen nicht viel zu schaffen; dagegen waren die Enneberger ein schwer zu regierendes Völklein, um so mehr, als die Brixner'sche Nebenbuhlerschaft im Gaderthale es sich von jeher angelegen sein ließ, dem Stifte Sonnenburg durch Anmassung der Territorialhoheit die Herrschaft in Enneberg so dornenreich als möglich zu machen. Schon auf den ersten Blättern weiß das „Memori-Puech“ zu erzählen, daß im Jahre 1664 sich wegen der Huldigung in Enneberg ein Streit zwischen Sonnenburg und Brixen erhob, weßhalb der Bischof den Nonnen auf das Fest der hl. Anna die Beicht und die Communion entzog und das Stift visitiren ließ. Der Visitator fand aber alles in Ordnung, so daß er den Frauen „einen schönen und langen

Sermon von der Liebe Gottes thun" konnte, welchem der Bischof seinen heiligen Segen anfügte. Dies hinderte nicht, daß die Aebtissin im folgenden Jahre wegen eines Streites zweier Enneberger Bauern in den Bann gethan wurde, worauf sie nach Innsbruck floh und des Erzherzogs Sigmund Franz Hilfe anrief. Der Bann wurde dann von Salzburg aus aufgehoben und diese Aufhebung von den Frauen mit einem Te Deum gefeiert.

Im Jahre 1714 ließ das Stift an die Enneberger den gnädigen Befehl ergehen, zur Bestreitung der Unkosten, welche der starke Soldatendurchmarsch verursachte, 200 fl. beizusteuern. Da die Enneberger sich weigerten, wurden vier derselben — von jeder Ortschaft je Einer — in Arrest gelegt, jedoch bald wieder freigelassen. Schließlich verstanden sich die Enneberger dazu, der Frau Aebtissin die 200 Gulden auf acht Jahre gegen einen Schuldbrief zu leihen. Als im Jahre 1735 ziemlich viel Militär im Lande lag, wollten die Enneberger weder eine Beisteuer geben noch Einquartierung übernehmen, wurden aber schließlich mit 40 Mann Exekution heimgesucht und mußten sich fügen. Doch zog über Verwendung des Hofrichters in Innsbruck das Militär nach 14 Tagen wieder ab.

Das Jahr 1767 war für die Aebtissin ein sehr bitteres, „da beständig sehr unangenehme Brief und Befelch von Insprugg eingeloffen und zwar wegen der Steur in Enneberg, welche Anforderung schon gegen die 200 Jahr gedauret . . . . . Endlichen aber ist

die Sach so weit gekommen, daß Ihro Majestät die Kaiserin der löblichen Landschaft befelchlichen aufgetragen, alle bis anhero steurbefreite Herrschaften, Gericht und Dörfer ihr unterthänig und steurbar zu machen, dann sie vom ganzen Land Tyrol ohne Ausnahme den schuldigen Gehorsamb der Zins- und Steurabgab anfordere; sollten sich aber die Unterthanen hierzu mit Guetem nit bequemen, so wäre ohne weiters mit der militärischen Exekution fürzugehen, zu dem Ende aus allerhöchster Verordnung genuegsame Mannschaft von Soldaten bereit stehen werde." Die Frau Aebtissin gab sich nun große Mühe, die Enneberger über ihre Steuerpflicht aufzuklären und sie zum Zahlen zu bewegen. „Allein von diesen blind und dummen Leuten war keine andere Antwort zu erwarten als diese, wir geben nichts und können nichts geben, wir haben nichts, sein auch allzeit steurfrei gewesen, was wurden unsere Nachkömbling sagen, wan wir der Kaiserin Steur geben sollen, so können wir dem Kloster nichts mehr geben u. s. w." Auch der Hofrichter und der Richter in Enneberg gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Enneberger zum allein wahren aber nicht selig machenden Glauben an die Steuer zu bekehren, jedoch vergebens. Der Hofrichter schrieb auch begütigende Briefe nach Innsbruck, man möchte die armen Leute mit der Exekution doch verschonen, „da sie aus blinder Dummheit, nit aber aus Bosheit so widersetzlich sein." Die Frau Aebtissin vermeinte nun, fremde Herrn würden mit den Ennebergern mehr richten, als ihre Beamten

und ging den Pfleger zu St. Lorenzen Josef v. Engelmohr, einen gebürtigen Enneberger und Herrn Johann Müllstätter, welcher dort begütert war, um ihre Vermittlung an. Beide Herren folgten der Einladung, begaben sich nach Enneberg und boten dort alle ihre Ueberredungskunst auf. Und die Enneberger ließen sich überreden? „Es verfangete eben nichts, die Unterthanen trieben nur Scherz daraus und sagten zu dem Herrn Pfleger, er sei wol bemittlet, habe einen dicken Corpus, solle also nur Steur geben.“ Die beiden Vermittler kamen unverrichteter Sache wieder aus Enneberg heim.

Die Frau Aebtissin war sehr entrüstet, gab aber das Spiel noch nicht verloren. Sie zog den Kreishauptmann v. Grebmer, einen Herrn v. Vintler und den Dekan v. Hebenstreit in Bruneck zu Rathe und diese Herrn gaben ihr den „Einschlag“, sie solle dem Richter in Enneberg Befehl senden, die ganze Gemeinde auf einen Tag zusammen zu rufen; dann solle der Amtmann einen Mann nach dem andern „in geheimb abhören, damit sich keiner vor dem andern scheuchen derfe.“ Es geschah. Als der Amtmann und der Richter mit dem ersten Mann versuchten, ihn freundlich an der Hand in das dazu bereitete Zimmer zu führen, „risse er ihnen mit Gewalt aus, widersetzte sich, die andern schrieen alle zusammen, erweckten einen grausamen Tumult, protestirten, drangen in vieler Anzahl in das Zimmer, so daß der Richter und der Amtmann ablassen mueßten und genueg zu thuen hatten, daß sie mit dem

Leben davon kommen und nit von dieſen grob und halsſtärrigen Leuten zuſam gedrucket worden."

So war denn auch der gute Rath der drei weiſeſten Männer, welche damals in Puſterthal lebten, bei den Ennebergern zu keinem Ziel und Ende gekommen und hätte ſogar dem Richter und dem Amtmann beinahe das Leben gekoſtet. Der Kreishauptmann v. Grebmer aber traute ſeinen Ohren nicht und im Glauben, es ſei den Ennebergern noch immer nicht mit rechter Vernunft zugeſprochen worden, wollte er es ſelbſt mit ihnen verſuchen. Als daher die Anwälte und Maier von Enneberg über erhaltene Vorladung am 20. September in Sonnenburg ſich eingeſtellt hatten, erſchien auch er und zog alle Schleuſen ſeines Redeſtromes auf, um die Leute zur Vernunft zu bringen. Aber alle ſeine Redeſtürme wurden abgeſchlagen, obwol am gleichen Tage zwei Compagnien des Buttler'ſchen Regimentes in St. Lorenzen eingetroffen waren und der Kreishauptmann nicht ermangelte, auch mit der Exekution ſcharf zu drohen. Die Enneberger machten ſich in St. Lorenzen an die Soldaten und forſchten ſie aus, ob ſie etwa Befehl hätten, zu ihnen „in die Welſch" zu kommen. Da die Soldaten hievon nichts wußten, trieben die Enneberger mit den Drohungen des Kreishauptmanns luſtig ihren Spott. Es dauerte aber nicht mehr lange, da ſahen eines ſchönen Tages die Enneberger von St. Lorenzen herein etwas glitzern und ſchimmern und als es näher und näher kam, war es eine Compagnie Militär — zum Schrecken und

Entsetzen der hartnäckigen Steuerverweigerer. So starrsinnig sie vorher gewesen, so windelweich wurden sie jetzt, als sie Ernst sahen. Sie legten sich, wie unser Bericht sich ausdrückt, dem Herrn Hauptmann und dem Exekutionskommissär Alexander Stainer, Pfleger in Schönegg, zu Füßen und erboten sich willig die Steuer zu geben. Ein einziger Bauer wollte sich weigern, wurde aber augenblicklich „in Eisen und Band geschlossen" und erst über die fußfällige Bitte aller übrigen wieder freigegeben. Die Exekution dauerte nicht allzu lange; auch benahm sich das Militär gut, weil der Hauptmann „ein gar fromber und eingezogener Herr" war. Die Steuerberechnung zog sich noch lange hin, aber von fernerem Widerstande war nicht mehr die Rede. Die Aebtissin hatte den Exekutionskommissär auch ersucht, er möchte „den Unterthanen im Namen Ihrer Majestät und der hohen Stellen zu Insprugg befelchlichen auftragen, daß sie dem Stift ihre schuldige Præstanda und Zins fleißig abfüehren und nit mehr sich unterfangen zu sagen, wan wir müessen der Kaiserin Steuer geben, so geben wir der Herrschaft nichts." Die Commission trug dies auch den Ennebergern „auf das nachtrucksambste und schärfiste" auf und erzielte damit den besten Erfolg.

Schon zwei Jahre vorher hatte die frühere Aebtissin einmal den Ennebergern, als sie wegen der Steuer „lamentirten und weinten", recht mütterlich zugeredet. „Meine guete Leut," hatte sie gesagt, „ich wollte euch

gern helfen, es steht aber nit in meiner Gewalt und Macht; ich habe euretwegen unzählige Bittschriften an denen hohen Stellen ergehen lassen, die Unfruchtbarkeit und Rauhe des Orts wehmüetig vorgestellt, eure Armut erklärt, ich hätte unmöglich mehr vor euren Nutzen thun können, als ich gethan habe. Ich habe eine Frau ober mir an der Kaiserin, der ich gehorsamen mueß, mein Stift mueß ihr auch Steuer und Zins geben, einer so großen und mächtigen Frauen derf sich niemand widersetzen u. s. w." Auch hatte sie durch den Richter von Enneberg den dortigen Dekan ersuchen lassen, daß er „seine Schäflen durch offentliche Canzelrede bewegen möchte, daß sie vermög dem göttlichen Gesatz der Kaiserin als höchsten Oberhaupt zu gehorsamen schuldig sein." Der Herr Dekan aber entschuldigte sich, „er wolle sich mit nichten umb solche weltliche Sachen annehmen, ja lieber sein Dekanat aufgeben, als sich diesem Begehren unterziehen." Als die Exekution schon im Zuge war, erwirkte die Aebtissin vom Bischof, daß er den Dekan beauftragte, das Volk von der Kanzel aus zu belehren, welchem Auftrage der Dekan nun, obwol es schon zu spät war, unweigerlich nachkam.

Ueber die Steuern und Abgaben des Stiftes selbst ist im „Memori-Puech" nichts zusammenhängendes zu finden; nur, wie es scheint, außerordentliche Steuerzahlungen sind verzeichnet. Im Jahre 1686 mußte das Stift zur „großen geistlichen Steuer des Papstes

Innozenz XI." 2000 Gulden beitragen*). Im Jahre 1716 kam eine neue Türkensteuer und sollte das Stift auf drei Jahre je 300 Gulden erlegen. Auf den Rath guter Freunde aber schickte die Aebtissin im ersten Jahre 400 Gulden nach Innsbruck mit der Bitte, es möchte für alle drei Jahre angenommen werden. Die Bitte wurde auch wirklich gewährt. Im Jahre 1739 mußte das Stift dem Kaiser „auf gleichsam bittliches Anhalten zum Unterhalt der kaiserlichen Armee wider den Türggen" ein verzinsliches Darlehen von 5000 Gulden gewähren. Im Jahre 1740 hat Ihre Kaiserliche Majestät eine Steuer von 31000 Gulden (??) verlangt; man hat dies aber „endlich in Güette so weit gebracht, daß es auf 1000 fl. kummen." Im September 1744 ist von der Kaiserin „eine bittliche Ansuechung wegen des großen Krieges, den sie füehrt zur Beschüzung dero Landen" an alle Klöster gelangt. Sonnenburg sollte 1000 Gulden geben; „weilen man aber die Vermiglichkeit vorgewendet, also hat man's auf 800 fl. bracht und soliches müessen verehren." Im Mai 1745 mußte das Stift wieder „zur Aufrichtung eines Regiments Soldaten im Land" ein Darlehen

*) Wol jene Steuer, welche Innozenz XI. im Jahre 1684 anlegte. Er befahl durch den Nuntius in Wien, daß alle Geistliche, Klöster, Spitäler und Kirchen in den österreichischen Ländern zum Kriege gegen die Türken 500,000 Gulden beitragen sollten, wovon auf die Hochstifte Trient und Brixen je ein Betrag von 25,000 Gulden entfiel. Vgl. Sinnacher Beitr. VIII. S. 719 ff.

von 1000 Gulden geben. „Es ist alhier aufgeliehen worden; um Sunnenwenten ist's von hier aus durch unsern Herrn Hofrichter erleget worden." Im Jahre 1748 mußte die Aebtissin 100 Gulden ausständiger Dezimalsteuer erlegen und 500 Gulden an die Kriegskasse nach Innsbruck abschicken. Von weitern bedeutenderen Steuern weiß das „Memori-Buech" nichts mehr zu melden.

Die fatalen „Türggen", derentwegen man so viele Steuern zahlen mußte, kamen dem Stifte freilich nie in die Nähe; um so mehr setzte der bairische Einfall 1703 die Nonnen in Schrecken. Schon 1701 kamen in der Fastenzeit viele Soldaten und wurde die Aebtissin von der hohen Obrigkeit ersucht, „dem Kaiser an die Hand zu gehen" und Soldaten einzuquartieren. Das Stift verwilligte dies, aber mit der Bedingung, daß es nach der Beendigung des Krieges wieder beim Alten zu verbleiben habe und den Stiftsunterthanen gleichwie zuvor keine Soldaten „eingelegt" werden sollten. „Es seint damahlen allerhand Völker in Tirol kummen; alhier ist uns aber gar kein Ungelegenheit von den Soldaten verursacht worden."

1703. „In diesem Jahr ist es sehr übel hergangen. Der Pairfürst hat sich gegen Tyrol mit seiner Armee je länger je mehr genachent. Hat entlichen die Vestung Kueffstain ohne allen Widerstandt eingenomben. Es ist ein Elend anzusehen gewöst, allweil man alhier die Canzley von Insprugg gesehen fliehen nacher Kärenten und auch viel vornembe Per-

sonen mit ihren besten Sachen dahin geflohen seint. Man hat zwar die Milizi aufgeboten, aber alles ist zu spat gewöst. Wir haben unsern Richter mit die Enneberger, so wir stellen müessen, hinausgeschickt, ist aber gleich wiederumb zuruck komben und hat uns am St. Johannis Baptistä Tage die leidige Post gebracht, daß der Pairfürst zu Innsbruck eingeritten ist. Wir haben gleich alle geweint und die Kirchensachen, auch die Schriften aus dem Archiv sambt anderen Sachen mehr eingepackt. Den 26. (Juni) als an St. Johannes und Paul Tag hat man auf dem Thaurberg Soldaten gesehen, die guet kaiserlich gewöst seint; allweilen man aber wegen des Pairfürsten in so großer Sorge und Forcht gewöst, hat man's vor Pairische Soldaten gehalten. Und wie diese spat in Taufers in der Nacht kommen seint, ist ein solicher Aufruehr und Rumor entstanden, daß man Sturm geschlagen hat. Und dieses ist von einem Gericht zum andern geschehen. Umb 9 Uhr in der Nacht hat man bei uns Sturm angeschlagen, indem man geruefen, der Feind seye schon alda. Was wir für ein Schröcken dazumalen eingenomben haben, ist nit zu beschreiben; was eingepackt ist worden, ist alles diese Nacht versteckt und vergraben worden. Es haben auch die Frauen alle etwas weniges von Gewant zusammen gerichtet und sich zum Fliehen gerichtet. Der Herr Hofrichter und Ambtmann seint in der Hofstuben verblieben. Die Ehehalten, auch ein Theil Unterthanen seint im Hof verblieben. Der Spitaler Herr

Peter Waiz ist in die Kirche gegangen und hat das höchste Guet herausgestellt. Die gnedige Frau und wir, auch die Kostfräulen und Hofjunkfrauen seint alle im Chor verblieben und haben Gott inständig gebeten, uns vor diesem Uebel zu beschüzen. Um 12 Uhr haben wir die Metten gehalten. Umb zwei Uhr seind wir und unsere Leut alle wiederumb schlafen gangen.

Am 28. (Juni) kombt Post von einem Geistlichen, wir sollten die Flucht nemben, dan der Feind nachenter seye. Darauf wir ein eigenen Man mit einem Schreiben zu Ihro fürstliche Gnaden nacher Brixen geschickt. Dies Schreiben ist nit beantwortet worden, sondern ist mündlichen befolchen worden, wir mögen schon fliehen, wan wir nur ein sicheres Ort überkommen mögen. Am selbigen Tag haben wir unser Gewant eingepackt und wie der eine Panzen vom Pinter zuegeschlagen ist gewöst, so seint drei Posten nach einander kommen, der Pairfürst seye schon herein kommen und Ihro fürstliche Gnaden mit allen den seinigen hätten schon gehuldigt. Auf dies haben wir den Panzen wiederumb aufschlagen lassen und hat ein jedes wiederumb das ihrige an sich genumben, haben uns auch entschlossen alle in unserem lieben Kloster zu verbleiben und nit mehr zu fliehen. Am selbigen Tag auf den Abend ist der Pater Beichtvater (Kapuziner) sambt einem andern noch von Prauneggen herab kommen uns zum Trost. Den 29. als an St. Peter und Paulstag haben wir gebeichtet. Unter der Frühmeß ist wiederumb ein kleiner Rumor entstanden, das

Kreidefeuer ist angezündet worden, man hat vermeint, der Feind seye schon alda, das hochwürdigiste Gut ist abermahlen herausgestellt worden, so haben die geistlichen Herrn und Gemain in der Kirchen laut gebetet, wir seint im Chor verblieben. Die konsekrierten Hostien seint in den Chor getragen worden. Diesen Tag haben wir mit großer Sorge und Forcht zuegebracht. Die Herrn Bozner und Landleut mit 500 regulierten Soldaten seint dem Feind entgegen zochen, haben sich alle ritterlich gewehrt. Aus Eingebung hat ein Herr Luz, so Leitnant in der Milizi war, die Pruggen, so in der Unterau ist, angezündet und weilen die Pruggen in Brand ist gewöst, so ist der Pairfürst mit den seinigen ankomben. Hat auf alle Weis versuecht, mit Schifflen herüber zu kommen, die Schifflen haben angefangen zu sinken, hat also nichts können richten*).

*) Nicht ganz ein Märchen; die Brücke zwischen Ober- und Unterau wurde wirklich unter Betheiligung eines Lieutenant v. Lutz von Brixen in Brand gesteckt, dadurch der Ambraser Schatz gerettet und dem Vordringen der bairischen Husaren ein Ziel gesteckt — vgl. Albert Jäger, Tirol und der bairisch-französische Einfall im Jahre 1703. Innsbruck 1844. S. 243 und Sinnacher Beitr. IX. S. 139. Die „Schifflen" sind freilich eine artige Zugabe. Das Verhalten des Brixner Bischofes war ein solches, daß es allerdings zum Gerüchte, er habe schon gehuldigt, Anlaß geben konnte, vgl. Jäger l. c. S. 241 ff. Die Ansetzung der Franzosen auf dem Ainsberg (Nonsberg) und die Ansechtung Merans sind Märchen, denen höchstens die Thatsache zu Grunde liegen mag, daß die Franzosen anfangs auch vom Valtlin her mit einem Einbruche drohten.

Von hier seint auch Schüzen und wer doch einmal von Mannsperſonen hat können, hinüber in die Klauſen das Land zu beſchüzen. Es iſt alsdann die Straßen alhier ganz leer gewöſt, als wan Niemand mehr alda wäre. Am St. Jakobstag hat der Pairfürſt und die Franzoſen zu Pozen mit einander wollen ſpeiſen, deſſentwegen dan die Franzoſen auch nit allein zu Trient, ſondern auch am Ainsberg und andern Orten, alwo ſie nur könt haben, ſtark angeſezt; Meran haben haben ſie zu beden Theilen ſtark angefochten. Alſo hat man ſich das Land zu beſchüzen an allen Orten wehren müſſen, Herrn und Pauren, auch alle Schüzen haben auf ſein müeſſen und gleichwie man in Puſterthal Sturmb geſchlagen, alſo iſt es auch in Etſchland und in allen Orten in Tyrol hergangen. Die Franzoſen haben die Vöſtung Arch eingenomben und der Pairfürſt die Vöſtung Kueffſtain und Scharniz, alſo iſt Tyrol in großer Gefahr gewöſt, mit der Hilf Gottes aber gleichſamb mirakuloſer Weiß von dieſer Gefahr erledigt worden, dan die Feind endlichen von ſich ſelbſten gewichen. Und hat der Pairfürſt auch ſein eigenes Land verloren und was er in Tyrol eingenomben und nacher Münichen gefüehrt, iſt alles wiederumb überkomben worden. Seine beſten Offizier hat er bei 400 in Tyrol verloren, deſſentwegen ſeine Völker auf kein Weiß mehr in Tyrol wollen gehen. Das Jahr vor dieſem Krieg ſeint in dem Hörbſt unerhört viel Vögel gewöſt, daß man ſich darüber ſehr verwundert hat. An dem Himmel ſeint auch Zeichen

gesehen worden, als daß die Sonnen ganz blutroth geschienen, auch hat man Todtenköpf am Himmel gesehen. In dem Innthal seint auch sehr viel große Heyschröcken in der Luft fliegend gesehen worden und zwar in solicher Menge, daß sie schier die Sonne verfinstert haben*)".

Die armen Frauen — daß sie sich nur vor dem „Pairfürsten" so fürchteten! Sie mußten nichts davon gehört haben, wie freundlich er in Hall mit den Jesuiten umgegangen war und wie große Stücke er bei seinen Baiern überhaupt auf Kirchen und Klöster hielt.

Die großen Ereignisse in der Welt versetzten sonst Sonnenburg nie in Aufregung. Die Todesfälle von hohen Potentaten, Päpsten und Brixner Bischöfen werden zwar im „Memori-Puech" verzeichnet, aber keiner rief bei den Nonnen eine heftige Gemüthsbewegung hervor, wenn sie auch „vor die abgeleibten Seelen" ihre Gottesdienste hielten. Der Tod des Kaisers Karl VI. wird mit folgenden Worten gemeldet: „Eben in diesem Jahr (1740) den 19. Oktober ist Ihro Kaiserliche Majestät Carolus der 6te mit Tod abgangen, ist also dies Geschlecht mit ihm dermalen bei dem Haus Oesterreich sambt dem Kaiserthumb abgestorben und seine Erbland seint gefallen auf seine ältere Frau Tochter Maria Theresia. Die Exequien seint gehalten worden, als wie bey denen andern verstorbenen Kaisern zu sehen." Nur die Kaiserin Maria Theresia verloren

*) Vgl. Jäger l. c. S. 157.

auch die Nonnen ungern; „umb dieſe lieb und huld-volleſte Monarchin traurete alles; ſie hat ſich 15 Jahr zu einem glückſeligen Tod vorbereitet und iſt ſolchem herzhaft entgegen gegangen.“

An auswärtigen Beſuchen fehlte es dem Stifte nie. Bei jeder der zahlreichen kirchlichen Feierlichkeiten ſtellten ſich die Pfarrer der Umgebung ein und ſpeisten dann gewöhnlich „bei Hof“ mit der Frau Aebtiſſin. Auch Brixner Biſchöfe ließen ſich trotz ſtrenger Amtsmiene die Gaſtfreundſchaft in Sonnenburg gefallen und es iſt faſt undankbar von Tinkhauſer, daß er die Ruinen des Stiftes in gar ſo düſterm Lichte anſah und dort „klaffende Höllenſchlünde“ erblickte, wo einſt die Fäſſer lagen, deren köſtlicher Inhalt den hochwürdigen Gäſten ſo oft trefflich mundete. Bisweilen kamen Gäſte auch von weiter her. Im Jahre 1722 legte ein gelehrter franzöſiſcher Benediktiner P. Plazidus de Croſſe, welcher die Galanterie der großen Nation auch im bajuwariſchen Puſterthale nicht verläugnete, vor der Aebtiſſin ſein erneuertes Gelübde ab. Ihro Gnaden ließen ſich auf ihren Thronſeſſel nieder; „unſer Kaplan im Spital Herr Melchior Länner hat müeſſen in Chorrock und Stola darüben ſtehen als ein Zeuge. Der Pater iſt vor Ihro Gnaden niederkniet und hat im lateiniſchen Zettel die Erneuerung der Gelübd laut herabgeleſen und zulöſt Ihro Gnaden überreicht, ſo ſie genumben und behalten. Darauf iſt der Pater vor ihr auf die Venas (?) niedergelegen, ſo ſie hat heißen aufſtehen und hat ihm den Segen und Weihbrunnen geben und

darauf seint sie wiederumb nach Hof gangen. Die Conventfrauen seint alle auch bei dieser Erneurung gegenwärtig gewöst zuezusehen." Dreihundert Jahre früher kniete auch ein Tiroler Rittersmann, Oswald von Wolkenstein, vor einer Königin von Arragonien, die ihm „zart lieplich" ein Ringlein in den Bart band und dazu sprach: „Non may plus disligaides!" (bindet es nimmer los). Nur dürfte die Königin von Arragonien jung gewesen sein, während die Frau Aebtissin Maria Elisabeth von Winkelhofen anno 1722 beinahe schon dreißig Jahre regierte und in hohem Alter stand.

Im Jahre 1765 „in July sein die Majestäten als Kaiser und Kaiserin, auch der römische Künig und Prinz Leopold, auch Prinzessinnen als M. Anna und Christiana sambt vielen Cavalier und Hofdamen hier abends vorbey nacher Brixen, von dorten auf den andern Tag darauf nacher Insprugg verreist. Alhier in ihrer Vorbeireiß hat man müessen schießen und mit allen Gloggen zusamben läuten, angefangen hat man, sobald man selbe von Lorenzen hat gesehen herüber fahren. Wir haben 2 Pferd hergeben, es haben auch diesmalen die Enneberger, ungeacht sie gar nit gewollt haben, etliche müessen hergeben. In denen Dorfschaften haben sie in dem Vorbeireisen neue Kreuzer ausgeworfen, auch denen Pfarrherrn vor die Hausarmben hinterlassen."

An der sich ohnehin fort und fort verschlimmernden Welt mochten die Frauen kein großes Interesse haben; um sich aber der tödtlichen Langeweile zu erwehren,

wußten sie dafür zu sorgen, daß es in ihrem Stifte an Abwechslung nie fehlte. Vorzüglich ließen sie sich die Pflege der kirchlichen Andachten angelegen sein. Im Jahre 1713 erhielten sie ein Maria Einsiedeln-Bild, welches die Schaffnerin mit 18 fl. ohne das Ueberbringen bezahlte und Ihro Gnaden und der Convent „mit Reverenz und Anbetung empfangen und verehret." Sie beteten wol auch „zu Ehren der zwei heiligen Augen Mariä, daß sie wolle mütterlich soliche zu uns wenden." Gar feierlich wurde 1718 das Säkulum begangen. Sonnenburg muß damals förmlich gewimmelt haben von Pfarrern, Domherrn und Prälaten und wäre sicher der Bischof auch gekommen, wenn er nicht gerade in Wien gewesen wäre. Auf einer großen Tafel stand die Inschrift zu lesen:

„Es seint verflossen siebenhundert Jahr,
Als dieses adeliche Stift gestiftet war;
Gott geb dem Stift zu Trost und Freudt
Noch mehr dergleichen Jubelzeit!"

Und wie schön alles verziert war! Am Kirchenthore standen in Lebensgröße die Statuen „des Stifters und der Stifterin"; zwei gemalte Löwen hielten große Schilder, auf denen geschrieben war „die Begräbnuß unseres seligen Stifters." Auch zwei große gemalte Cherubim hielten Schilder, auf denen der vollkommene Ablaß geschrieben stund, welchen der Papst für diesen Tag der Kirche verliehen hatte. Kurz, wo man hinsah, Blumengewinde, Triumphbögen, Löwen mit Schildern, Adler mit Wappen, grüne Lärchenbäume, Cypressen

und andere Herrlichkeiten, wie sie zu einem rechten Feste gehören. Das folgende achte Säkulum feierten die Frauen nicht mehr auf Erden, sondern insgesammt verklärt im Himmelreiche und dürfte auch des Nikolaus von Cusa seliger Geist als geladener Gast daran Theil genommen haben. Und die neue „Memori-Puech"-Führerin konnte sich darnach hinsetzen, das Fest beschreiben und schließlich bemerken: „Es ist auch alles in guetem Frieden abgangen, weilen vom Zeitlichen kein Red mehr gewöst ist."

Mitunter gab es auch Visitationen der Brixner Zionswächter und Missionen der „Patres Jesuwiter", welche die Frauen auf dem geraden Wege der Tugend und Heiligkeit erhalten sollten. Die Freude der Frauen daran war klein; was sie mindestens hundertmal mehr freute, war der Leib des hl. Märtirers Clemens, welchen sie im Jahre 1736 durch Vermittlung des P. Isidorus, eines Franziskaners, bekamen, welchem selber „von dem Beichtwater einer Fürstin, so auch ein Franziskaner war, offeriret worden." Pilger brachten den hl. Leib um 20 Gulden von Rom nach Bozen; von dort wurde derselbe nach Ehrenburg zum Bischof und als dieser ihn beschaut und genehmigt, wieder nach Bozen zur Einfassung geschickt, bis er endlich schön eingefaßt nach Sonnenburg gelangte. Die Einsetzung wurde durch eine großartige Prozession gefeiert, bei welcher unter andern erschienen:

„Die Abgötterei samt ihren Götzenpfaffen, so sie mit Rauchopfern verehren (auf einem Ferkulum);

Der hl. Clemens in dem Kerker (auf einem Ferkulum) wird von Christo zur Gedult angefrischet;

etliche umb willen des Glaubens gefangene Christen, so von den Barbaren und heidnischen Soldaten zum Abfall von dem Glauben genöthiget werden;

der hl. Clemens (auf einem Ferkulum) wird vor Christo grausamb gemartert;

der heidnische Tyrann zu Pferd, 2 Bediente zu Pferd in romanischen Kleidern und 6 Reiter in Küraß und Lederkoller;

der entseelte Leib des hl. Clemens (auf einem Ferkulum) liegend in einem schönen Garten mit Rosenbet;

der Triumphwagen, worauf der hl. Clemens in der Glory sitzet, zu dessen Fuessen seine Feind gebunden liegen Welt, Fleisch und Teufel —"

endlich der ganze heilige Leib selbst und zuletzt Ihro Gnaden die Frau Aebtissin mit allen Frauen. Wie aus der Beschreibung hervorgeht, war alles von lebenden Personen, welche dafür hernach einen Groschen oder einen Siebener, sowie ein Abendessen bekamen, dargestellt, also Kirche und Theater in Einem, wie im Mittelalter*). Von den Kostfräulein, welche bei andern Prozessionen die christlichen Tugenden gar auf-

*) Solche Vorstellungen bei Umgängen oder Prozessionen waren im vorigen Jahrhundert in Tirol noch sehr gebräuchlich, nur daß sie allmälig ein Gegenstand des Spottes wurden und deßhalb nach und nach abkamen. In der Dipauliana des Museums zu Innsbruck befindet sich handschriftlich eine Satyre,

erbaulich vorstellten, geschieht hier keine Erwähnung; wahrscheinlich schauten sie mit tiefer Rührung und mit Thränen in den Augen der Vorstellung oder „Exhibition" der Marter des hl. Clemens zu, welche im Maieranger, wo der Zug zu stehen kam, eine volle Viertelstunde dauerte. Nachdem der Heilige vor den Augen der Zuschauer gemartert worden und gestorben, „haben die Herren Musigganten wiederumb mit der Musigg den Anfang gemacht." An der Spitze des Zuges marschirte, erschrecklich anzusehen, die ganze ennebergische Stiftskriegsarmee, 40 Mann stark, mit einem Ober- und Unteroffizier und einer Kriegsfahne; der friedlich gesinnte P. Isidorus aber, durch den der hl. Leib nach Sonnenburg gelangt war, ist bei der

---

betitelt: „Der Brunecker Umgang", welche in derbster Weise solche allegorische Vorstellungen persiflirt z. B.

„Nachdeme kommt der Spitalmeßmer mit seinem Weib. Er tragt einen Pflug, sie ein Spinnrad auf dem Rücken, bedeutet Adam und Eva . . .

Komt des Bettelrichters Weib in zerrissenen Kleidern und zerrauften Haaren, das war die Zerstörung von Jerusalem; darneben gingen der Krankenwärterin ihre zwei Söhne mit einem leeren Schmalzkübel, bedeutet die Zergänglichkeit der Welt . . . .

Darhinter ging der Bettelrichter mit einem Kaminfeger und führte sieben Hunde an einer Kette, welche öfters raufen müssen, bedeutet (den Teufel und) die sieben Todsünden u. s. w."

An der Spitze des Zuges reitet der „Amtsburgermeister; in der Hand hat er einen Fliegenwedel, um die Hunde und die unruhigen Bursche aus dem Wege zu jagen."

Kirchthüre gestanden, Achtung zu geben, daß alles in Ordnung hinaus und auch wieder hinein gekommen ist.

Ueber die Hauswirtschaft in Sonnenburg bietet das „Memori-Puech" nicht genug geordnetes Detail, um ein sicheres Urtheil zu gestatten. Alles macht den Eindruck, daß die Aebtissinnen zwar bestrebt waren so viel als möglich zu hausen, ihr Sparsistem aber immer wieder Risse und Löcher bekam. Für sich waren die Frauen gewiß sparsam und haushälterisch und gönnten sich weder viele Tafelfreuden noch Luxus, nicht einmal den einer bessern geistigen Bildung*). Nur bei festlichen Anlässen ließ, wie das „Memori-

*) Der Stil, in welchem das „Memori-Puech" geführt wurde (bei den daraus wörtlich angeführten Stellen habe ich die ärgsten orthographischen Auswüchse beseitigt), beweist das Gesagte deutlich genug; es läßt sich mit Grund annehmen, daß die Führung desselben stets einer der im Schreiben gewandtesten Nonnen übertragen war. Im ersten Bande zeigt sich mitunter, daß die Buchführerin schon dreistellige Zahlen nicht immer sicher, z. B. 2012 statt 212 schrieb. Nirgends zeigt sich eine Spur davon, daß von der deutschen Literatur den Frauen etwas bekannt geworden wäre. Im Museum zu Innsbruck befindet sich ein Bild, welches einst das Zimmer der Aebtissinnen zierte und für deren Kunstgeschmack kein günstiges Zeugniß ablegt. Es stellt in mehreren Scenen die Marter des hl. Johannes des Täufers vor. Im Vordergrunde links sieht man den halbnackten Rumpf des Körpers des Heiligen; aus dem Halse springt ein Blutstrom hervor, während das Haupt schon auf dem Becken liegt. Auf den nackten Rücken des Rumpfes hat der Pusterthaler Künstler auch eine verhältnißmäßig riesige Fliege gemalt.

Puech“ einige Male meldet, die Aebtissin den Frauen ein „Prätl“ nebst der, wie es scheint, häufigeren Ueberschenk (d. i. „vor jede Frau noch zue der täglichen gebräuchlichen Portion ein Fräggele“) geben. Als im „mißräthigen“ Jahre 1734 der Wein sehr theuer wurde, ersuchte die Aebtissin den Convent, „daß man möchte die Güete haben und etwas vom Ueberschenk möchte einlassen. Dahero das Convent aus guetem Willen nur auf ein Jahr verwilligt, den Ueberschenk das eine mal zu nemben und das eine mal einzulassen und den Wörmuthwein vor dies Jahr völlig.“ Bei der zweiten Profeßablegung einer Aebtissin im Jahre 1714 hat man „auch ziemblich viel von Silbergeschmeid müessen leihen, als Schalen, Pöcher, Kandlen, Löffel, Messer und Gabel, auch Salzpüchslen, über weliches Geschmeid, auch unser eigenes, sonderbar was aus dem Credenzkasten gewöst, hat man einen eigenen bestellt, darauf Achtung zu geben und einzuschenken, weliches unser Richter aus Enneberg gewöst; man hat auch Sessel und Teppich müessen leihen, sowol das Silbergeschmeid als dies ist alles von Herrn Baron Antoni Wenzl geliehen worden u. s. w.“ Von größerer Bedeutung für das Stift war die Wirtschaftsreform, welche im hohen Rathe zu Sonnenburg im Jahre 1715 beschlossen wurde. Die Glücklichsten aller Sterblichen, nämlich Rittergutsbesitzer, Majoratsherrn, Prälaten und Oekonomen von Fach, welche sich das Vergnügen zu den Lesern dieser Skizzen zu zählen sicher nicht versagen werden, würden es dem Verfasser

nimmer verzeihen, wenn er die Punkte dieser Reform hier nicht mittheilte. Dieselben lauteten:

„1. Damit man inskonftig den eigentlichen Aufgang des alda verbrauchenten Korns und wie und wohin dieses verbraucht werde, wissen kunnte, wurde am dienstlichsten sein, ein Kastenbuech zu formiren, alwo sowol der Ein- als Ausgang des Korns ordenlichen nit allein beschrieben, sonder zugleich unterscheidet werde, was vor und wie viel Korn zur Haushaltung, in den s. v. Stall, vor Mast und anderes Vieh, was vor das Geflügel, wie viel vor die eigen auch wie viel vor frembde Pferd an Haber verbraucht werde, was und wie viel Star man denen Handt- und Tagwerchern, Vischern und Jägern an ihren Diensten a conto das Jahr hindurch gegeben habe. Kunte dahero dieses Kastenbuch in verschiedene obbenamste Rubriken abgetheilet werden, weliches man nachgehends zu End des Jahrs übersehen, wo ein oder ander alzu großer Aufgang hafte, remediren und den Vorrath wissen kunte. Nächstdeme und zu dessen Beförderung mueß

2. der Gwalt über den Kornkasten bloß und allein bei einer Frau Schafferin oder Herrn Ambtmann stehen, weliche dem Miller zur Mill das benethigte einfassen, dem Pauknecht und Portner und allen übrigen mit gebührenter Diskretion den Haber vor eigne als frembde Pferd und alle übrigen Notwendigkeiten hervorgeben und ausmessen. Eine fast gleiche Ordnung soll und mueß

3. bei der Pfister sowol mit dem Mel als Brot beobachtet werden dergestalten, daß soliches nit wie bishero in alleiniger Disposition der Ehehalten hafte.

4. Solle man so viel müglich die überflüssigen Ehehalten abschaffen und andere Tagwercher einziehen, nit minder die wochentlichen Arbeiten dergstalten mittelst einer wochentlichen zwischen der Frau Schafferin, Herrn Ambtmann und Pauknecht pflegenten Unterredung austheilen, damit man ein Arbeit für die andern desto fueglicher und leichter vorbringe.

5. Das Almueßen solle konftig alles bey der Porten ausgetheilet und zu deme Ende die mittere Porten so viel müglich beschlossen gehalten werden.

6. Solle man von Küehvieh nur so viel halten, als zur täglichen Milch und Fuetterschmalz unentperlichen von nöthen, hinentgegen sich auf das Mast- und Zügelvieh begeben, damit man wenigist alle Jahre zwo Par Ochsen von eigener Erzügelung und Mairschaft mösten und schlachten kunnte; zu deme wurde thuenlichen sein, ein ziemblich mehreres an Kabesland anzupauen.

7. Die Mastschwein sollen fürders nit mehr bei denen Züglschweinen in einen Stall, sonder vor denen ersteren ein neuer Stall gemacht werden, die Gspuel fleissig und sauber aufbehalten und von denen Gärten alles dahin nutzlich applizirt werden.

8. Anstat der Zinskilperlen (so verkauft werden kunten) solle man Castrein einkauffen, durch weliche Abwechslung nit allein an Hay ein merkliches erspart,

sondern auch das Fleisch besser als bishero angeschafft wurde.

9. Wegen jährlichen Mangel an Stroh wurde dienlicher sein, ein anderes gelegenes Stuck von denen Herrn Benefiziaten in Bestand zu nemben und hinentgegen aus dem erzügleten Korn den jährlichen Bestandsüberzins zu bezalen, auch mit dem Stroh gesparsamer denn bishero in dem Einströwen gewöst, zu sein."

Hellichte Entrüstung glüht auf dem Angesichte manches idealern Bestrebungen zugewandten Lesers, — aber er sei dringend gebeten zu bedenken, daß diese Mittheilung vielleicht doch der Geschichte der Landwirthschaft zu Gute kommen oder zu Vergleichen dienen kann. Es wurde ja in Sonnenburg ein rationelles Wirthschaftssistem eingeführt und dem Fortschritte die Bahn geöffnet. Zu den obigen neun Punkten hätte freilich, um den Stiftfinanzen gründlich aufzuhelfen, noch ein zehnter kommen sollen, daß man „inskonftig bei einfallenten Festlichkeiten nit mehr so viel frembde Gäst solte einladen." Aber dann wäre das Stift wegen Geizes in Verruf gekommen. Im April 1767 kam der Kreishauptmann Josef v. Grebmer zur Aebtissin und eröffnete ihr, es sei ihm durch einen Befehl von Wien aus aufgetragen worden, im Stifte eine bessere und gedeihlichere Wirtschaft einzuführen; zu dem Ende möchte es recht gut sein, den drei Kaplänen, dem Hofrichter und dem Amtmann anstatt der an Sonn- und Feiertagen und bei andern Anlässen gegebenen Tafel eine Entschädigung in Geld zu

reichen. Der Hofrichter und der Amtmann machten gute Miene zum bösen Spiel des landesfürstlichen Collegen, während die Kapläne konservativ, wie sie auch in diesem Punkte waren, dieser innern Reform allerlei Schwierigkeiten bereiteten. Der Befehl von Wien dürfte wol vorher zwischen der Aebtissin und dem Kreishauptmann verabredet gewesen sein.

Manchmal kam es vor, daß die Aebtissinnen selbst auf ihren Alpen oder in ihren Wäldern nachsahen, wie es stehe. In Enneberg wurden öfter Forstfrevel begangen, so daß das Stift genug zu wehren hatte. Hinsichtlich des Ersatzes zugefügten Schadens übte jedoch das Stift öfter christliche Nachsicht. Im Jahre 1739 kam den Frauen vor, daß ihr Gut auf dem Küchlberge bei Meran nicht einträglich genug sei; die Aebtissin reiste daher selbst hin, um näher zuzusehen und blieb eine Woche aus. Auf dem Rückweg wallfahrtete sie auch nach Kaltern „zum hl. Antony und der mirakulosen Muetter Gottes.“ Als es sich einmal um 12 Kreuzer handelte, welche der Spitalkaplan für eine Messe forderte, suchte die Aebtissin das ganze Archiv aus, um aus alten Schriften zu ersehen, ob dieser Anspruch begründet sei. So klug aber die Frauen auch waren, hie und da wurden sie doch geprellt. Ein „Perg- oder Wasserknapp“ machte sich einmal anheischig, für den Fischteich, in welchem die Fische oft abstanden, ein besseres Wasser zu finden; er fand es auch, ließ es in den Teich leiten und zog mit seinem Lohn von 17 fl. von dannen. Die Fische standen aber auch in

diesem Wasser ab und im Winter wurde der Wasserstand so hoch, daß es den Klosterfrauen schier erging, wie dem Göthe'schen Zauberlehrling. Mit großen Unkosten mußte der Teich wieder in den alten Stand gesetzt werden. „Frembd und hergeloffenen Leuten ist selten zu trauen; dahero solle man sich ein vor allemal zur Wizigung sein lassen, mit unbekannten Personen nichts zu unternehmen; ohne Betrug lauft es selten ab." Darum ging es auch weit besser, als 1754 ein Nebengebäude aufgeführt wurde; zur Leitung des Baues hatte nämlich der Bischof den Frauen einen Einsiedler Bruder Paul, „als welicher ein gueter Baumeister und tugendhafter frumber Mann gewöst," von Brixen herüber geschickt. Um Ostern fing man an und im Herbst stand das Gebäude fertig da; gekostet hat es 700 Gulden, dem Bruder Paul aber ist eine Verehrung von drei Dukaten gethan worden. Gewiß ein billiger Baumeister. Recht glücklich waren die Frauen auch einmal mit einem fremden Schwarzkünstler, welcher im Stifte die Kamine durch Feuer reinigte, und obwol heftiger Sturmwind wehte, den erschrockenen Nonnen versicherte, es werde sicher nichts geschehen. Er war aber dafür auch ein sehr frommer Mann, welcher zum hl. Florian eine besondere Andacht trug.

Ein Amtmann legte 1753 seine Rechnungen und es zeigte sich, daß er nicht blos viele ausständige Zinsen nicht eingetrieben hatte, sondern auch selbst noch dem Stifte 800 Gulden schuldig war. Man beschloß seine Entlassung, welcher er jedoch durch Niederlegung seines

Amtes zuvor kam. Da er aber nicht im Stande war zu zahlen, „hat Ihro Gnaden und gesambter Convent in Ansehung seiner Armuet und so viel Jahr geleisteter Dienste aus Barmherzigkeit ihm alles geschenkt.“ Wenigstens christlich, diese Barmherzigkeit gegen einen fahrlässigen Beamten!

Eine ziemlich bedeutende Einnahmsquelle war für das Stift das sogenannte Hereinbringen der aufgenommenen Frauen. Es war ein bestimmter Betrag vorgeschrieben — wie viel, ist aus dem „Memori-Puech“ nicht sicher zu entnehmen. Die aufgezählten Beträge schwanken zwischen 300 und 4000 Gulden; gewöhnlich waren es 1200 oder 1500 Gulden nebst der Ausstattung. Für jede Frau war auch ein jährliches „Säckelgeld“ oder Deputat ausgeworfen. Eine Pragmatikalverordnung vom Jahre 1764 bestimmte, daß bei keiner Frau das Hereinbringen mehr als 1500 Gulden und 50 Gulden Säckelgeld betragen solle. Bei der Aebtissinwahl im Jahre 1766 fand auch gemäß hoher Vorschrift das erste Mal eine Vermögensschätzung durch den Kreishauptmann v. Grebmer als Commissär statt, welchem man dafür „vor ein Regal eine ganze Gämbs verehrt hat.“ Das ganze Vermögen des Stiftes wurde auf 285,879 Gulden, das jährliche Einkommen auf 9936 Gulden geschätzt; an baarem Gelde waren 1330 Gulden da. Ein Verwaltungsausweis über das Gesammtvermögen des 1785 aufgehobenen Stiftes vom Jahre 1800 weist einen Kapitalbestand von etwas über 350,000 Gulden mit einem Jahresertrage von

13,000 Gulden nach. Vermöge kaiserlicher Anordnung bei der Aufhebung sollte das Stiftsvermögen zu gleichen Theilen dem Religionsfond, dem Haller Damenstiftsfond und dem Schulfond zufließen.

Wie der Leser bisher ersehen, besteht zwischen den Nachrichten des „Memori-Pueches“ und der Lügenchronik doch ein ziemlich bedeutender Unterschied. Der Leser erinnert sich vielleicht des antiquarischen Fundes mit dem von Römerzeiten her noch brennenden Lichte und fragt, ob denn in Sonnenburg gar nie Alterthümer ausgegraben wurden. Nur einmal, anno 1723, als die Aebtissin Antonia v. Mörl, kaum gewählt, sich schon in der Kirche eine Grabstätte herrichten ließ, kam man beim Graben auf gemauerte Särge und zuletzt auf ein Felsengrab, wo „auch noch die Truhen war und Painer, aber sie fielen zu Asche, gegen dem Fenster waren Painer groß wie von ein Riesen.“ Hätte unser Lügenchronist dies gewußt, wie leicht hätte er für seinen Julius Flavius Clodomirus hier eine passende Grabstätte gefunden!

Um unser Bild von Sonnenburg auszurunden, fehlt noch eine tiefer eingehende Schilderung des innern Zellen- und Seelenlebens der Frauen. Gab es nie Zank und Zwietracht im Kloster? Gewiß, nur ist im „Memori-Puech“ selbstverständlich davon nichts zu lesen. Bietet dasselbe keinen Stoff zu einem kleinen Roman, wenigstens zu einer Sensationsnovelle? Wie herrlich wäre es, von einer armen Verliebten zu lesen, welche wider ihren Willen in das Kloster gesperrt

wurde und am gebrochenen Herzen starb! Ist unter den dahingegangenen Nonnen nicht etwa Eine zu finden, welche ohne allzugroßen Lärm von Seite des Advocatus diaboli zu Rom noch nachträglich selig gesprochen werden könnte? Sehen wir denn im „Memori-Puech", bevor wir es aus der Hand legen, etwas näher nach.

Im Jahre 1761 ließ die Kaiserin Maria Theresia in Sonnenburg anfragen, ob man nicht zwei wälsche Klosterfrauen von Triest für 100 Gulden jährliches Kostgeld und gegen Versicherung der allerhöchsten Gnade aufzunehmen geneigt sei. „Ihro Gnaden und das Convent kunte sich in dieser Sach hart entschließen, frembde ganz einer andern Nation in unsere Gemein anzunemben. Anderseits haben wir uns nit getraut, das Ansuchen der kaiserlichen Majestät abzuschlagen. Nach Beratschlagung einiger vernünftiger Personen hat man vor guet erachtet, unsere Ordnungen als starken Chor bei Tag und Nacht, große Kälte, schlechte Verpflegung und noch viel mehrere Beschwernusse nachtrucklichist nacher Wien zu überschreiben." Es erfolgte lange keine Antwort, statt derselben trafen aber die zwei wälschen Klosterfrauen selbst ein und es stellte sich heraus, daß selbe gebürtige Innsbruckerinnen waren. Man nahm sie endlich in die Gemeinde auf, denn sie hatten einige gute Eigenschaften, „es waren beide Musiggantinen, kunten Orgel schlagen und singen und die ältere sange einen unvergleichlichen Baß." Doch starb diese letztere schon 1764. Von der Kaiserin war

ausdrücklich Verbot gekommen, die beiden Klosterfrauen zu fragen, warum sie aus ihrem Kloster in Triest fortgekommen seien. Hm — gewiß steckte ein abenteuerliches Geheimniß dahinter, etwa ein schöner italienischer Graf oder ein feuriger griechischer Schiffskapitän — aber wer mag es enthüllen? Achten daher auch wir das Verbot der großen Kaiserin und lassen wir die zwei Nonnen sammt ihrem Geheimniß im Frieden ruhen. Dieselben hatten aber auch ein Fräulein, eine „Baron Manegethin" von Wien mitgebracht. Dieses Fräulein hatte gegen den Willen ihres Vaters eine heiße Liebschaft, weßhalb derselbe sie zur Auskühlung und Ernüchterung nach Sonnenburg schickte und verlangte, daß man sie unter strenger Aufsicht halte und ja recht Acht gebe, daß sie mit ihrem Herzallerliebsten keinen ferneren Briefwechsel unterhalte. Die Aebtissin verbot auch allen Dienstleuten des Klosters strengstens, ohne ihr Vorwissen Briefe hin und her zu tragen; ebenso erhielt der Amtmann Befehl, „auf der Post Obacht zu geben und in geheimb nachzuforschen, was vor Brief kumben und aufgeben werden." Deßungeachtet mußte die Aebtissin von Wien fortwährend hören, daß der Briefwechsel der beiden Verliebten fortdauere. So ging es drei Jahre fort mit selbigem verliebten unglücklichen Fräulein. „Entlichen hat ihr Gott die Augen eröffnet und das Herz berührt, daß sie sich entschlossen hat, ihrem Liebhaber abzusagen und geistlich zu werden." Es gelang ihr trotz des starken Widerspruches einiger Frauen in das

Kloſter aufgenommen und eingekleidet zu werden; auch brachte ſie das ſtattliche Sümmchen von 4000 Gulden herein. „Man hat glaubt und verhofft in Wien eine Patronanz zu bekommen, iſt aber ihr Papa ſchon in ihrem Noviziat geſtorben.“ Wer Luſt dazu hat, kann ſich die Geſchichte in der Phantaſie zu einem kleinen Roman oder zu einer poetiſchen Erzählung im Stile Lord Byrons erweitern. Er kann den Geliebten heimlich nach Sonnenburg kommen und in lauen Sommernächten unter den grünen Apfelbäumen des Kloſterangers der Geliebten mehrmals ein Stelldichein geben laſſen, bis eine nichtswürdige Intrigue, deren feine Fäden am Beſten mit Beihilfe des poſtüberwachenden Amtmanns von der Stiftsäbtiſſin ſelbſt geſponnen werden könnten, den ewigen Bund zweier liebender Herzen grauſam zerreißt. Am Tage, wo die junge bleiche Nonne die feierlichen Gelübde ablegt und das Horaglöcklein traurig dazu läutet, ſpülen die blauen Wellen der Rienz bei Ehrenburg den entſeelten Leichnam eines jungen Mannes an das Ufer — — —

Am 19. Juli 1774 iſt zu Sonnenburg in Gott verſchieden die Frau Maria Antonia Baroneſſe von Caretto, geboren zu Regensburg 1709, ihres Alters im 66. Jahre. Sie entſproß nach Angabe des „Memori-Buechs“ einem uralten Adelsſtamm; ihre Vorältern waren aber nicht katholiſch, erſt ihr Herr Vater und ihre Frau Mutter, ſo eine geborne Baronin von Leuchtenperg war, traten zum katholiſchen Glauben über. Ein Bruder der Frau Antonia wurde Bene-

diktiner; die zwei Schwestern erwählten den heiligen Stand der Ehe, die eine mit einem Grafen Latour, die andere mit einem Baron Forstner, doch war 1774, als Frau Antonia starb, von der Familie Niemand mehr am Leben. Wie ihr Bruder, so entwich auch sie heimlich von Hause und kam nach Sonnenburg, ohne daß der sie innig liebende Vater längere Zeit hindurch etwas von ihr erfahren konnte. Diese Flucht war im Einverständniß mit des Vaters Bruder Wilhelm Freiherrn von Caretto, welcher auch 3000 Gulden für ihren Unterhalt im Kloster hergab und ein gar lieber und frommer Herr und zärtlicher Bruder gewesen sein muß, veranstaltet worden. Man behielt sie zwar in Sonnenburg, nahm sie aber, weil sie kränklich und schwächlich war, nicht unter die Zahl der Frauen auf. Diese Aufnahme erfolgte erst, als sie in ein anderes Kloster eintreten wollte und die Aebtissin die hinterlegten 3000 Gulden wieder hätte herausgeben sollen. Das „Memori-Puech" rühmt der Verstorbenen wahrhaft auserlesene Tugenden und gründliche Weltverachtung nach. Sie war eine recht gute Dichterin von ausnehmendem Verstande, gewandt in schriftlichen Aufsätzen und eine treffliche Rathgeberin. Doch dies war das Geringste. Sie war zeitlebens kränklich und so leidend, daß sie die größten Schmerzen ertragen mußte und ihr Körper nach und nach so zusammenschrumpfte, daß „ein Kind von zehn oder zwölf Jahren öfter größer ist." Demungeachtet übte sie die strengste Aszetik. Auch im Winter ging sie oft barfuß, so daß

ihre Füße gleich den Händen vor Kälte ganz blau waren. In ihrem Bette lag sie auf Scheitern. Wunderselten trank sie Wein; sie hatte bei Tisch statt des Weinkrügleins „ein Hafele mit einer abgerambten Milch“ und aß schlechten Salat, den sie vorher noch durch drei oder vier Tage hatte abwelken lassen. Sie suchte nur Gott zu gefallen; von den Menschen wollte sie verachtet und gemieden werden. Es war ihr nicht genug, daß sie bucklicht und verwachsen war, sie suchte sich noch selbst zu entstellen. „Im Aufzug war sie die allerschlechtiste, voller Schmutz, besonders die Stauchen (Kopftuch); das Gesicht, besonders die Nasen schmierete sie mit Inschlicht (Unschlitt) oder Butter ein, wie auch den Leib; von dahero hatte sie einen übeln schmargleten Geruch; in ihrer Zellen machte sie täglich einen übelriechenden Rauch, so daß man ihr nit viel überlästig ware, so gern als man sie sonsten besucht hätte.“ Nur den Kaffee liebte sie; auch schnupfte sie Tabak, aber den schlechtesten, „keinen bessern nahm sie nit an.“ Ihr Gebetseifer war unermüdbar; das Brevier las sie täglich zweimal und besorgte immer, daß sie die Worte nicht recht aussspreche. Wenn man sie darüber beruhigen wollte, gab sie zur Antwort: „Meine Kinder, ich bin im Beten wie ein dummer Ochs, vor großen Schmerzen weiß ich nicht, was ich bete; mit dem großen Gott reden ist eine Sach von großer Wichtigkeit.“ Sie hielt bei keiner „Rekreation“ mit, verdarb aber auch keine.

Was sagt der Advocatus diaboli in Rom zu der Sache? Wird sie ihm nicht schier bedenklich? Vielleicht findet er ein Häckchen daran, daß Frau Antonia eine Dichterin gewesen? Stack da nicht immer doch noch ein Bischen weltlicher Eitelkeit in ihr? Auch hatte sie noch einen Fehler: „von Natur war sie etwas gäch, doch nit ohne ihr gegebene Ursach; sie strafte aber diesen kleinen Fehler wie alle andern auf das schärfiste an ihrem Leib ab.“ Will der Herr Doktor in Rom trotzdem daraus etwa ein großes Wesen machen, so halten wir ihm die inbrünstige Andacht der Frau Antonia entgegen. „Bei allen heiligen Communionen ware sie so voller Inbrunst, Andacht und Eifer, daß alzeit in ihrem Stuel einige Laklen der Zächer zu sehen waren.“ So andächtig ist der Herr Doktor selbst gewiß in seinem Leben, obwol er es in seiner Stellung sehr nothwendig hätte, nie gewesen und darf darum schon im Vorhinein an seine Brust schlagend von aller Einsprache abstehen.

Der Klosterknecht hatte die Todtentruhe für Frau Antonia zu klein gemacht; deßhalb mußte man die Leiche mit Gewalt hineinzwängen und ihr die Schuhe wegnehmen. „Vielleicht hat die Ungeschicklichkeit des Truhenmachers Gott also geordnet, damit seine treue Gespons, die aus Demuet lebender meistens mit bloßen Füeßen gangen, auch todter sich der Schuech entbehren sollte.“ Allgemein und groß aber war im Stifte die Verwunderung, daß die Leiche, so lange sie lag, nicht den mindesten übeln Geruch von sich gab, worüber

sich der Leser nach allem, was er von Unschlitt und Butter gehört, fast auch verwundert.

Die Verstorbene hatte nur Eine Freundin, mit welcher sie besonders vertraut war, Frau Rosalia von Rost. Beide waren sich sehr ungleich, da Frau Rosalia nichts weniger als die Aszetik liebte, weßhalb Frau Antonia sich große Mühe gab, sie zur Buße zu bekehren und oft sagte, erst nach ihrem Tode werde man sehen, wie sehr ihr Rosalia's Seelenheil anliege. Als sie auf dem Todbette lag, führte sie mit Rosalia noch ein langes und eifriges Gespräch, welches aber geheim blieb. Am zweiten Tage nach Antonia's Begräbniß wurde Frau Rosalia, welche sehr heiter war und noch kurz vorher mit dem Pfarrer von Pfalzen munter gescherzt und gelacht hatte, vom Schlage oder „dem Gwalt Gottes" getroffen und starb, ohne noch recht zu sich zu kommen, binnen einigen Stunden; sie stammelte nur noch einige Male den Namen ihres Beichtvaters und „thäte eine halbe Viertelstunde vor ihrem Tod betrüebte Raunzer hören lassen." Dieser Todfall versetzte das Stift in die größte Aufregung; doch enthielt sich das „Memori-Puech" alles übeln Urtheiles. Im Grunde genommen hatte ja auch Frau Rosalia den besten Willen selig zu werden, nur wollte sie nicht auf dem Pfade der Traurigkeit zum Himmel wandeln. Sie hatte auch gute Eigenschaften, „dan sie ware mit den armen und andern Leuten guet, hätte gern geben, wenn sie nur genueg gehabt hätte." Die Beschreibung der Tugenden der Frau Antonia dagegen

bezeichnet das „Memori-Puech“ „nur als kleinen Schatten, dem bei jetzig kritischen Zeiten ein mehrers beyzusetzen nit wol thuenlich wäre.“

In der That, die Zeiten waren kritisch für das Stift, die dunkeln Wetterwolken des Todes zogen sich immer mehr und mehr über ihm zusammen.

Im Jahre 1781 wollte Fräulein Ottilia von Anreiter, obwol sie ihr „schwarz-weltliches“ Noviziat noch nicht bestanden, eingekleidet werden. Ihr Vater mahnte brieflich zur Eile; er habe sichere Nachricht, schrieb er, daß man künftig keine Novizin mehr einkleiden dürfe, die kaiserlichen Verordnungen seien schon gedruckt und würden nächstens erscheinen. Die Frauen waren dagegen, die Aebtissin aber ließ sich alles gefallen. „Nach wenigen Tagen den 10. Juni 1781 kame Herr — —“ — — „Kreishauptmann von Grebmer und kündete den Frauen die bevorstehende Aufhebung des Stiftes an“, ergänzt der Leser in Gedanken obige abgebrochene Stelle, bei welcher der Führerin des „Memori-Puechs“ im Schrecken die Feder für immer entfallen ist. So weit war es aber noch nicht; der Kreishauptmann, wenn er es wirklich war, mag den Frauen irgend eine Unglückspost überbracht haben, ohne diesmal „ein ganze Gämbs vor ein Regal“ zu bekommen. Der vernichtende Schlag fiel erst 1785, worauf die Aebtissin Gertraud Freifrau von Rohrbiß gleich einer entthronten Fürstin mit ihren Frauen in den Jöchelsthurm, einen adeligen Ansitz zu Sterzing, übersiedelte, in welchem

allmälig die eine um die andere, wie Sinnacher sich ausdrückt, durch den Tod den Unruhen dieser Welt entzogen wurde.

Die Aufhebung von Sonnenburg war ein Memento mori für das weltliche Fürstenthum Brixen mit seinen 26,000 Unterthanen; denn achtzehn Jahre später, im Jahre 1803 wurde auch dieses vom gleichen Schicksal ereilt. Auf diese Weise ging ein großes Stück Mittelalter in Tirol zu Grabe und zwei seit Jahrhunderten sich gegenüberstehende Nebenbuhler traten vom Schauplatze der Geschichte ab. Die weltliche Herrschaft der beiden Stifte war ohnehin längst morsch gewesen und vermochte der neuen Zeit weder zu folgen, noch ihr unter den veränderten Verhältnissen Stand zu halten.

Der geneigte Leser hat nun so viel Dichtung und Wahrheit über dieses hochadelige Frauenstift Sonnenburg vernommen, daß er schließlich die Einladung, mich auf einem Gange in die heutige Halbruine Sonnenburg zu begleiten, nicht ablehnen wird. Sind doch keine Aebtissinnen mehr dort, deren weisen Wirtschaftsreformen wir durch unstatthafte Ansprüche auf Küche und Keller als ungebetene Gäste noch gefährlich werden könnten.

Wir kommen von Bruneck her nach St. Lorenzen. Links vom Eingange in die Pfarrkirche findet sich noch das von Sonnenburg hieher übertragene Grabdenkmal des seligen Stifters Volkoldus; eine kräftige Gestalt kniet er aus dem Steine ausgehauen vor dem Bilde der Gottesmutter. In der Kirche selbst hat auch der hl. Märtirer Clemens seine zweite oder dritte Ruhestätte gefunden. Wie ein alter Mann erzählte, pflegte einst, so oft die Sonnenburger Nonnen von Brixen in den Bann gethan wurden, der Pfarrer in vollem Ornat mit der Monstranze in der Hand vor die Kirchthüre zu treten und gegen die nahe Sonnenburg gewendet den fürchterlichen Bannfluch auszusprechen. Dasselbe mag vielleicht gleichzeitig in der ganzen Umgebung von jeder Kirche aus geschehen sein und die Sonnenburgerinnen konnten es mit guten Augen immer auch selbst mitansehen, wie sie gebannt wurden. Dafür konnten sie aber auch ihrerseits, wenn der Bann wieder aufgehoben wurde, ein fröhliches Tedeum singen und den Pfarrern der Umgebung zu Trutz mit allen Glocken recht lang und feierlich dazu läuten.

Gleich außerhalb St. Lorenzen überschreiten wir die Brücke, von welcher wahrscheinlich einst vor gut

hundert Jahren in dunkler Nacht der arme oben erwähnte Hofrichter Paurnfeind, welchem der Himmel seine heftige Opposition gegen die damalige Volksschulreform in Gnaden verziehen haben möge, in die hochgeschwollene brausende Rienz gestürzt und auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist. Die Straße zieht sich nun am rechten Flußufer weiter; rechts erhebt sich unter Bauernhäusern ein weißblinkendes Gebäude, welches einst der Sitz des Sonnenburger Amtmanns gewesen. Auf der Außenseite desselben nach Westen hin befindet sich ein Schildgemälde mit darüber hinausragender Insel und darunter eine aus dem Stegreif nicht wol zu entziffernde nur aus großen Anfangsbuchstaben bestehende Inschrift. Unmittelbar vor uns auf dem Felsen liegt Sonnenburg, durch einen tiefen sich im Halbkreis herumziehenden Graben, in welchem die Häuser der kleinen Gemeinde Sonnenburg liegen, vom rückwärtigen höher ansteigenden Waldgebirge getrennt. In wenigen Minuten sind wir oben in den Ruinen. Die äußere Umfangsmauer weist an verschiedenen Stellen Schußscharten auf; von der ehmaligen Kirche ist nur der äußerste Theil des Chores noch stehen geblieben. Wo die den einstigen hohen Besuchern, namentlich den Bischöfen von Brixen zugewiesenen „Fürstenzimmer" lagen, ragt noch eine zerbröckelte Seitenmauer mit Fensternischen; der Boden ist ein Roggenacker. Gegen Süden liegt ein Bauernhaus. Wir treten in einen düstern von Rauch geschwärzten Gang; in der Küche brennt ein lustiges Feuer, an

welchem die Bäurin, von mehrern kleinen blondhaarigen Kindern umlärmt, eben die sehnsüchtig erwartete Abendmalzeit bereitet. Der Bauer führt uns in drei mit gewöhnlichem Hausrath überstellte Kammern — das war einst der „Hof", wo die Frauen Aebtissinnen residirten. Man sieht es den Gemächern an, daß sie einmal zu etwas Besserem dienten; die letzten Ueberreste der Tapeten, mit welchen die Wände bekleidet waren, sollen erst vor Kurzem verkauft worden sein. An den Decken sind tafelförmig allerlei Holzschnitzereien angebracht, weiß übertüncht, so daß wir selbe anfänglich für Stuckarbeit hielten. Kunstwerth mag kaum daran sein, da sie sonst wol längst verkauft und verschleppt sein würden. An die drei Kammern stößt westlich eine Halle mit durch Säulchen getrennten Doppelfenstern und mit Gewölbgurten, jetzt eine bäuerliche Getreidekammer, einst wahrscheinlich der Speisesaal der hochgebornen Frauen Aebtissinnen. Aus derselben hinaus gelangt man in einen schmalen schmutzigen Hof und in einer Ecke desselben zu einem Felsenziehbrunnen, wie nicht leicht ein zweiter zu sehen sein dürfte; er soll durch den Felsen getrieben bis an das Niveau der Rienz hinabreichen. Wir sprachen laut, als wir uns ihm näherten, hielten aber plötzlich inne, weil wir einen lauten Lärm dumpf verworrener Stimmen vernahmen; es war das Echo unserer Stimmen, welches fast erschreckend aus dem Brunnen uns entgegen scholl. Auch nach Westen hin nur hohe trümmerhafte Mauern, dann ein Klee- und Kornfeld und am äußersten Ende

die Ruinen einer Kapelle, wo einst der selige Stifter als Einsiedler gelebt haben soll. Nach Süden hin steht am Rande der Felsenwand noch ein unscheinbares Gebäude, welches der Gemeinde St. Lorenzen gehört und von ihr als Unterkunft für arme Leute benützt wird. Die Zerstörung des Ganzen soll durch die erste Käuferin, eine Witwe, verschuldet worden sein, welche alles heraus und nieder reißen ließ, was sie verkaufen oder verwerthen konnte. Vielleicht findet sich mit der Zeit noch ein reicher Herr, welcher dem Bauern und der Gemeinde den ganzen Plunder um ein Billiges abkauft und sich da oben ein neues Schloß, Neu-Sonnenburg genannt, erbaut. Bausteine findet er in Menge schon vorräthig, vielleicht tief im Boden auch noch vergrabene alte Schätze, jedenfalls aber, wenn er einmal im fertigen Neubau sitzt, gesunde Luft und eine wunderherrliche Aussicht. Sollte er auch Poet sein, so kann er zunächst an die Umarbeitung und Erweiterung des oben mitgetheilten Gedichtes von Hermann v. Gilm auf die Sonnenburg gehen und mag nur um des lieben Friedens willen mit den bösen Kritikern zusehen, daß er daran nichts verpfusche. Liebt er aber die Prosa, so wird ihm eine nach urkundlichen Quellen verfaßte Geschichte von Sonnenburg gewiß alle Ehre machen und ihn unter die unsterblichen vaterländischen Schriftsteller einreihen.

Merkwürdig, daß es in Sonnenburg nicht geistert! Keine der alten Aebtissinnen wandelt dort um die Mitternachtsstunde als bleicher Schatten durch die

Ruinen — und sie hätten doch wol auch nach dem Tode noch einiges abzubüßen gehabt, die guten Nonnen! Wie mir ein mehr als achtzigjähriger Mann in St. Lorenzen versicherte, waren sie den Freuden des Lebens nicht gram und sollen sogar, man denke sich nur, im Fasching ausgefahren sein. Nur der Teufel soll, wie erwähnt, nachts auf einem großen Steine sitzen, doch auch davon will das Volk heute nichts mehr wissen. Ein älterer Mann, welchen ich ohne Arg darum ausforschen wollte, nahm mir die Frage so übel, daß er das Gespräch sogleich abschnitt, mir den Rücken kehrte und zornig brummend seiner Wege ging. Solche trübe Erfahrungen kann ein harmloser Freund schöner Volkssagen in Gegenden machen, wo die moderne Aufklärung um sich zu greifen anfängt. Es blieb mir bei meinem Fiasko nichts übrig, als die Schuld davon auf die skeptischen Gesichter meiner Begleiter zu schieben.

Nichts als Ruinen und Verfall in der alten einst so schönen und berühmten Sonnenburg! Sic transit gloria mundi! — —

V.

Ueber Ursprung und Fortgang der rhätischen Namensforschung.

Wissenschaftliche, namentlich etimologische Räthsel sind Dinge, bei denen man eine eigene freie Meinung haben kann, ohne darum, wenn die einmal gebildete Ansicht nicht die richtige ist und ein anderer es besser trifft, schon Ehre und guten Namen oder gar Leib und Leben zu verlieren.

Wir lesen in alten Sagen von Heldenjungfrauen, welche sich dem Joche des Mannes nicht beugen wollten und verwegenen Freiern drei Räthsel vorlegten; wurden diese nicht gelöst, so verloren die unglücklichen Brautwerber ohne weiteres ihr Leben. Wäre die Urgeschichte der Länder und Völker auch eine solche Heldenjungfrau oder eine Sphinx im altgriechischen Stile — viele Hunderte von Forschern wären in ein zu frühes Grab gesunken, ohne der Welt in bändereichen Werken ein Denkmal ihres Fleißes, ihrer tiefen Studien und ihres gelehrten Eigensinnes zu hinterlassen. Auch der Verfasser dieser Skizze — ich mag es kaum ausschreiben, es muß mich billig schon grausen, wenn ich nur daran

denke — auch er läge in diesem Falle vom Schutte begangener Sünden bedeckt längst schon im kühlen Grabe.

Im größern Theile Tirols sitzt eine deutsche Bevölkerung, welche nicht weiß, was die Namen bedeuten, welche sie meistentheils dem Lande, den Städten, Märkten, Dörfern, Weilern und Gehöften, den Thälern, Flüssen und Bächen, den Bergen, Alpen, Wäldern, Feldern und Wiesen zu geben gewohnt ist. Unzählige haben solche Namen täglich ausgesprochen, haben gelebt und sind gestorben, ohne daß ihnen das Fremdartige an denselben auch nur einmal aufgefallen wäre. Manchen andern ist es aber doch aufgefallen; nur hat es ihnen gar kein Kopfweh verursacht, wenn sie es nicht verstanden. Einen Sinn mußten diese seltsamen Namen doch einmal gehabt haben — aber welchen denn? Darüber konnten die Gelehrten sich zanken.

Daran war kein Zweifel, die vielen seltsamen Namen im Lande mußten der Sprache einer früheren ganz anders gearteten Bevölkerung, der vordeutschen, vielleicht gar der vorrömischen angehören. Diese vorrömische Bevölkerung waren die Rhäter.

Sobald man in Tirol anfing, sich für die Nationalität der Ureinwohner Rhätiens zu interessiren, mußte man, da man sie doch nicht wol zu Autochthonen machen und auf den Bäumen der einstigen Urwälder gewachsen sein lassen konnte, darauf bedacht sein, sie schon der Hausehre halber in einer anständigen Familie unterzubringen. Am ehesten, schien es den meisten

Tiroler Gelehrten, konnten die Rhäter Kelten sein. Einerseits gab es ja in Europa einst überall Kelten; warum sollten sie in Rhätien gefehlt haben? Anderseits waren die Kelten ein Volk mit Eigenschaften, welche zu jenen der Tiroler trefflich stimmten. Man vergleiche nur einmal das keltische Hauptland Gallien mit Tirol. Dort wie hier ursprünglich eine Menge von kleinen Völkerschaften; dort eine aristokratische Verfassung mit der mächtigen Priesterkaste der Druiden, in Tirol von jeher Dinasten, Ritter, Herrn und eine mächtige Priesterschaft; in Gallien einzelne bevorzugte Stämme, wie die Aeduer, Allobroger u. s. w., in Tirol auch heute noch vom Himmel vorzugsweise begnadete Völker, wie die Passeirer mit ihren alten Schildhöfen, die Burggrafenämtler mit ihren schönen Schützenfahnen, die Kalterer mit ihren reichlichen Kirchenwundern und ihrem Seewein; die Gallier dem Götterdienst sehr ergeben, die Tiroler nicht minder fromme Leute, — kurz, eine Menge ähnlicher Züge. Auch die keltischen Irländer standen und stehen gegen den Anglikanismus als eben so feste Säulen, wie die Tiroler gegen den deutschen Protestantismus, freilich erst, nachdem die Gegenreformation sie mit kräftigen Mitteln und vielen Aderlässen von ihrer Hinneigung zum Lutherthume geheilt hatte. Im 16. Jahrhundert hatten sich nämlich die Tiroler neuerungssüchtig gezeigt, aber sind die Gallier nicht auch immer rerum novarum cupidi gewesen, wenn wir auch nichts davon gelesen haben, daß unter den Druiden einmal unkluger Weise ein

Martin Luther aufgestanden wäre? War es vielleicht Humor der Geschichte, daß die modernen Gallier 1809 gerade von den Tirolern einige Male mit Schmach und Prügeln zum Lande hinausgejagt wurden, wofür sie dann freilich wieder, das Mißverständniß fortsetzend, uns den Andreas Hofer und unterschiedliche andere Landsleute, die sich erwischen ließen, erschossen, statt ihnen aus alter keltischer Stammfreundschaft das Ausruhen auf Lorbern zu gönnen?

Es war daher wol geheime Herzenssimpathie, welche in Tirol so Manchen dazu gebracht hat, die alten Rhäter für Kelten zu halten. Diese Keltomanen waren ihrer Sache so gewiß, daß sie Widerspruch nicht vertragen konnten. Cassian Anton Roschmann, um ein Beispiel anzuführen, läßt in seiner Geschichte von Tirol zunächst alles Land südlich vom Brenner keltisch gewesen sein; daß alle gegen Mittag gelegene Alpen blos von keltischen Völkern bewohnt oder vielmehr ursprünglich angebaut worden seien, werde ihm, sagte er, kein Erdbeschreiber oder Geschichtforscher läugnen, außer er wage es, allen menschlichen Glauben umstoßen zu wollen (I. S. 25). Die Alpen nach Norden und Vindelizien hin läßt er von den Tektosagen, also auch von Kelten bewohnt gewesen sein und die Völker gegen Aufgang, die Noriker und Taurisker — was konnten diese anders sein, als abermals Kelten? Die Ueberreste der keltischen Sprache findet er in den Orts-, Fluß-, Thal- und Bergnamen; fast alle einsilbigen Benennungen der Flüsse und Bäche in

Tirol dürfe man für keltische Stammwörter halten. Von keltischen Gebirgsnamen könnte er, wenn es nicht unnöthig wäre, „ein ganzes Alphabet" hersetzen. Den Tuskern, welche von den Galliern bei ihrer Festsetzung in Oberitalien in die Alpen gedrängt wurden, tritt er willig Graubündten als das eigentliche Rhätien ab; in Tirol aber können dieselben von den Galliern „aus gutem Willen" höchstens einige Landstriche erhalten haben, auf welchen ihnen nichts übrig blieb, als „die hetrurische Verfassung, Sitten und Sprache" nach und nach gänzlich abzulegen und mit geduldiger Ergebung in ihr Schicksal in die sie umgebenden Gallier oder Kelten aufzugehen. Ein ähnlicher Keltomane war auch Vinzenz v. Pallhausen, ein Baier, welcher unter andern auch ein 1816 gedrucktes Werk über die von Verona durch Rhätien nach Augsburg führende römische Heerstraße schrieb. Nach ihm stammten die Bojer oder Baiern von den Galliern ab und brachten die mit griechischen Wörtern ganz angefüllte keltische Sprache aus Gallien nach Bojoarien, welches sich von Bregenz bis zum Kahlenberge und von den tridentinischen Alpen bis zur Donau, später bis zum Fichtelgebirge erstreckte, somit auch das heutige Tirol in sich begriff. Diese und andere Keltologen hätten wol mit Vergnügen einen Theil ihres Vermögens geopfert, um für die Unseligen, welche nicht gleich ihnen an das allein selig machende Keltenthum glaubten, Staatsgefängnisse oder Irrenhäuser zu erbauen.

Josef Frhr. von Hormayr bevölkert in seiner

Geschichte Tirols den größten Theil des heutigen italienischen Landesgebietes mit Euganeern, einem tuskischen Pflanzvolk, welches seinen Hauptort in Stonos, dem heutigen Stenico, gehabt haben soll. In das übrige Gebiet ließ er tuskische und gallische Flüchtlinge sich theilen, ohne bestimmte Zwischengränzen unterscheiden zu wollen. Der Oberwalder Dialekt in Graubündten galt ihm als der „treueste Rest der hetruskischen Sprache." Josef Thaler theilt in seiner Landesgeschichte friedliebend die ersten Bewohner Tirols in drei Gruppen, nämlich Rhäter oder Rasener, entweder keltischen oder pelasgischen Stammes, in Keltogallier, welche hauptsächlich Nordtirol bevölkerten und in Ueberreste der alten Cimbern in Südtirol, mit welchen aber die neuen Cimbern, nämlich die heute nur noch zum kleinen Theile deutschen Bewohner der Gebirge am untern linken Etschufer und im Vizentinischen nicht verwechselt werden dürfen.

Durch Niebuhr erhielt die rhätische Frage ein anderes Aussehen. Er betrachtet als ursprüngliches Alpenvolk die Rasener, welche zum Theile aus ihrem Ursitze nach Süden zogen und die Tyrrhener, nach ihm ein in Etrurien autochthones, nach Otfried Müller aber ein dort eingewandertes pelasgisches Volk, unterjochten, so daß aus der beiderseitigen Mischung die Etrusker erwuchsen. Niebuhrs Ansicht wurde auch von Rudolf Kink in seinen „Akademischen Vorlesungen über die Geschichte Tirols" angenommen; nur gibt Kink zu, daß sich die eingewan-

derten italischen Gallier in Tirol in die Seitenthäler der Sarka und des Chiese „zur Sicherung ihrer Grenzen im Gebirge“ eingedrängt haben. Dabei ist denn diese Frage bis heute stehen geblieben, denn der neueste Verfasser einer Geschichte Tirols, Josef Egger, läßt die Frage, ob die Rhäter Etrusker oder Kelten waren, unentschieden. Selbstverständlich nehmen die Keltologen auch in neuerer und neuester Zeit Rhätien noch immer für die Kelten in Anspruch, wie z. B. Zeuß und Dieffenbach; in förmliche Tobsucht gegen die „Etruskomanie“ verfiel der bekannte Keltomane Matthias Koch, welcher hinter derselben sogar Parteinahme für die Annexion Südtirols an Italien witterte*).

Die Lösungsversuche der Frage, aus welcher Sprache denn die vielen seltsamen Namen in Tirol stammen, mußten sich natürlich als nächste Ausflüsse der Ansicht über die Nationalität der Rhäter verschieden gestalten. Wer dieselben für Kelten hielt, für den waren auch diese Namen keltisch und fand die Erklärung keine Schwierigkeit. Man suchte einfach irgend ein ähnliches altgallisches, bretonisches, gälisches, irisches

*) Irgend eine Bedeutung in nationalpolitischem Sinne kann die rhätische Nationalitätsfrage und Namensforschung nicht haben. Wenn der Romanismus einst weit über den Brenner herausging, reichte dafür auch das Deutschthum viel weiter als heute nach Süden, wie Steub in seinen „Herbsttagen in Tirol“ mit köstlichem Humor dargelegt hat. Verlust und Gewinn gleichen sich auf beiden Seiten so ziemlich aus.

oder hochschottisches Nomen und erklärte daraus, was zu erklären war. Um Grundbedeutung, Ausbildung und Ableitungsformen dieser Wörter kümmerte man sich nicht; sie wuchsen einmal ans bald so bald anders, gerade, schief oder bucklicht, und in manchen Fällen konnte man sie auch zusammenwachsen lassen, wie Zwiebelblätter, wie z. B. in Barbian: bior Wasser, bi klein, ion Ort, also „Wasserkleinort" oder in Lienz: lu klein, ean Wasser und dun Burg, also „Kleinwasserburg" u. s. w. Etwas wurde immer daraus; ex quovis trunco fiebat Mercurius. Geradezu eine komische Wirkung erregt die Wahrnehmung, wie viele verschiedene Stammwörter keltisch „Wasser", besonders „fließendes Wasser" bedeuten, weßhalb denn ein Keltomane, welcher schließlich als Erzfeind alles Deutschen unter die Mitarbeiter eines feudalen österreichischen Blattes gerieth, eine Menge bairischer Orte zu keltischen „Wasserburgen" machen konnte und so seine eigenen Leser undankbarer Weise förmlich ersäufte. Selbst gut verständliche deutsche aber zusammengesetzte Namen mußten zu Tautologien werden, in denen der erste Theil keltisch, der zweite aber eine deutsche Erklärung oder ein Anhängsel sein sollte. Wenn es z. B. einen Katzenbach, einen Goldbach, einen Brandberg, einen Lichtenberg, einen Roßkopf und dergleichen gibt, so liegen die keltischen Wörten coti = Wald, gol = Bach, bran = Berg, leachdan = Bergesabhang, ros = Vorgebirge und Landzunge diesen Bildungen zu Grunde. Uns armen Deutschen

lassen die Keltomanen überhaupt so viel wie nichts Eigenes mehr übrig; sie ziehen uns erbarmungslos bis auf's Hemd aus und mißgönnen uns selbst die Haut, deren wir auch im Hochsommer doch nicht wol entbehren können. Sogar die liebevolle heilige Mutter Kirche muß als einstige Volksbildnerin, so unlieb ihr dies auch sein mag, den Kelten einen guten Schritt aus dem Wege gehen. „Die Anfeindung der Celten," sagt Matthias Koch in seiner Schrift „Ueber die älteste Bevölkerung Oestreichs und Baierns" (Leipzig 1856, S. 102), „wird äußerst lächerlich, wenn man bei einigem Eindringen in die Zustände Deutschlands wahrnimmt, daß sie, nicht die Germanen, die Keime der Gesittung auf vaterländischem Boden ausstreckten und in allen Verhältnissen sie Wissen und Bildung vertraten. Dieses bisher dem Christenthum allein beigemessene Verdienst gebührt zu gutem Theil den römisch-celtischen Völkerresten."

Wer aber die Rhäter für Etrusker oder Rasener ansah, für den mußten die seltsamen Namen aus der etruskischen Sprache stammen. Allein diese war selbst ein Räthsel und ist es ihrem Wortstoffe nach bis heute geblieben. Während die Kelten z. B. für Bäche und Flüsse eine solche Wörterfülle besaßen, daß sie leicht alle fünf Welttheile mit dem Nothwendigen hätten versehen und das Beste doch noch immer für sich behalten können, weiß man nicht einmal, was im Etruskischen einfach „Wasser" heißt, und bleibt der Wissensdurst, den die Keltologen so ausgiebig stillen, gänzlich

ungelöscht. Doch, da waren ja die Ueberreste der alten rhätischen Sprache in Gröden und Enneberg und in Graubündten, auf deren Erforschung man anfangs große Hoffnung setzte. Vergebens, denn die Nachforschung ergab, daß man es da nur mit romanischen Mundarten zu thun habe und obwol man auch dann noch berechnen wollte, daß von je hundert ladinischen Wörtern zehn bis fünfzehn „rhätisch" seien, so ist es doch allem Forscherfleiß und Etimologenwitz bis jetzt nicht gelungen, dieses spezifisch Rhätische auch wirklich nachzuweisen.

Demungeachtet wurde der Versuch gemacht, die räthselhaften Namen Tirols in ihrem formalen Zusammenhang mit der etruskischen Sprache zu beleuchten. Der Mann, welcher dieses unternahm, ist für Tirol als Schriftsteller überhaupt von solcher Bedeutung, daß es geboten erscheint, auch über sein Leben und seine Schriften hier einiges vorauszuschicken.

Ludwig Steub wurde am 20. Februar 1812 zu Aichach in Oberbaiern geboren und kam 1823 nach München, wo er am Gymnasium und später an der Universität seine Studien machte. Von der Philologie, die er eine Zeit lang betrieb, ging er zur Rechtsgelehrsamkeit über. Es war kein Unglücksstern, welcher den jungen geistig und körperlich kräftigen Mann im Alter von 22 Jahren im Jahre 1834 nach Griechenland führte, wo er anfangs als Beamter der Regentschaft in Nauplia, später beim Staatskanzleramte in Athen bis 1836 weilte. Hier erschloß sich

dem Jünglinge eine neue Welt; aber besonderes Gefallen scheint er an den Enkeln der Marathonomachen, obwol er noch heute gern bei gutem Anlasse in ihrer Sprache redet, nicht gefunden zu haben. Schon 1836 kehrte er — natalis soli dulcedine ductus — wieder nach München zurück, wo er 1845 zum Rechtsanwalt, 1863 zum Notar ernannt wurde. Er weihte sich jedoch nicht ausschließlich dem Dienste der blinden Göttin, sondern verwendete seine freie Zeit auf ethnologische Studien und auf die geschmackvoll humoristische und geistreiche Darstellung und Schilderung des Volkslebens und der Cultur in Baiern und Tirol. Ueber Antrag des bekannten Friedrich Thiersch wurde er 1844 zum Ehrendoktor der Universität München ernannt und wäre, wie er an einer Stelle seiner Schriften selbst launig mittheilt, damals bei einem Haar auch Hofrath geworden.

Seit 1842 sind wol wenige Sommer verflossen, in welchen Steub Tirol nicht betreten hat. Er hat des Landes Naturschönheiten fast alle gesehen und ist durch nahezu alle seine Thäler gewandert von Kufstein bis Riva, von Luserna, dem am weitesten nach Süden gelegenen von seiner Hochwarte über dem Astikoflusse weit nach Italien hineinschauenden deutschen Dörflein bis an den Arlberg. Er kennt, wie wenige, das Volk oder eigentlich die Völker von Tirol mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, in allem ihrem vielfachen Sinnen und Trachten. Matthias Koch hat zwar in ihm einen Mann gewittert, welcher in Tirol für bairische Ge-

sinnung Propaganda mache, aber nicht einmal die vaterländische Polizei, welche in den Fünfziger Jahren doch sehr glaubensstark war und ähnliche Winke gern beachtete, hat dem verbissenen Todfeind der Etrusker Glauben geschenkt und unserm Steub auf seinen Wanderungen nie Hemmnisse bereitet noch seiner Tugend Fallstricke gelegt. Das alte Bajuvarenthum liebt Steub allerdings im Lichtglanze idealer Verklärung anzuschauen und seinen alten Geist und seine urwüchsige Kraft sich zu vergegenwärtigen, aber mit Recht; denn einem Volksthum, welches so weit in die österreichischen Alpen hinein gleich einem mächtigen Riesenstamme seine starken grünen Aeste trieb, kann man Achtung und Bewunderung nicht versagen. Bis heute haftet an diesem politisch zweigetheilten Stamme eine urwüchsige physische Kraft, allein geistig, sagen wir es offen, ist er in der klerikalen Zucht verkrüppelt und verkümmert und seine nationale Triebkraft hat er dem Romanenthum gegenüber schon seit einigen Jahrhunderten wieder eingebüßt. Ueber die sehr dunkeln Schattenseiten des heutigen altbairischen Volkscharakters hat Niemand ein so scharfes Urtheil gesprochen, wie eben Steub selbst. Er hat auch viel Tirolisches geschrieben: außer seinen rhätologischen unten zu erwähnenden Schriften sind hier zu nennen: „Drei Sommer in Tirol" (die erste Auflage 1846, die zweite in Stuttgart bei Cotta 1872), „Herbsttage in Tirol" (München 1867) und „Kleinere Schriften" (Stuttgart 1872—1875, vier mäßige Bände, von welchen

der dritte unter dem Titel „Tiroliſche Miszellen“ ausſchließlich Tiroliſches enthält). Steub's Schriften zeichnen ſich durch lebendige Unmittelbarkeit und Anſchaulichkeit der Schilderung, welche überall auch Geſchichtliches gern heranzieht und durch unverwüſtlichen oft köſtlichen Humor aus; ſie ſind ein Schatz, welcher jedem Freunde und Liebhaber der vaterländiſchen Literatur werth und theuer ſein muß.

Bei ſeinem Aufenthalte in Tirol im Sommer 1842 übten die vielen fremdartigen Namen auf Steub einen großen Reiz; er glaubte, wie er ſagt, in ihnen die letzten Worte längſt untergegangener Völker zu hören und es war ihm, als müßte ſich dem, der ihre Sprache verſtehen lernte, ein großes Geheimniß aus uralter Geſchichte erſchließen. Nach München zurückgekehrt konnte er dem Triebe, die Löſung des Räthſels zu verſuchen, nicht widerſtehen und wandte ſich zuerſt um Aufſchluß an das Keltiſche. Allein bald erkannte er, daß damit nichts auszurichten ſei, und ging zum Etruskiſchen über, in welchem er volle Befriedigung fand. Als Frucht ſeiner Studien erſchien 1843 in München ſein Buch „Ueber die Urbewohner Rätiens und ihren Zuſammenhang mit den Etruskern.“ Er ſtellt darin nach einer Einleitung zuerſt eine Unterſuchung über die auf Grund vorangegangener Forſchungen Lanzi's und anderer als ſolche erkenntlichen etruskiſchen Eigennamen an und thut dar, daß ſie einen erſtaunlichen Reichthum an Ableitungsformen, außerdem aber auch Zuſammenſetzungen auf-

weiſen. Von da kommt er zur Erkenntniß des Hauptgrundſatzes, welcher urſprünglich die etruskiſche Sprache beherrſchte, daß ſie nämlich nie zwei Conſonanten auf einander folgen ließ, ſondern überall Vokale dazwiſchen ſchob. Sodann werden an einer großen Menge von Beiſpielen die Veränderungen nachgewieſen, welche einzelne Laute im Durchgange aus der rhätiſchen durch die lateiniſche, romaniſche und deutſche Sprache erlitten haben. Darauf folgt die Analiſe einer großen Anzahl von Namen, welche ſich ſämmtlich auf dem Gebiete des alten rhätiſchen Idioms vorfinden. Hiebei wird zuerſt der etruskiſche Stamm, als deſſen Ableitungen die betreffenden Namen erſcheinen, unter Anfügung einiger belegbarer etruskiſcher Ableitungsformen vorausgeſchickt z. B. CAL — Cale, Calu, Calisa, Calunei, Clumnei. Namen: Galina, Schöllenen, Kelmen zu Caluna, — Klariden, Glaureut, Gallreide, Gallruth zu Caluruta u. ſ. w. Schließlich werden alle behandelten Namen unter Voranſetzung des Stammes und der entſprechenden etruskiſchen Ableitungsformen, in welchen das Prinzip der vollſtändigen Vokaliſirung der Bildungsſilben allenthalben durchgeführt iſt, in ein zwanzig Seiten umfaſſendes alphabetiſches Verzeichniß zuſammengeſtellt z. B.

PAT
Patuna Padaun, Val Patan, Patna
Patunua Patnue
Patunala Patnal
Patunuana Patnaun, Patznaun u. ſ. w.

Eine Fülle von gelehrten und ortskundlichen Kenntnissen, den Früchten umfassender Studien, zeichnet diese Schrift Steubs aus. Professor Josef Daum, welcher dieselbe in seiner 1853 im Innsbrucker Gymnasialprogramm enthaltenen trefflichen Abhandlung „Zur tirolischen Alterthumskunde" eingehend erörterte, spricht von einer „Fülle von Gehalt, der uns über die Originalität, ja Genialität der Combination staunen macht." Auch Sprachforscher von Fach und Auszeichnung haben Steub's Leistung anerkannt. Welches auch immer das schließliche Endergebniß der rhätischen Namensforschung werden mag, gewiß bleibt, daß Steub als eigentlicher Urheber und Vater derselben genannt und seine eben besprochene Schrift als Grundstein derselben betrachtet werden wird.

Steub hatte mit dieser seiner Schrift darin zu weit gegriffen, daß er dem Romanismus auf dem Gebiete der fremden Namen in Tirol fast gar kein Zugeständniß gemacht hatte. Bei der Fortsetzung seiner Studien erkannte er dies selbst bald nach dem Erscheinen seines Buches und war bestrebt, zuerst 1844 in der „Allgemeinen Zeitung", dann im Buche „Drei Sommer in Tirol" und in einer längern Abhandlung, welche 1850 in den „Münchner gelehrten Anzeigen" erschien, von dieser seiner „Bekehrung", wie er es selbst nannte, Meldung zu thun. Schon 1844 hatte auch Betgmann in seiner Schrift über die Walser bei einer Musterung der Vorarlberger Namen gegenüber Steub's rasenischen Bildungen die romanische Ableitung mit Geschick vertreten.

In den Jahren 1845 und 1846 ließ Pfarrer Josef Thaler zu Kuens bei Meran im 11. und 12. Bande der „Neuen Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg“ seine Abhandlung: „Tirols Alterthümer in dessen geographischen Eigennamen“ erscheinen. Er setzt für die Entstehung der Ortsnamen überhaupt fünf Perioden, nämlich die vorrömische, römische, romanisch-deutsche, mittel- und neuhochdeutsche an. Steub gegenüber behauptet er die Berechtigung der sprachlichen Deutung vieler Namen aus dem Keltischen, indem er zeigt, daß die raseniſchen Stämme Steub's auch im Keltischen vorkommen. Er führt auch eine Anzahl von Wörtern an, welche sich in deutschtirolischen Mundarten vorfinden und sich in Bezug auf ihre Wurzeln weder aus dem Altdeutschen, noch aus dem Lateinischen oder Romanischen erklären lassen. Er untersucht dann eine bedeutende Anzahl von Namen nach gemeinschaftlichen Stämmen und schließt mit einem längern Verzeichniß geographischer Namen aus dem Burggrafenamte. Thaler erklärt sehr viel, oft mit Glück, aus dem Romanischen.

Der in die rhätische Namensdeutung eingebrochene Romanismus bestimmte Steub, im Jahre 1854 sein zweites Buch: „Zur rhätischen Ethnologie“ (Stuttgart bei Scheitlin) erscheinen zu lassen. Er wiederholt darin seine frühere Behauptung der rhätischen Namensbildung aus einsilbigen Stämmen, schränkt aber die Zahl der rhätischen Namen stark ein und läßt der romanischen Deutung ihr Recht zu Theil werden,

indem er deren Formerscheinungen ausführlich bespricht und von Seite 82 bis 153 eine Ueberschau über viele Hunderte mit großem Fleiße gesammelter Ortsnamen aus Tirol und Vorarlberg mit beigefügter Deutung aus dem Romanischen hält. Am Schlusse des Buches folgt eine nach Wortstämmen alphabetisch geordnete Uebersicht der rhätischen Namensformen, welche er für aus dem Romanischen nicht erklärbar ansieht.

Schon im Jahre 1853 hatte auch der Benediktiner Pirmin Rufinatscha im Jahresberichte des Gymnasium von Meran, dessen Direktor er später war, eine lesenswerthe wenn auch nicht viel Neues bietende Abhandlung „Ueber Ursprung und Wesen der romaunschen Sprache" erscheinen lassen. Derselben ließ er 1863 und 1865 zwei Programmabhandlungen: „Zur Genealogie der Räter" folgen, eine fleißige Arbeit, deren Ergebniß aber ist, daß die Rhäter Kelten gewesen seien. Die versprochene Fortsetzung dieser Abhandlungen ist nicht mehr erschienen, weil der Verfasser inzwischen selbst vom Schauplatze des Lebens abgetreten ist.

Eine andere einschlägige verdienstliche und streng wissenschaftliche Abhandlung des Professors Dr. Albert Jäger erschien unter dem Titel: „Ueber das rhätische Alpenvolk der Breonen" (Wien 1863). Dieses Volk wird schon von Horaz unter dem Namen Breuni, später aber, zuletzt noch in einer Urkunde von 828 Breones genannt. Das Endergebniß der Forschung

Jägers ist, daß in den Breonen ohne Zweifel die keltischen Ureinwohner der mittleren Alpen zu erkennen seien, und daß dieselben vor der Einwanderung der tuskischen Rhäter die nach diesen benannten Alpen in voller Ausdehnung inne gehabt haben. Die Ortsnamen berührt Jäger nur in so weit, als ihm die mit Pre-, Pren-, Bran- u. s. w. beginnenden Orts- und Bergnamen Zeugniß für das Dasein dieses Volkes in verschiedenen Gegenden abzulegen scheinen. Der keltische Charakter dieser Breonen ist freilich nicht erwiesen, um so weniger, als Jäger selbst geneigt ist, ihr Dasein in den Alpen vor der Einwanderung nicht blos etruskischer, sondern auch gallischer Stämme anzusetzen, es wäre denn, daß sie in den europäisch-keltischen Urnebel hinein gesteckt würden.

Auch seither ist Einiges in die rhätische Namensforschung Einschlägige geschehen. Verschiedenes hat darüber wieder Steub selbst in den Anmerkungen der „Herbsttage in Tirol" und in zwei anfangs im Auslande (1872 Nr. 27, 28), dann in den „Kleinen Schriften" (III. S. 292 ff.) gedruckten Aufsätzen „Ueber rhätoromanische Studien", Vereinzeltes gelegentlich auch in andern Skizzen gebracht. In der Schweiz hat A. Gatschet vier Hefte „Ortsetymologischer Forschungen" (Bern 1865—67), in Italien Giovanni Flechia eine hundert Quartseiten starke Abhandlung über oberitalische Ortsnamen („Di alcune forme de' nomi locali dell' Italia superiore. Dissertazione linguistica," Turin 1871) erscheinen lassen. Von den

beiden bereits von Steub im ersten seiner Aufsätze über rhätoromanische Studien besprochenen Schriften beansprucht namentlich die letztere ein größeres Interesse, da sie mit wissenschaftlichem Ernste und auf Grundlage tüchtiger Studien gearbeitet ist und sich auf vier Namenskategorien mit den Ausgängen auf -ago, -asco, -ate und -engo beschränkt. Die auf -ago ausgehenden Ortsnamen wurden bisher von den Keltologen ausschließlich für keltischen Ursprung beansprucht; Flecchia hat gezeigt, daß dieses allerdings keltische Suffix auch von den Römern ungemein häufig in demselben Sinne wie -anum gebraucht worden sei. Auf die oberitalischen Ortsnamen mit dem Ausgang -engo, welcher dem deutschen -ing, -ingen entspricht, hatte früher schon Steub aufmerksam gemacht und dabei sehr auffällige gleiche Namen in Oberitalien und in Deutschland, z. B. dort Pozzolengo, Gottolengo, Ghislarengo, hier Pötzling, Göttling, Geiselhöring neben einander gestellt.

Wie die ganze Frage jetzt steht, ist es unzweifelhaft der Romanismus, welchem auf dem Gebiete der Namensforschung in Tirol noch das größte und wichtigste Stück Arbeit zufällt. Im Keltischen und Etruskischen will es noch nicht recht Tag werden. Hinsichtlich des erstern hat das bedeutendste Werk, die Grammatik von Zeuß, nach Steub's treffendem Urtheil nur gezeigt, „wie unendlich schwierig und dunkel jene Sprache ist, aus der heraus man nur so tändelnd deuten wollte." Für das Etruskische hat auch Corssens

jüngstes großes Werk nicht so viel leisten können, daß die gewonnenen Ergebnisse, nämlich Personennamen, Wörter, die sich auf Tod und Grab beziehen und grammatikalische Formen, für rhätische Namensforschung irgendwie verwerthet werden könnten. Es muß also zunächst auch hier wieder der Lebende Recht behalten und dieser ist eben der Romanismus, obwol manches seiner Glieder längst abgestorben, manches erstarrt und gelähmt, manches aber stark verändert und verjüngt erscheint.

Man darf diesen Begriff nicht zu eng fassen und sich namentlich nicht der Ansicht hingeben, als habe es in Rhätien jemals, etwa in den ersten Jahrhunderten nach der römischen Eroberung eine Epoche gegeben, in welcher kunstgerecht schriftlateinische Ortsnamen gebildet wurden. Der Romanismus läßt sich sprachlich nicht aus einander reißen noch in verschiedene bestimmte Perioden trennen. Es erleidet keinen Zweifel, daß unter der Römerherrschaft auch Rhätien, welchen Stammes auch immer seine frühern Einwohner sein mochten, allmälig eine neue hauptsächlich aus Italienern bestehende bunt zusammengewürfelte Bevölkerungsschichte erhielt, deren Sprache nicht die schriftlateinische, sondern die muthmaßlich mit einer Menge der verschiedensten dialektischen Eigenthümlichkeiten ausgestattete lingua rustica war, — eine Bevölkerung, welche an der Stelle der Rhäter oder doch neben ihnen sich ansiedelte und die Bodenkultur sowol umgestaltete als auch erweiterte. Sie brachte für vieles

eine andere Auffassung und daher auch andere Namen mit; zudem war sie die herrschende, die Rhäter aber waren die Besiegten, denen das vae victis nicht erspart blieb. Nach Dio Cassius hatte ja Tiberius aus dem volkreichen Rhätien die mannbare Jugend in Masse wegführen lassen. Es gibt meines Wissens auch keinen Historiker, welcher je daran gezweifelt hätte, daß die Romanisirung des Landes sich nicht schnell vollzog und es wird kaum Jemand der wolberechtigten Annahme widersprechen, daß schon vom dritten Jahrhundert n. Chr. an die rhätische Sprache so gut wie todt war oder, wenn sie ohnehin eine italische gewesen, sich unter dem mächtigen römischen Einfluß nur um so leichter völlig umgestaltet hatte. Rechnet man dazu die schweren gerade die alten Culturstätten treffenden Erschütterungen, welche Rhätien später in den Stürmen der Völkerwanderung erlitt, die endliche Germanisirung des größten Theiles desselben und die während derselben und seither tausend- und tausendfach eingetretenen Besitzveränderungen, so darf man aus Allem unbedenklich den Schluß ziehen, daß die Zahl der noch bis heute erhaltenen ursprünglich rhätischen Namen im besten Falle nur eine ziemlich geringe sein kann, so zähe auch Ortsnamen zu haften pflegen. Freund Steub will mir zwar diese Ansicht schier verargen; allein zur Vermeidung etwaiger weiterer Mißverständnisse will ich bemerken, daß ich einerseits die Genialität seiner auf die weitgreifendsten Forschungen und Sammlungen gestützten raseniſchen Namensanalise keinen

Augenblick verkenne, anderseits aber gerade in ihm den Mann bezeichnen muß, welcher selbst dem romanischen Prinzip in der Ortsnamensdeutung auf unserem Gebiete zuerst mit systematischer Strenge und wissenschaftlichem Geiste und bisher auch am weitesten zum Durchbruch verholfen hat. Nur ist die Aufgabe der romanischen Namensdeutung eine zu große und umfangreiche, als daß sie so leicht und so bald erschöpft und bewältigt werden könnte.

Noch sind auch für Tirol nicht alle Vorarbeiten geliefert, welche es ermöglichen, die fraglichen Räthsel, so fern sie romanisch sind, in raschem Zuge zu lösen. Wenn auch der Verfasser dieser Skizze den idiomatischen Wortstoff der wälschtirolischen Dialekte in seinem — bescheidenst zu erwähnenden — Buche: „Die romanischen Volksmundarten in Südtirol" (Gera bei Amthor 1870) so ziemlich erschöpfend an den Tag gefördert und dabei das Ladinische in weiter Ausdehnung berücksichtigt hat, so bleibt doch noch einem eingebornen Ladiner die Arbeit vorbehalten, den gesammten Wortvorrath der ladinischen Dialekte in Gröden, Enneberg, Ampezzo, Buchenstein und Fassa zu sammeln und lexikographisch zusammen zu fassen. Eine andere Arbeit, von welcher viel Stoffliches zu erwarten steht, haben die Herrn Prof. Dr. Ignaz V. Zingerle und Prof. Dr. Theodor von Inama-Sternegg begonnen, nämlich die Herausgabe der „Tirolischen Weisthümer", von denen der erste Band bei Braumüller in Wien bereits 1875 erschienen

ist. Derselbe umfaßt Unterinnthal und enthält schon eine große Zahl vorher kaum bekannter alter seltsamer Flur-, Berg-, Thal- und Bachnamen; noch viel reicher wird die Ausbeute in jenen Bänden ausfallen, welche Oberinnthal, Vinstgau und Südtirol umfassen werden. Endlich ist es unerläßlich, von Ort zu Ort die Namen, auch die deutschen, alle zu sammeln und ihre ältern urkundlichen Formen zu vergleichen, wobei vielleicht auch manche Lesart noch richtig zu stellen sein wird. Wie schwankend sind nicht die Formen vieler Ortsnamen in älterer Zeit gewesen! So kann es vielleicht möglich werden, noch zur Kenntniß mancher für die Namenserklärung hochwichtiger Lautgesetze zu gelangen, welche in den verschollenen aber sicher sehr mannigfaltigen und an Idiotismen reichen romanischen Mundarten einzelner Thäler und Gegenden einst geherrscht haben. Kommt dazu noch die fleißige und genaue Umschau auf allen außertirolischen Gebieten, wo einst Romanen gesessen sind oder noch sitzen, so wird auf dieser breitesten aber festen Grundlage die Namensdeutung, welche dann die höhere Bedeutung streng wissenschaftlicher Sprachforschung gewinnt, wesentlich erleichtert sein und werden sich gegebenen Falles auch jene Namen ausscheiden lassen, welche wie erratische Blöcke als Fremdlinge daliegen und nach allem menschlichen Verstande der Sprache der vorromanischen oder vordeutschen Einwohner angehören müssen. Wenn die romanische Arbeit gethan ist, kommt auch wieder einmal fröhliche rhätische

Kirchweihe für Raſenologen und Keltologen, welche bis dahin ſich noch durch Studien auf etruriſchem und auf gallo-bretoniſch-kymriſch-hiberniſch-ſchottiſchem Gebiete die rechte Kräftigung holen mögen. Bei rhätiſchem Weine kann dann, wenn es kein rhätiſches Räthſel mehr gibt, die allgemeine Verſöhnung gefeiert werden: Romaniſten, Germaniſten, Raſenologen und Keltologen fallen ſich in die Arme und beſchwören, indem Matthias Koch's verklärter Geiſt in der Lichtgeſtalt eines alten Druiden ſelig lächelnd über ihnen erſcheint, den Bund ewiger Liebe und Freundſchaft.

Ach, wenn wir's nur auch noch erlebten und dabei ſein könnten! Aber — ars longa, vita brevis. —

VI.

Aus der Zeit des letzten regierenden Fürstbischofs von Trient (1776—1800.)

Eine kurze Strecke westlich hinter Deutsch- und Wälschmetz klafft in der Kalkgebirgskette des rechten Etschufers eine tiefe bis zum Niveau der Etschthalebene niedergehende Spalte und bildet eine Felsenschlucht, welche den Namen Rocchetta-Paß führt und aus welcher der Nocefluß mit allen seinen auf einem weiten Umkreis von hochansteigenden Bergen allmälig gesammelten Gewässern hervorbraust. Wenn diese großartige Spalte erst durch Erosion entstanden ist, so mag man schier bedauern, nicht schon vor einigen hunderttausend Jahren als sprunggewandter Darwin'scher Urmensch einige Touristentage hier durchgelebt zu haben; denn der See dahinter muß großartig schön gewesen und kann die Sonne selbst nie müde geworden sein, ihr leuchtendes Bild — damals war sie selbst auch noch jünger und vielleicht ohne Flecken — tagtäglich aus den blaugrünen Fluten desselben dem Himmel und der Erde zu gleicher Freude sich widerspiegeln zu lassen.

Als die Römer Rhätien eroberten, fanden sie den

schönen Bergsee nicht mehr, denn derselbe war längst abgelaufen und der Nonsberg oder Anaunia schon fertig geschaffen als rasch ansteigende vom Noce und seinen Nebenflüssen tief durchfurchte bunt gestaltete Hochebene. Auch ein Volk wohnte dort, die Anauni, welchen Kaiser Claudius im Jahre 46 nach Christus, wie eine 1869 auf den schwarzen Feldern bei Cles, dem Hauptorte des Nonsberges, gefundene Broncetafel mit höchst interessanter Inschrift bezeugt, das von ihnen schon durch einige Zeit usurpirte römische Bürgerrecht zwar in krausen lateinischen Perioden, aber doch aus kaiserlicher Gnade und daher wahrscheinlich auch, weil die Nonsberger schon von Alters her sich lieber zahlen lassen, als selbst zahlen, mit Nachsicht der Taxen verlieh, obwol es ihm dabei vorkommen wollte, als seien diese Anauni nicht richtigen römischen Ursprunges („tametsi animadverto, non nimium firmam id genus hominum habere civitatis Romanae originem"). Diese wahrscheinlich von ihrer heidnischen Priesterschaft stark beeinflußten Anauni blieben lange Zeit konservative starrköpfige Heiden, bis sie durch die Gnade des Himmels allmälig in so gute Christen verwandelt wurden, daß sie selbst nahe und ferne Bischofsstühle der Christenheit, namentlich wenn auch weltliche Macht und Herrschaft dabei war, mit zahlreichen Mitbürgern zu zieren im Stande waren. Nach allerlei Geschicken während des Mittelalters waren sie in den letzten Jahrhunderten zum Theile fürstbischöflich tridentinische, zum Theile, nämlich soweit sie der kleinen Grafschaft

Flavon oder Pflaum und den Gebieten von Spaur, Belfort und Castelfondo angehörten, landesfürstlich tirolische Unterthanen, in diesem Jahrhunderte aber, sobald es mit Napoleon zu Ende war, nur mehr Tiroler. Sie wuchsen und vermehrten sich in dieser langen Zeit so stark, daß der Boden sie bei weitem nicht mehr alle ernähren kann und daß sie daher zu Tausenden nach deutschen und italienischen Ländern auf Arbeit und Erwerb ausziehen. Jedoch bleibt ihnen auch in fernen Landen die Heimat an's Herz gewachsen, obwol in derselben selten Reichthum und Wolstand, meistens nur bittere Noth wohnt und ein gewöhnlicher deutscher Bauer, welcher einmal in der Woche seine Speckknödel mit Sauerkraut und an Sonn- und Festtagen von dem jährlich in das Haus geschlachteten Rinde sein Selchfleisch ißt, neben dem Nonsberger, bei welchem Schmalhans Küchenmeister ist, schon als Schwelger und Prasser erscheint.

Was hat aber der Nonsberg mit dem letzten regierenden Fürsten von Trient zu schaffen? Sehr viel; denn derselbe, Peter Vigil Graf von Thun, war eben ein Nonsberger, nur nicht ein schmal abbeißender, sondern, wenn der Titel nicht trügt, einer, der reichlich zu leben und auch für die Armen zu Zeiten noch etwas übrig hatte. Im Nonsberg nicht weit hinter der Rocchetta rechts liegt das weitausschauende schöne Stammschloß seines hochadeligen Geschlechtes, seine Heimat, obwol er nicht dort, sondern in Trient am 13. Dezember 1724 geboren war. Dort

oben schloß er auch, müde des Lebens und der Herrschaft, niedergebeugt von den schweren Stürmen der ihm unverständlich gewordenen neuen Zeit, als fünf und siebzigjähriger Greis am 17. Jänner 1800 seine sterblichen Augen und nahm das weltliche Fürstenthum Trient in sein Grab mit.

Wir dürfen es den Genealogen überlassen, etwa, wenn es noch zur Befriedigung unersättlicher Wißbegierde nöthig sein sollte, endgiltig auszumachen, woher die großmächtigen Herrn von Thun und Hohenstein gekommen — ob aus der Schweiz oder, eines Stammes mit den Capizucchi, von Rom, oder ob sie am Ende wirklich, wie ein Diplom des Landesfürsten Leopold vom Jahre 1629 nach vorhandenen Dokumenten bezeugt, schon anno 388 n. Chr. mit dem hl. Vigilius in die gefürstete Grafschaft Tirol ihren feierlichen Einzug gehalten haben. Genug, daß wir erfahren, daß sie ihren Namen seit dem Ende des vierzehnten Jahrhundertes führen und sich in Tirol und zwar im Nonsberg selbst in die Linien vom Schlosse Thun, vom Schlosse Brughiero und von Castelfondo getheilt haben, außerdem aber eine sehr bekannte ältere Seitenlinie derselben seit ungefähr dritthalbhundert Jahren in Böhmen blüht. Wie jedes hochadelige Geschlecht hatten auch sie berühmte Männer, unter welchen besonders Sigmund von Thun zu nennen ist, welcher unter drei Kaisern Max I., Karl V. und Ferdinand I. von den Bischöfen von Trient zu den schwierigsten diplomatischen Geschäften verwendet wurde und auch

als Legat die kaiserliche Majestät auf dem Conzil zu Trient vertrat. Dabei fand er noch Zeit genug, auf die Vergrößerung der Macht und der Ehre seines Hauses pflichtmäßig bedacht zu sein und namentlich das Archiv desselben zu vermehren, welches im Stammschlosse befindlich nach den Worten seines Beschreibers, des Geschichtsforschers Thomas Gar, so reichhaltig und so wichtig ist, daß Niemand, obwol schon mehrere es trotzdem versucht haben, ohne dasselbe eine genaue Geschichte des Fürstenthumes Trient und der Grafschaft Tirol schreiben kann. Wohin konnten aber die Herrn von Thun, denen das Gute so nahe lag, mehr streben, als nach dem Fürstenstuhle und Bischofssitze von Trient, dem schönsten Ziele der Wünsche und des Ehrgeizes des wälschtirolischen Adels? In den ersten fünf Jahrhunderten des Bestandes des weltlichen Fürstenthumes, solange es ungeachtet seiner Zugehörigkeit zum heiligen römischen Reiche deutscher Nation ein viel umstrittener Zankapfel zwischen Norden und Süden, Kaisern und Päpsten, tirolischen Landesfürsten und der Republik Venedig war, gelang es freilich nur selten einem Herrn von einheimischen Adel, auf dem so lockenden und glanzvollen, aber mit eisernen Dornen reich gespickten Fürstensitze von Trient sich niederzulassen. Wir finden in jenen Zeiten Sprößlinge der verschiedensten nicht einheimischen adeligen Familien, wie Ortenburg, Lichtenstein, Freundsberg, selbst einen aus königlichem Blute entsprossenen Herzog Alexander von Masowien (1424—1446); auch

Patrizier von Mantua und Venedig neben andern deutschen Herrn minder hohen Namens und Ranges, wie Neydeck, Hinterbach, Hack u. a. als Fürsten und Bischöfe in Trient, wohin das Wechselspiel der hohen Politik sie schob. Nur mußten sie dann selbst fest sitzen und sich ihrer Feinde erwehren, wenn sie nicht von der jeweiligen Gegenpartei verjagt werden und im Exile sterben wollten. Erst vom sechzehnten Jahrhundert an wurde die tridentinische Fürstenherrschaft recht eigentlich eine weidlich ausgebeutete Domäne des wälschtirolischen Adels. Der erste war Bernhard von Cles (1514—1539), welchem in ununterbrochener Reihe (1539—1658) vier Herrn von Madrutz folgten. Ungern sah der letzte derselben, Karl Emanuel, sein Haus mit sich erlöschen; er wäre daher vom Fürstenstuhle gestiegen, um sich säkularisiren zu lassen und eine schöne tugendhafte und von ihm mit Gütern reichlich beschenkte Patrizierstochter von Trient, Namens Claudia Particella zu heiraten, wenn Rom nicht unerbittlich geblieben wäre. Darauf war der österreichische Erzherzog Sigismund Franz, Sohn der Claudia von Medicis, eine Zeit lang weltlicher Fürst von Trient, ohne vom Papste auch als Bischof bestätigt zu werden und ihm folgte ein Graf Ernst Albert von Harrach aus Böhmen; jedoch dauerte dieses Interregnum nur acht Jahre (1659—1667) und waren die folgenden regierenden Fürstbischöfe nur mehr edle Zweiglein wälschtirolischer Adelsgeschlechter. Aus der Familie Thun gelangte

als der erste Sigmund Alphons, 1668—1677 zur fürstlichen Würde; derselbe war zugleich Fürstbischof von Brixen, somit gewiß nicht das geringste unter den damaligen hohen Häuptern des deutschen Reiches. Von 1730 bis 1758 war Dominik Anton Graf von Thun Fürstbischof von Trient; im Jahre 1776 endlich setzte sich Peter Vigil Graf von Thun auf den fürstlichen Thron, welchen vor ihm schon die zwei eben genannten Herrn seines Geschlechtes mit dem Glanze ihrer Tugenden geziert hatten. Die Grafen von Spaur, deren gleichfalls nonsbergisches Stammschloß jenem der Thun auf kaum eine Meile südlich gegenüber liegt, finden wir in der Reihe der Fürstbischöfe von Trient nur mit Einem Angehörigen, Johann Michael (1696—1725) vertreten; dagegen haben dieselben dem Fürstenthume Brixen seit 1578 fünf Herrscher gegeben. Von den Thun ist noch zu erwähnen, daß überhaupt manche derselben hohe kirchliche Würden bekleideten und zwei derselben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte auch den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg einnahmen. Wer denkt dabei nicht auch an den Grafen Leo von Thun und das Konkordat? Die nationalen Simpathien der Herrn von Thun und Hohenstein gehören heute den Tschechen, Italienern und Deutschen zu so ziemlich gleichen Theilen an; sie pflegen aber in der Liebe wie im Hasse sehr entschieden zu sein.

Peter Vigil war ein rechtes geistliches Glückskind. Er war noch Gimnasiast, als er durch päpstliche

Verleihung schon eine Dompräbende erhielt; noch vor Vollendung seiner Studien wurde er Archidiakon in Trient und einige Zeit später, kaum 26 Jahre alt, Kanonikus in Salzburg. Als im Jahre 1763 in Trient eine Bischofswahl stattfand, konnte das Domkapitel auch in dreißig Wahlgängen bei fortwährender Stimmengleichheit zu keiner Entscheidung zwischen Peter Vigil und einem Grafen Trapp gelangen, so daß schließlich der Papst einen andern, nämlich den Grafen Christoph von Sizzo zum Bischof ernannte. Peter Vigil sollte 1773 Bischof von Lavant werden, schlug aber nach einigem Schwanken diese Stelle aus. Im Jahre 1775 wurde er auch Domdechant in Salzburg.

Als Christoph Graf von Sizzo gestorben war, bedurfte das Domkapitel von Trient im Jahre 1776 nur mehr einer einzigen Sitzung, um Peter Vigil, welcher damals zwei und fünfzig Lebensjahre zählte, zum Bischof zu wählen. Alles war darüber eitel Jubel und Freude; die Nonsberger waren vor allen glücklich und stolz und ihre Dichter ließen dem gefürsteten Landsmanne ihre „Nonesade“ d. i. Gedichte im Nonsberger Dialekte, entgegen fliegen. Die angesehensten Bürger von Trient legten sich die schönsten Festtagskleider an und ritten in stolzem prachtvollem Zuge dem neuen von Salzburg kommenden Fürsten bis Lavis entgegen, von wo sie denselben im Triumphe nach Trient führten. Durch fast acht Tage hindurch folgten Aufwartungen und Glückswünsche, Festgelage, Kanonendonner, Glockengeläute, Hochämter, Opera

baffa, Feuerwerke und öffentliche Volksbelustigungen. Dann trat der alltägliche Ernst des Lebens wieder in seine frühern Rechte ein, die Nonsberger hörten auf zu singen und gingen wieder ihrer Arbeit nach, Bürger und Volk von Trient wurden wieder nüchtern und blieben nur noch vom vielen Evvivaschreien durch einige Zeit heiser, Peter Vigil aber bekam endlich Ruhe, besann sich auf Ort und Zeit und fing an zu regieren.

Die Fürstenmacht der Bischöfe von Trient hatte mit der Zeit manche Beschränkungen erfahren. Dem Auslande gegenüber gehörte das Fürstenthum schon längst zu Tirol; ohne Wissen und Willen des Landesfürsten durfte der Bischof keinen Krieg anfangen, ja die Amtsleute und Unterthanen waren verpflichtet, gegebenen Falles dem Landesfürsten gegen den Bischof selbst zu dienen. Das Hochstift Trient stund mit Tirol in landständischem Verbande und gehörte dahin auch mit der Landesvertheidigung und dem Steuerwesen. Einer der ersten Regierungsakte Peter Vigils war der Abschluß eines Vertrages mit der Kaiserin Maria Theresia als der Landesfürstin von Tirol, nach welchem das Fürstenthum mit Tirol in Zoll- und Handelssachen nur mehr Ein Gebiet ausmachte und von der Landesfürstin an Peter Vigil die Jurisdiktion von Castello in Fleims gegen das Marktgericht Tramin und die Herrschaft Levico überlassen wurde. Dieser Vertrag erregte in Trient große Unzufriedenheit, weil man dort bisher an freie Ein- und Ausfuhr gewöhnt

war und den Verluſt von Tramin und Levico ſchmerzlich empfand; allein dem neuen Fürſtbiſchof war nur die Wahl freigeſtanden, entweder nachzugeben, oder ſeine Unterthanen Tirol gegenüber in Zoll- und Handelsangelegenheiten als Ausländer behandelt zu ſehen. Er hatte daher als kluger Mann von zwei Uebeln das geringere gewählt.

Kaum war dieſe wichtige Sache im Reinen, als auch die Republik Venedig ſich gegen das Fürſtenthum unliebenswürdig benahm. Bisher waren nämlich verurtheilte fürſtlich tridentiniſche Verbrecher, wenn ſie nicht auf heimatlichem Boden gehängt, geköpft, gerädert oder geviertheilt wurden, nach Venedig auf die Galeeren geſchickt worden; nun wollte aber die ſpröde Republik davon nichts mehr wiſſen. Peter Vigil ſah ſich daher genöthigt, für die Spitzbuben ſeines Staates ein Zuchthaus in ſeinem Lande zu erbauen und führte, um die Koſten dafür aufzubringen, das genueſiſche Lotto ein. Damit brachte er das Domkapitel gegen ſich in Harniſch; dasſelbe bat ihn, das Lotto nicht einzuführen, weil es höchſt verderblich ſei für das Volk, welches von der eiteln Hoffnung, durch eingebildeten Gewinn ſein Loos zu verbeſſern, verlockt ſein Vermögen blind der Leidenſchaft des Spieles hinopfern werde. Peter Vigil war um die Antwort nicht verlegen. Das Volk, erwiederte er, ſpiele ohnehin ſchon lange auswärts im Lotto; ſo blieben die Summen, welche außer Landes gingen, künftig wenigſtens im Lande und kämen dem für die öffentliche Ruhe und

Sicherheit so nothwendigen Zuchthause zu Gute. Uebrigens wünsche er nichts sehnlicher, als mit der Zeit andere Fonde zu finden, aus denen sich die Unterhaltskosten einer so wichtigen Staatsanstalt bestreiten ließen. Da das Domkapitel hinsichtlich solcher anderer Fonde mit seinem Latein zu Ende war, blieb das Lotto eingeführt und bestand bis 1797 fort. Auch der Magistrat von Trient lehnte sich dagegen auf, ließ aber, da Neuwahlen nahe waren, die Sache wieder fallen.

Zwei Dingen wendete sich Peter Vigil's Regierungssorge schon von Anfang an am meisten zu. Am 10. Dezember 1776 erließ er ein strenges Gesetz, welches die Jagd auf jede Art von Vögeln und Wild vom 1. März bis 15. August jedes Jahres bei Strafe von zehn Thalern für jeden einzelnen Uebertretungsfall unbedingt verbot. Durch zwei nachfolgende Verordnungen wurde dieses Gesetz noch verschärft; begründet wurde es durch „den sehr schweren Jagdunfug, welcher seit längerer Zeit eingerissen ist und offen auf die Vernichtung sowol der Vögel als des Wildes abzielt." Interessant ist es darin auch von Hirschen zu lesen; es sei, heißt es im Jagdgesetze, der Unfug eingerissen, zu jeder Zeit des Jahres die Hirsche zu tödten, weßhalb deren Fortpflanzung nur mehr sehr gering sei. Das fürstbischöfliche Jagdgesetz rettete aber den Fortbestand der Hirsche in Südtirol nicht, welche allerdings sehr interessante Thiere mit stolzen Geweihen und schön gebogenen Hälsen sind, aber von hohen Herrn

gehegt in verflossenen Jahrhunderten den Bauern oft genug ihre Saatfelder abgefressen und verwüstet und sogar den Zehent der Pfarrer nicht geschont haben. Nicht gleich zärtlich, wie gegen die Hirsche, war Peter Vigil gegen die Kinder Israels. Dieselben waren zwar nach der im Jahre 1475 vorgefallenen Ermordung des unschuldigen heiligen Kindes Simon von Trient aus dem ganzen Fürstenthume verbannt worden und mußten auf Durchreisen den gelben Judenfleck tragen, allein bis zum Jahre 1776 schien dieses Verbot einiger Massen in Abfall und Vergessenheit gerathen zu sein. Peter Vigil sprach nun in einer Verordnung vom 20. November 1777 „von sehr weisen Vorsichtsmaßregeln, welche in der Vergangenheit gegen die hebräische Nation getroffen worden sind, da dieselbe jedem Orte, absonderlich aber der Stadt Trient wegen der denkwürdigen schrecklichen Barbarei, mit welcher sie gegen den glorreichen Martirer und das unschuldige heilige Kind Simon gewüthet hat, verderblich ist," und verbannte neuerdings auf ewige Weltzeiten „dieselbe Nation und jeden ihr Angehörigen, welchen Geschlechtes er sei, nicht nur aus dieser Stadt und ihrem Bezirke, sondern auch aus der Stadt Riva und allen Schlössern, Flecken, Landstrichen, Dörfern und Gerichtsherrschaften des Fürstenthums." Kein Jude durfte sich im Fürstenthume aufhalten und mußte bei der eiligen Durchreise den gelben oder orangefarbigen Judenfleck in der Größe eines Thalers tragen; ja, in der weitern Gemarkung der Stadt Trient von Lavis bis Mattarello und von

Buco di Vela bis Levico war der gelbe Fleck allein nicht ausreichend, sondern der arme Jude mußte unbedingt einen Hut mit gelber Kuppe oder doch mit einer gelben Binde oder einem Tuche von derselben Farbe umwunden auf dem Kopfe haben und durfte denselben nie abnehmen, mochte er zu Land oder zu Wasser, zu Fuß oder zu Pferd, in offen zu haltenden Kutschen oder Tragsesseln reisen. Ließ sich ein Jude auf der Uebertretung dieses Gebotes ertappen, so zahlte er hundert Thaler Strafe, von welcher das erste Drittel der Kapelle des hl. Simon, das zweite dem fürstbischöflichen Fiskus und das letzte dem Angeber zukam. Es gab somit für das tridentinische Volk auch an durchreisenden Juden hie und da etwas zu verdienen. Von anderen Edikten sind Steuerverordnungen und die strenge Untersagung aller Hazardspiele*) bemerkenswerth.

Das Justizwesen des Fürstenthums lag sehr im Argen. Als Peter Vigil 1783 in Wien war, ermunterte ihn Kaiser Josef II., in seinem Fürstenthume eine neue den Anforderungen der Zeit besser entsprechende Gerichtsordnung einzuführen. Der gute Rath fand williges Gehör; der Fürstbischof kannte unter seinen Räthen einen Mann, welchem er die Ausarbeitung eines neuen Codex ruhig anvertrauen durfte. Dieser war der bereits rühmlich bekannte Franz Vigil Barbacovi von

*) Als solche werden bezeichnet: Faraone, Bassetta, Bassadieci, Erbette, i Dadi (Würfel), Lanzquenet (Landsknecht), Quindici, Rauschen, Färbeln, Trisacco und la Brenta. Als Strafe waren für jede Uebertretung 100 Ongari zu zahlen.

Tajo im Nonsberg, wo er am 11. November 1738 geboren war. Schon unter dem Bischofe Christoph Grafen von Sizzo war er Hofrath geworden und hatte sich besonders dadurch ausgezeichnet, daß er einen armen Geistlichen, Namens Kaspar Ziller, siegreich aus einem verwickelten Gewebe niederträchtiger Anklagen herausriß *). Im Jahre 1786 war die neue Gerichts-

*) Der Hergang der Sache war kurz folgender. Bartlmä Stancher, gräfl. Thun'scher Pächter zu Doß Tavon im Nonsberg, ein Taugenichts, hatte sein Vermögen verschwendet und sprengte, um Credit zu erhalten, das Gerücht aus, er habe einen Schatz von alten Goldmünzen gefunden. Die Herren von Thun hörten davon und da sie glaubten, daß der angeblich 24 Pfund schwere Schatz von Rechtswegen ihnen gehöre, machten sie gegen Stancher einen Prozeß anhängig. Derselbe gab vor Gericht an, den besagten Schatz um 2000 Gulden an den Frühmesser in Tavon Kaspar Ziller verkauft, das Geld aber nicht erhalten zu haben. Ziller wurde 1774 verhaftet, sogar in Ketten gelegt und nach vielen Prozeduren nach Roveredo in Gewahrsam gebracht. Die oberösterreichische Regierung theilte die Prozeßakten dem fürstbischöflichen Gerichte in Trient mit. Barbacovi deckte das ganze Lügengewebe auf; demungeachtet wurde Ziller vom Gerichte in Innsbruck als convictus ex indiciis verurtheilt — nach Barbacovi's eigenen Worten „ein schreckliches Beispiel der Gefahr, welcher zuweilen vor den Dienern der Themis selbst die Ehre, die Freiheit und das Leben der Menschen ausgesetzt sind." Nun gelangte die Sache vor die Kaiserin Maria Theresia selbst, an welche der Bischof Christoph ein von Barbacovi verfaßtes Schreiben richtete. In Folge dessen wurde nach nochmaliger Untersuchung der Sache Ziller vom obersten Gerichtshofe in Wien freigesprochen und ihm die gebührende Entschädigung zuerkannt, Stancher dagegen, welcher nun seine Schuld bekannte, zur Strafe gezogen.

ordnung, der Codex Barbacovianus, fertig und im Jahre 1788 führte Peter Vigil dieselbe im Fürstenthume ein, in welchem sie fast zwanzig Jahre lang in Geltung blieb. Die Einführung stieß jedoch auf einige Hindernisse.

Die Fürsten von Trient regierten als nahezu ganz absolute Herrn. Sie hatten ihren Hofrath, welcher aus dem Hofkanzler, drei Domherrn einschließlich des Domdechants, fünf weltlichen Rechtsgelehrten und dem landesfürstlichen Stadthauptmann nebst zwei Sekretären bestand; den Vorsitz führte der Fürstbischof selbst. In politischen und Regierungssachen hatten die Hofräthe nur eine berathende Stimme und der Fürst entschied selbständig; in Civil- und Criminalsachen dagegen galten, ohne daß der Fürst selbst sich daran betheiligte, nur die Stimmen der weltlichen Hofräthe. Gegenüber diesem Ministerium versuchte das Domkapitel, nicht zufrieden mit dem Rechte der Bischofswahl, auch zur Geltung zu kommen, nachdem es 1635 dem Bischof Karl Emanuel von Madrutz die feierliche Zusage abgenommen hatte, daß er in schwierigen und wichtigen Angelegenheiten immer den Rath, die Zustimmung und den Beistand des Kapitels einholen wolle. Es protestirte daher unter Berufung auf dieses Uebereinkommen energisch gegen die Einführung der Barbacovianischen Gerichtsordnung, wurde aber mit nicht geringerer Energie von Peter Vigil dahin belehrt, daß sein Protest keine Geltung und keine Wirkung haben könne, weil das fragliche Uebereinkommen für die

Nachfolger Karl Emanuels nicht bindend, die Forderung des Kapitels überhaupt auch aus andern Gründen unzulässig und geradezu unerhört sei. Als das Domkapitel in diesem Tone mit sich sprechen, ja seinen Protest sogar für ein Attentat auf die höchste Autorität des Fürsten erklären hörte, begab es sich kluger Weise zur Ruhe und sang zur Besänftigung seiner Aufregung die Bußpsalmen David's. Nicht so fügsam war der Magistrat von Trient, eine selbstbewußte stolze Körperschaft, deren Mitglieder sich Consoli, d. i. Consuln nannten und bei allen festlichen Anlässen mit großem Prunk gepudert in steifer spanischer Gala auftraten. Dieselben erklärten die Einführung der neuen Gerichtsordnung für einen Eingriff in die statutarischen Rechte der Stadt und dasselbe thaten, nur aus ungleich bessern Gründen, auch die Fleimser, so daß sowol im Stadtbezirke Trient als auch in Fleims die alte Gerichtspraxis bis 1807 fortbestand und damit auch der alte Zopf an den ehrwürdigen Häuptern der stolzen Consuln von Trient unbeschnitten hängen blieb. Natürlich, beim rascheren abgekürzten Gerichtsverfahren hätte es ja für die Advokaten weniger zu verdienen gegeben! Dagegen stellten die Nons- und Sulzberger zu Ehren des Fürsten eine Marmorstatue mit lobreicher Inschrift in den Gerichtssaal zu Cles und die Sette Pievi (sieben Pfarreien) in Judikarien errichteten gleichfalls Denkmäler mit Inschriften in den Gerichtshäusern zu Tione und Stenico. Barbacovi aber wurde in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben, erlangte

1792 die Würde eines Hofkanzlers und zog sich nach dem Sturze des weltlichen Fürstenthumes in ein stilles nur den Studien gewidmetes Leben ohne Aemter und Ehrenstellen zurück, bis er erblindet im fünfundachtzigsten Lebensjahre 1825 starb. Seine Schriften zeichnen sich durch großen Scharfsinn des Denkens, seltene Klarheit des Stiles und den gesunden Realismus einer praktisch verständigen nüchternen Weltanschauung aus *).

*) Barbacovi war ein berufsmäßig begeisterter Verfechter des Principato Trentino, welches er durchaus von Tirol genau unterschieden wissen wollte. Die diesbezüglichen Stellen seiner Schriften sind von den ganz andere Zwecke verfolgenden Vorkämpfern des heutigen „Trentino" gleich Waffen aus einem alten Arsenale häufig hervorgeholt worden; nur eine Stelle in den „Memorie storiche della città e del territorio di Trento," II. Bd. S. 255 haben dieselben dabei beharrlich übersehen, weßhalb selbe hier folgen mag. „Das mit Tirol vereinigte und verschmolzene Fürstenthum Trient", schrieb Barbacovi im Jahre 1824, „scheint heute sogar seinen alten Namen verloren zu haben, da es jetzt allgemein Italienisch-Tirol und seine Einwohner Italienisch-Tiroler heißen. Obgleich in Folge des politischen Umschwunges unsere Lage heute eine andere geworden ist, hören wir deßwegen nicht auf Italiener zu sein, wie wir es immer waren und haben keinen Grund, uns darüber zu betrüben, daß wir Glieder oder Theil eines Landes geworden sind, welches wie Tirol in vielfacher Hinsicht sehr ansehnlich und in Europa durch seine unwandelbare Treue und Ergebenheit gegen seinen natürlichen Herrn und durch die kriegerische Tüchtigkeit und Tapferkeit seiner Einwohner besonders berühmt ist."

Jede Gemeinde des Fürstenthumes hatte, wie dies auch in den landesfürstlichen Gebieten Tirols der Fall war, ihr eigenes Weisthum oder ihre Carta di regola. Jeder neugewählte Fürst mußte dieselbe bestätigen. Eine hervorragende Stelle nahm als Generalgemeinde das Thal Fleims ein, welches durch die Verträge mit dem Bischof Gebhard vom Jahre 1110 und 1112 nur lose an das Fürstenthum gebunden eine förmliche kleine Bergrepublik bildete, sein eigenes Statut, die sogenannten „Consuetudini“ (Gewohnheiten) besaß und an seiner Ausnahmsstellung unwandelbar fest hielt. Peter Vigil wollte, gestützt auf einen diesbezüglichen Punkt in dem mit der Landesfürstin 1776 abgeschlossenen Vertrage, die Fleimser in demselben Maße wie die übrigen Tridentiner seiner fürstlichen Gewalt unterwerfen und ihr Statut ändern, stieß aber dabei auf unbesiegbaren Widerstand und mußte nach einem zwölfjährigen Streite (1783—1795) schließlich nachgeben. In dieser Frage vermochte Barbacovi gegen seinen überlegenen Gegner Karl Anton Pilati, den Anwalt der Fleimser, nicht aufzukommen. Hätte es Peter Vigil nicht mit einem Bischen Kirchenbann versuchen können? Sein Rath Barbacovi legte kein Gewicht mehr auf diese geistliche Waffe, von welcher er sagt, sie werde zur Erhaltung oder Vertheidigung von weltlichen Herrschaftsrechten nicht mehr gebraucht und liege da als im Kriege stumpfes, im Frieden aber rostiges Schwert:

„Brando inutil giace
Spuntato in guerra e rugginoso in pace!“

Und wenn auch? Die Fleimſer waren von Alters her kriegeriſche Leute und ſollen ſogar — geſchichtlich iſt es freilich nicht erwieſen — im Jahre 1300 die Stadt Feltre, mit welcher ſie Waldſtreitigkeiten hatten, belagert, erobert, geplündert und verbrannt haben. Jedes Dorf hatte dort ſeine eigene Kriegsfahne. Wie Feltre hätte es auch Trient ergehen können, wenn Peter Vigil Bannblitze geſchleudert hätte und den Fleimſern die Hoffnung auf den günſtigen Ausgang ihres Streites verloren gegangen wäre.

Der oben genannte Karl Anton Pilati, im Jahre 1733 zu Taſſullo im Nonsberg geboren, war einer der berühmteſten Rechtsgelehrten, Philoſophen und Schriftſteller ſeiner Zeit. Unſtäten Lebens und unruhigen Geiſtes lernte er durch Reiſen und zeitweiligen Aufenthalt Oeſterreich, Deutſchland, Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Italien kennen, trat mit ätzender Schärfe und bitterem Spotte gegen die herkömmlichen Mißbräuche und verrotteten Prinzipien im Rechtsweſen und politiſch-kirchlichen Leben auf und war daher beim Hofe in Trient eine ſehr mißliebige Perſönlichkeit. Wegen ſeiner großes Aufſehen erregenden Schrift über die Reform Italiens war er 1769 aus dem Fürſtenthume verbannt, 1770 aber durch den deutſchen Kaiſer Joſef II. in alle ſeine bürgerlichen Rechte wieder eingeſetzt worden. Ein der Wahrheit und der Vollſtändigkeit dieſer Skizze zu Liebe nicht zu verſchweigender Vorfall aus ſeinem Leben haftet als dunkler Fleck auf dem Andenken und dem Bilde

des Fürsten Peter Vigil. Die Generalgemeinde Nonsberg hatte triftige Gründe zur Unzufriedenheit mit dem Assessor Johann G ... in Cles, einem Günstling des Fürsten und beauftragte Pilati, ihre Beschwerde an den fürstlichen Hof in Trient gelangen zu lassen. Dieser Assessor wurde auch beschuldigt, daß er ein Testament gefälscht habe, um seinen zwei eigenen Nichten, deren Mutter Paula Betta hieß (der Name kommt noch weiter unten vor), ihr väterliches Vermögen zu entziehen. Pilati übernahm die Sachanwaltschaft der Nonsberger, sandte eine Schrift an den fürstlichen Hofrath und kam im Februar 1783 selbst nach Trient, wo er von seinen Freunden mit allgemeinen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde. Als er eines Abends in das Haus seines Freundes Bassetti gehen wollte, wurde er am Hausthore unversehens von zwei Strolchen überfallen und mit furchtbaren Stockschlägen mißhandelt. Auf seinen Hilferuf eilten Leute herbei und fanden ihn bewußtlos in seinem Blute liegen. Er wurde in das Haus des Freundes getragen und schwebte dort acht Tage lang zwischen Tod und Leben; er wurde zwar gerettet, blieb aber durch das ganze Leben so augenschwach, daß er jede Nachtarbeit bei Licht unterlassen mußte. Ganz Trient gerieth in Aufruhr; während man einerseits um Pilati schmerzlich bekümmert war, bot man anderseits alles auf, der Thäter habhaft zu werden, was auch gelang. Dieselben waren zwei Bauern aus Lasino im Sarkathale; wer waren aber die Urheber? Auch dies kam bald an den Tag.

Fürst Peter Vigil hatte schon am 25. Jänner jenes Jahres an den Assessor G. in Cles einen Brief geschrieben, in welchem er ihm den Rath ertheilte, dem mißliebigen Pilati eine gute Tracht Prügel angedeihen zu lassen*). Der Assessor kam dem guten Rathe nach und übertrug die Ausführung dem Häscherhauptmanne zu Trient, welcher die zwei Strolche warb und jedem 24 troni (à 12 Kreuzer alten Geldes) zahlte. Peter Vigil fand es gerathen, schon am Tage nach der That den aufgeregten Trientinern aus dem Wege zu gehen

*) Der Brief lautete: „Verehrtester Herr Assessor! Der blinde (nämlich kurzsichtige) Pilati hat heute Morgens im Rathe ein höchst impertinentes Memoriale gegen Ihre Person eingereicht, worüber ich mich so geärgert habe, daß ich im vollen Rathe losbrach und es zerrissen wissen wollte. Der Inhalt des Memoriale dreht sich um die famose Paula Betta, welche Pilati ungeziemend mit Lügen, Falschheit und Verläumdungen vertheidigt. Ich begreife wol, daß man, wenn man das Pferd nicht schlagen kann, wie man zu sagen pflegt, auf den Sattel haut. Er geht gegen Sie los, greift aber dabei auch mich an; wenn Sie daher einen vertrauten Freund haben, lassen Sie ihm eine gute Tracht Prügel geben. So wird der Blinde lernen, die Augen besser aufzuthun. Gelegenheit wird sich dazu oft ergeben; ich werde, damit Sie sich darnach zu verhalten wissen, alles erlassen und versichere Sie, daß dies das Mittel sein wird, dessen man sich in Zukunft wol oft wird bedienen müssen, um den Leuten, welche keine Vernunft haben, solche beizubringen. Voll wahrer Achtung und Liebe bin ich Ihr immer geneigtester Peter Vigil m. p." Dieser Brief wie die Schilderung des betreffenden Vorfalls findet sich in dem Werke: „Cenni sulla vita e sulle opere di Carlo Antonio Pilati, stesi per la prima volta coll' ajuto dei documenti da un Trentino." Roveredo 1874.

und sich auf ein Landgut nach Judikarien zu begeben. Assessor G. und die beiden Bravi — der Häscherhauptmann war entflohen — wurden verhaftet und der erstere für seine Befolgung des guten Rathes zu drei und wegen der erwähnten Testamentsfälschung zu zwei weitern Jahren Festungshaft und zum Ersatze aller Kosten verurtheilt, die letztern aber mit lebenslänglicher Verbannung bestraft. Nach drei Monaten begnadigte Peter Vigil den Assessor G.*) und gestattete den drei Werkzeugen desselben die freie Rückkehr. Pilati forderte, als ihm auch Wiener Aerzte die Hoffnung auf die volle Wiederherstellung seines Gesichtes abgesprochen hatten, von Peter Vigil eine Entschädigung von jährlich tausend Gulden und drohte, als der Fürst sich dessen weigerte, die Sache vor den Kaiser zu bringen. Da übernahm es Graf Thomas von Thun, der Bruder des Fürsten und Domherr, später auch Fürstbischof von Passau, mit Pilati ein Abkommen zu treffen, welches nach verschiedenen Winkelzügen im Jahre 1783 zu Stande kam und vermöge dessen Pilati einen jährlichen Entschädigungsbetrag von vierhundert Gulden erhielt. Das geschichtliche Ereigniß — denn

*) Im Museum zu Innsbruck befindet sich eine von einem Nonsberger Geistlichen verfaßte handschriftliche Satyre, welche den „Statthalter von Stenico, Hauptmann von Brentonico und Gerichtsassessor von Cles G." an seinem Lebensende eine Generalbeicht über alle seine Sünden und Uebelthaten ablegen läßt. Nach einer dort angebrachten Bemerkung soll G. achtzig Jahre alt 1801 in einem Spitale zu Wien gestorben sein.

ein solches war es vermöge des Aufsehens, welches es zu seiner Zeit weithin in Europa erregte — läßt uns in Peter Vigil einen leidenschaftlich ungestümmen Mann erkennen, welcher einem Unwürdigen blindes Vertrauen geschenkt hatte. Anderseits war freilich auch Pilati nichts weniger als liebenswürdig, da er rücksichtslos über alles, was ihm nicht taugte oder irgendwie im Wege zu stehen schien, seinen aufreizenden oft giftigen Spott ergoß. Daß er späterhin auch an der neuen Gerichtsordnung Barbacovi's, welche doch ein wichtiges wenn auch von Mängeln nicht freies Werk zeitgemäßen Fortschrittes war, den Trientinern zu Gefallen kritelte und nergelte, ließ sich von ihm erwarten, aber nicht billigen. Trotz seiner glänzenden Begabung würde er schwerlich etwas Besseres an die Stelle des Getadelten gesetzt haben. Er verstand es schwierige Prozesse glücklich durchzufechten, wäre aber gewiß nicht der Mann gewesen, etwas dauernd Praktisches zu schaffen.

Im August 1783 setzte ein dienstfertiger Freund Pilati in Kenntniß, es sei in der fürstlichen Residenz der Plan entworfen worden, ihn heimlich der römischen Inquisition zu überliefern. Dies war wol nur eine Windblase; denn einerseits war Peter Vigil, so sehr er Pilati haßte, verständig genug einzusehen, daß er sich damit in Wien beim Kaiser Josef II., auf welchen er große Stücke hielt, für immer unmöglich machen würde, anderseits stand er selbst mit Rom nicht auf dem besten Fuße. Er hob in seinem Fürsten-

thume unterschiedliche Klöster auf, löste mehrere Mönche von dem Verbande mit ihren Orden, erlaubte zum Schrecken aller Frommen den Carmeliten alle Laste bei Trient Fleisch zu essen und verbot 1787 sogar den Nachtchor in allen Klöstern, wo derselbe bisher vorgeschrieben war. Es durfte für ein entschiedenes Zeichen der Ungnade gelten, daß Papst Pius VI. auf seiner Rückreise von Wien im Jahre 1782 in der berühmten Conzilsstadt nicht einmal ein Nachtlager nahm, sondern nach einem kaum dreistündigen Aufenthalte seine Reise nach Roveredo fortsetzte. Doch ließ es Peter Vigil an Bemühungen nicht fehlen, in seinem Sprengel, wie sich ein kirchlicher Geschichtschreiber ausdrückt, den guten Geist in den Dienern des Altars und den Seelsorgern zu nähren.

Zwanzig Jahre lang hatte Peter Vigil das Fürstenthum und die Kirche von Trient regiert, zweimal hatte ihn schon eine schwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, als im Jahre 1796 sich die Stürme des Krieges erhoben und von Süden her die Franzosen mit dem Einbruche drohten. Der Fürstbischof fand es gerathen, sich den ihm bei der bevorstehenden feindlichen Okkupation vielleicht weniger von Seite der Franzosen als von den Trientinern selbst drohenden Gefahren nicht auszusetzen, sondern übergab die Regierung an seinen Hofrath und zog sich nach Passau zu seinem Bruder, dem Fürstbischofe Thomas zurück. Ueber die Stadt Trient, wo die Parteiungen fortdauerten, brach eine schwere Zeit herein, indem bald

die Franzosen, bald die Oesterreicher die Herren der Stadt waren und das Glück und der jeweilige Triumph der feindlichen Brüder in derselben sich wie ein Rad drehte. Als im Jahre 1797 wieder Ruhe eintrat, kehrte Peter Vigil von Passau, wo sein Bruder inzwischen gestorben und Graf Leopold von Thun aus Böhmen an dessen Stelle getreten war, nach Südtirol zurück, ließ aber in Lavis die zu seinem Empfang gegenwärtigen Tridentiner warten, so lange sie wollten, und ging auf das Schloß Thun, wo er, ohne sich ferner noch um weltliche Angelegenheiten gekümmert zu haben, am 17. Jänner 1800 starb. Sein Nachfolger Graf Emanuel von Thun gelangte nicht mehr zur Ausübung seiner weltlichen Herrscherrechte; im Jahre 1803 wurde in Folge des Luneviller Friedens das Hochstift Trient, welches damals 146,000 Einwohner auf 65 □-Meilen zählte, säkularisirt und sein Gebiet Tirol einverleibt, welches dadurch wie durch die gleichzeitige Säkularisirung des Hochstiftes Brixen (mit 25,800 Einwohnern auf 17 □-Meilen) ein geschlossenes Land wurde. Es fiel dem Hofkanzleramte in Wien nicht schwer, für die Kundgebung dieser Säkularisirung eine einleuchtende versöhnliche Ausdrucksweise zu finden. „Wir geben", heißt es im betreffenden kaiserlichen Patent vom 4. Februar 1803, „den Inwohnern und Unterthanen der Trientnerischen und Brixnerischen Bezirke zu vernehmen, daß Wir in Folge der mit der Republik Frankreich abgeschlossenen Convention die beiden Bezirke Trient und Brixen, in

denen Wir als gefürsteter Graf von Tirol die vorzüglichsten Rechte der Landeshoheit ohnehin schon besaßen, nun mit unbegrenzter durchaus unmittelbarer Landeshoheit in Besitz genommen und mit Unserem übrigen getreuesten Lande Tirol vollkommen vereinigt haben." Den erschreckten und enttäuschten Trientner Patrioten klangen diese Worte freilich wie das Grabgeläute einer fast achthundertjährigen Geschichte; von Karl Anton Pilati weiß sein neuester Biograph, der Verfasser des oben erwähnten Werkes „Cenni sulla vita e sulle opere u. s. w.", zu erzählen, daß sogar schon der Schmerz über die Gefahr des Trentino, der österreichischen Herrschaft anheim zu fallen, seinen am 2. Oktober 1802 eingetretenen Tod beschleunigt hatte. Obwol Pilati an den Franzosen, unter deren Oberherrschaft er sich 1801 an die Spitze der tridentinischen Regierung stellen ließ, die bittersten Erfahrungen gemacht hatte, gaben die Lehren derselben gegen seine Austrophobie doch kein Heilmittel ab. Der Triumph, seine — wie der Biograph sich die Sache ansieht — „den Fortschritt der Humanität anfeindenden" Gegner von der politischen Schaubühne verschwunden oder im Exil gestorben zu wissen, war kurz und zweifelhaft genug gewesen und dem Tode wäre Pilati nur dann entgangen, wenn derselbe sich auch von spitzfindigen und schneidigen Advokaten zuweilen einen Prozeß abgewinnen ließe.

Wir haben im Vorangehenden einen Blick in die letzte Lebenszeit eines geistlichen Kleinstaates geworfen

und werden schwerlich wünschen können, daß solche Todte jemals wieder aus ihren Gräbern hervorgeholt werden. Und doch sitzt unsere klerikal-feudale Partei auf hunderten von solchen Gräbern, ringt sich die Hände wund und weint und seufzt nach den theuren Todten des Mittelalters. Und weil diese trotz des ungestümmen Rufes noch immer nicht in ihren weißen Linnen aus den moderduftigen Grüften hervorsteigen wollen, schmähen die selbstsüchtigen „Patrioten“ in sinnloser Wuth den allverderblichen Liberalismus und rücken sich dann in melancholischer Ermattung trostreiche Bilder von Inquisition und Scheiterhaufen für alle Nonkonformisten vor Augen. Käme es nur auf ihren guten Willen an, so würden längst schon überall die katholischen Länder vom Todesschrei der Gemarterten widerhallen und dichte ketzerbratenduftige Rauchsäulen in den klaren blauen Himmel des sich bereits seinem Ende zuneigenden neunzehnten Jahrhundertes emporwirbeln.

Ueber die Grabstätten der alten Fürstbischöfe von Trient im altehrwürdigen Dome dortselbst aber wandelt allmitternächtlich die bleiche Traumgestalt des modernen „Trentino“ und läßt sich beim Grabmonumente Peter Vigils nieder, um ihren Traum weiter zu träumen. Sie träumt von nichts Geringerem, als von der künftigen Gränzmark des neuen Italiens auf dem Toblacher Felde, dem Brenner und der Malser Haide und von mehr als zweimalhunderttausend Deutschen, welche sämmtlich Tridentiner und Italiener werden

sollen. Und während sie träumt, schwebt der schwarze Schatten der Reaktion an ihr dahin und wieder an ihr zurück und grinst sie, wie ein boshafter Narr den andern, höhnisch an, — bis das rosige Frühlicht des neuen Morgens durch die trüben Fenster hereinbricht und die unheimlichen Spukgestalten in Luft zerfließen. —

VII.

Clementin Vannetti.

Weit unten im schönen Etschthal, wo Volk und Sprache schon italienisch ist, liegt in einer nach Osten gerichteten Ausbuchtung die Stadt Roveredo (italienisch meistens Rovereto geschrieben, von roburetum, Eichenwald), von den Deutschtirolern auch heut zu Tage noch mit jener Freiheit, welche sie bei Namen römischen Ursprunges ihrer Zunge von Alters her gestattet haben, unklassisch zwar, aber klangvoll Roferreit genannt. Darin leben jetzt bei 10,000 Menschen und ernähren sich die einen vom Reichthum, welchen die Vorältern erworben haben, die andern von der Arbeit des Geistes oder der Hand, der Spekulation oder der Mildthätigkeit glücklicher Mitbürger. Wenn Horaz Recht behält, ist freilich auch kein Roveredaner mit seinem Schicksal zufrieden.

Die Stadt ist neueren Ursprungs; um 1300 baute ein Herr Wilhelm von Castelbarko das dieselbe stolz überschauende Schloß, Castel Junk genannt. Die Stadt war klein und mit Mauern und Gräben umgeben.

Die Geschichte weiß blutwenig oder eigentlich nichts davon zu erzählen, wann die alten Roveredaner eigentlich als solche gegründet worden sind und was sie innerhalb ihrer engen Mauern bis 1400 gedacht und getrieben, ob sie oft gezankt oder friedlich und christlich gelebt haben. Man darf aber mit gutem Bedacht annehmen, daß sie keinesfalls sehr schlimme Leute gewesen sein werden, da ihre Stadt sonst zur gerechten Strafe entweder versunken oder von nordischen Barbaren verbrannt oder vom Wildbach Leno, welcher dort aus einer Thalschlucht hervorströmt, zerstört worden wäre und in diesem Falle ein Wanderer dort heute wieder, wie in alten Zeiten, bangen Gefühles durch einen menschenleeren Eichenwald schreiten müßte. Wenn nur die Castelbarker der wißbegierigen Nachwelt den kleinen Gefallen erwiesen hätten, sich stets einen gewissenhaften Hauschroniſten zu halten, welcher das alles auch mit Feder und Tinte verzeichnet hätte, was seine Herrn mit Schwert und Blut zu schreiben pflegten.

Vom fünfzehnten Jahrhundert an wurde es in der kleinen Stadt etwas lebhafter und heller. Die Roveredaner fingen an ihre Köpfe merklich höher und stolzer zu tragen, seit sie als freie Bürger der großmächtigen Republik Venedig auch einen weitern Spielraum für ihre, so lange sie blos als ursprünglich fürstbischöflich tridentiniſches Lehen und Castelbarkiſches Erbgut exiſtirten, strenge verbotenen Gedanken über die irdiſche Bestimmung des Menschen und die daraus abgeleitete

politiſche Verwaltungspraxis fanden. Venedig, welchem Roveredo's Beſitz als die erſte feſte Stellung in den Südtiroler Alpen, wo es noch viel Holz für die Flotte und manche nicht zu verachtende Erzeugniſſe eines Berghinterlandes zu holen gab, ſehr werthvoll war, ſchickte als Leiter der Stadt Männer mit gar klangvollen venetianiſchen Patrizier- und Dogennamen, wie Cornaro, Contarini, Dandolo, Priuli u. a. m., auf welche die Roveredaner wol ſtolz ſein mochten. Als aber ſpäter die Deutſchen und Venetianer im untern Etſchthal ein lebhaftes Hammer- und Amboßſpiel begannen, mag den Roveredanern zu Zeiten, wenn ſie belagert, eingenommen und wieder zurück erobert wurden, weniger leicht zu Muthe geweſen ſein, bis ſich die Stadt im Jahre 1509 ſchmerzlos, nur unter Bekundung einer unbezwingbaren Antipathie gegen die Kinder Israels, dem Kaiſer Max I. ergab. Von nun an verblieb ſie — eine kurze Unterbrechung zur Zeit des erſten Napoleon abgerechnet — bei Oeſterreich und Tirol, lange Zeit als Hauptort des ſogenannten Gebietes der wälſchen Confinen, dann als tiroliſche Kreisſtadt und endlich ſeit den letzten Jahren wieder mit Innsbruck, Bozen und Trient als eine der vier bevorzugten Städte des Landes mit eigener politiſcher Verwaltung.

Die erſte Anpflanzung von Maulbeerbäumen bei Roveredo fällt wol in die Zeit der venetianiſchen Herrſchaft. Die Seideninduſtrie entwickelte ſich langſam, nahm aber dann im achtzehnten Jahrhundert raſch

einen großen Aufschwung. Für uns Deutsche ist es interessant zu erfahren, daß die Roveredaner ihren Seidenhandel anfangs nur bis Bozen, dann aber auch über Tirol hinaus nach Deutschland ausdehnten und namentlich mit Nürnberg und Augsburg in lebhafte Wechselbeziehungen traten, deren Andenken in Roveredo auch heute noch nicht erloschen ist, und welche sich nicht blos auf Gold und Seide, sondern auch auf die zarten Bande der Herzen und des Blutes erstreckten. Neben den Namen italienischer Handelshäuser, von welchen jenes der Savioli von Verona wol das älteste war, finden sich auch deutsche, wie Ferleger und Sichart von Nürnberg, welch' letzteres Geschlecht sich in Roveredo bis in das gegenwärtige Jahrhundert erhielt, jetzt aber erloschen ist.

Roveredo wurde reich; es konnte darum nicht blos Deo Optumo Maxumo und den Heiligen im Himmel steinerne oder gar marmorne Kirchen errichten, sondern auch den Musen und Grazien, sofern sie sich nur keines demonstrativen Rückfalles in das alte heidnische Wesen schuldig machten, schmuckreiche geistige Tempel bauen. Rühmte es sich doch im achtzehnten Jahrhunderte einer hübschen Anzahl literarisch gebildeter Männer! Da war, um einige zu erwähnen, Valerian Malfatti, ein Schüler des großen Philosophen Christian Wolf, gefälliger Dichter und dabei ein Mann von bedeutender Weltkenntniß, welche er sich auf seinen Reisen durch Europa erworben hatte. Johann Graser (1718—1786) machte sich als Professor der

Universität in Innsbruck einen Namen und war Gesinnungsgenosse Freund und literarischer Erbe des berühmten Hieronimus Tartarotti, welchen er tapfer und muthig gegen den hexengläubigen Würzburger Domherrn und Jesuiten P. Gaar und die zornig ihre Bannblitze schleudernde Trientner Curie vertheidigte. Hieronimus Fedrigotti von Sacco (1742—1776) studirte in Deutschland, wollte aber lieber geistreicher Dichter als scharfsinniger Jurist werden. Er unternahm es, die Liebe des Antonius zu Cleopatra in einem nach Torquato Tasso's Stil angelegten Epos zu besingen, ohne dasselbe zum Abschlusse zu bringen. Dieses Epos wäre jedenfalls interessant, vielleicht sogar piquant geworden. Josef Givanni (1722—1787) war der erste, welcher mit Glück und Witz die ländliche Muse im Roveredaner Dialekt reden ließ; außerdem lieferte er eine gedruckte Uebersetzung des Curtius. Vor seinem Tode trat er noch einmal an Apollo's Altar, brachte ihm mit einem großen Stoß von Gedichten ein, wie er glaubte, wolgefälliges Brandopfer dar und bat den Gott flehentlich, er möge seinen Namen bei der Nachwelt in Vergessenheit sinken lassen, damit er vor bösen Kritikern und Lästermäulern wenigstens im Grabe Ruhe finde und sich darin nicht noch einige Male umdrehen müsse. Vergeblich; von seinen Dichtungen waren schon zu viele Abschriften in sichern Händen. Clemens Baroni von Sacco (1726—1796) schrieb zwar, wenn er es nicht etwa den- (noch ganz heimlich hinter Schloß und Riegel gethan,

keine Gedichte, forschte aber gern in alten Schriften nach, um so viel als möglich über die Geschichte und die alten Gewohnheiten des Lagerthales zu erfahren und aufzuschreiben. Ueber alle diese und noch andere aber erhob sich der geistesgewaltige Hieronimus Tartarotti (1706—1761), der muthige, geistvolle und mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstete Bekämpfer des Hexenglaubens und der Fabeln in der Geschichte, etwas unstäten Lebens, aber ein Mann von großer Einfachheit und Strenge der Sitten, welcher für seine Ueberzeugung standhaft lebte und starb. Acht Tage vor seinem Tode ließ die Trientner Curie noch eine ihr unbequeme Schrift Tartarotti's in Trient öffentlich von Henkershand unter dem Zujauchzen des Pöbels verbrennen und belegte nach seinem Tode die Pfarrkirche in Roveredo mit dem Interdikt, weil die Roveredaner dort die Büste Tartarotti's mit einer Inschrift aufgestellt hatten, bis die Kaiserin Maria Theresia entschied, daß dem Verstorbenen eine christliche Inschrift in der Kirche gesetzt werden dürfe, die Büste aber auf dem Rathshause aufzustellen sei und das gegen ihr Vorwissen unbefugter Weise verhängte Interdikt aufzuhören habe. Auch Gedichte haben wir von Tartarotti, darunter ein längeres unter dem Titel „La conclusione", in welchem er über die jährlich zweimal im Franziskaner Kloster zu Roveredo öffentlich gehaltenen scholastischen Diskussionen beißenden Spott ergoß. Einmal gereizt war der Mann wie ein grimmiger Löwe; dies mußten seine Gegner an sich öfter

mehr, als ihrem Ansehen zuträglich war, erfahren. Sein jüngerer Bruder Jakob Tartarotti (1708 bis 1737) widmete sich eifrig geschichtlichen und antiquarischen Studien und entwarf auf breiter Grundlage den Plan zu einer „Biblioteca tirolese", welche geschichtliche und biographische Nachrichten über alle tirolischen Schriftsteller bringen sollte, jedoch beim zu kurzen Leben des Verfassers nicht über einen einzigen gedruckten Band hinaus gedieh.

In Italien gab es im achtzehnten Jahrhunderte so viele Akademien, daß der Dichter Casti blos mit den seltsamen Namen eines Theiles derselben bequem folgende Strophe bilden konnte:

A voi gloria, Umoristi, Oscuri, Ombrosi,
Infernali, Lunatici, Insensati,
Stupidi, Rozzi, Indomiti, Fumosi,
Umidi, Muti, Torpidi, Intronati
E tant' altri, di cui per dir i nomi
Vi vorrebbero almeno un par di tomi!*)

Trient, dessen Bürger von jeher oft und leicht in Hitze geriethen, hatte bereits vom 17. Jahrhunderte her eine von Casti nicht erwähnte Academia degli Accesi (A. der Entzündeten); nur Roveredo war ohne solche Zierde. Erst Hieronimus Tartarotti gründete

*) Gli animali parlanti, VII. 14. In freier deutscher Uebersetzung etwa: „Ruhm euch, Humoristen, Obskure, Scheue, Höllische, Mondsüchtige, Unsinnige, Dumme, Rohe, Ungebändigte, Rauchige, Feuchte, Stumme, Starre, Betäubte und so viele andere, daß man, um deren Namen aufzuzählen, dazu mindestens zwei Bände brauchte." —

eine literarische Gesellschaft unter dem Namen Dodonaeum, welche jedoch keinen Bestand hatte. Es lebte aber in jenen Zeitläuften in Roveredo ein Mann, welcher den oben Genannten würdig zur Seite stand, nämlich Josef Valerian Ritter von Bannetti (1719—1764), dessen Vater von Kaiser Karl VI. im Jahre 1721 in den Adelsstand erhoben worden war und ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Josef Valerian liebte die Wissenschaft und Literatur und leistete darin selbst einiges, indem er nach Laune verschiedenes schrieb, nämlich eine gelehrte Barbologie oder Geschichte des Bartes, eine sehr interessante Abhandlung über den Roveredaner Dialekt, eine „geläuterte Geschichte" der Wallfahrt alla Madonna della Corona, burleske Gedichte u. a. m. Er war Hausfreund des Franz Saibante und seiner Schwester Laura Bianca, welche beide sehr gebildete und liebenswürdige Leute waren. Diese drei zogen zwei Geistliche, Gotthart Festi und den schon genannten Givanni in's Vertrauen und bildeten gegen Ende des Jahres 1750 eine literarische Gesellschaft, aus welcher eine Akademie erwuchs. Ihre Mitglieder nannten sich Agiati oder lateinisch Lenti, die Langsamen, wählten auch ein dem Namen entsprechendes Emblem, nämlich eine große Schnecke, welche über eine Piramide hinaufkriechen mußte und verfaßten Statuten, welche über Verwendung des Regierungsrathes Ignaz von Hormayr und des mit Bannetti enge befreundeten Josef von Spergs im Jahre 1753 durch ein huldvolles kaiserliches Di-

plom zur großen Freude der Roveredaner feierlich bestätigt wurden. Es that der jungen Akademie zwar keinen Eintrag, daß der durch seine Lebensschicksale bereits verbitterte Hieronimus Tartarotti ihr gegenüber den Wilden spielte, wie er sich schon bei der früher von ihm gebildeten literarischen Gesellschaft den ominösen Namen Silvester Dodonaeus beigelegt hatte; allein die Agiati hätten den Wilden von Dodona doch gerne in ihrer Mitte gesehen. Hatte er doch auch das nicht geringe Verdienst, die liebenswürdige Laura Bianca Saibante als glücklicher Lehrer in das Studium unterschiedlicher schöner Wissenschaften, wie sie Frauen anständig sind, eingeführt zu haben.

Ungefähr sieben Jahre lang hatten Josef Valerian Vannetti und die geistreiche Laura Bianca Saibante schon in edler geistiger Freundschaft gelebt und viele Gedichte miteinander gelesen, als sie zu Anfang des Jahres 1754 dem Zuge ihrer Herzen folgten und den Bund der Ehe schlossen. Daraus entsproß ein einziger Sohn, Clementin Vannetti, geb. 14. November 1754, welcher in italienischen Literaturgeschichten als geschmackvoller und in der Schule der römischen Klassiker gebildeter Schriftsteller häufig genannt und von den Roveredanern als die größte literarische Zierde ihrer Stadt gerühmt wird. Es ist darum auch noch nach einem Säkulum der Mühe werth, diesen Mann näher zu besprechen, nachdem der Sockel, auf welchen wir sein Bild stellen wollen, bereits hoch und breit genug geraten ist.

Clementin genoß eine sorgfältige häusliche Erziehung durch geistliche Hauslehrer, von welchen er besonders Einem, dem oben genannten Gotthart Festi, zeitlebens dankbare Anhänglichkeit bewies. Schon im Alter von eilf Jahren schrieb er fertig lateinisch und vertiefte sich auf seinem sehr einseitigen Bildungsgange so in Plautus und Terentius, daß er mit vierzehn Jahren nicht nur schon einen Commentar zu Plautus, sondern auch eine Comödie in plautinischem Stile, Lampadaria (die Lampenträgerin) betitelt, schrieb. Dann machte er sich über Cicero und andere römische Klassiker her; das Hauptstudium seines Lebens aber wurde und blieb Horaz. Erst im dreißigsten Lebensjahr kam er zur Erkenntniß, daß er bis dahin eigentlich nicht recht italienisch gelernt hatte und wurde von einem jovialen Abbate Pederzani, wie er sagt, „in Dante getauft", was zur Folge hatte, daß er nun die ältern italienischen Klassiker studirte und seinen italienischen Stil in klassischem Gusse darnach modelte. Er erwuchs zu einem so gründlichen Kenner der römischen und italienischen Literatur, daß ihm darin schwerlich ein anderer Zeitgenosse gleichgekommen sein dürfte. Darüber hinaus griff er nicht weit. In griechischer Ursprache scheint er nur Plato gelesen zu haben; von einem Studium Homers oder der griechischen Tragiker ist ihm nichts anzumerken. Zur Erlernung des Französischen nöthigten ihn die umfassenden Studien über Horaz; deutsch verstand er gar nicht. Auch größere Reisen machte er keine; er kam nur

zweimal nach Verona und einmal nach Mantua und Venedig. Seltsam, daß er nicht einmal den Drang verspürte, Rom zu sehen und die klassischen Stätten Italiens zu betreten, nach welchen jeden andern von gleicher Bildung ein unwiderstehlicher Trieb der Seele gezogen haben würde — um so seltsamer, als er auch gut zeichnete und malte und so in der Lage gewesen wäre, einen reichen Schatz bleibender Erinnerungen in die Heimat zurück zu bringen.

Er besaß drei Landgüter: eines — von ihm suburbanum genannt — in unmittelbarer Nähe der Stadt, das zweite jenseits der Etsch in Isera, das dritte in Mori; meistens hatte er in einem der beiden erstern seinen Aufenthalt. Hier schuf er sich sein Latium, las, dichtete und schrieb Briefe, von letztern einen großen Theil in lateinischer Sprache, ganz Römer, im gemischten Stile Cicero's und des jüngern Plinius, immer liebenswürdig und bescheiden, stets zum Arbeiten angeregt und andere dazu anregend. Seinem innersten Wesen gemäß liebte er an der Natur das Sanfte und Ruhige, die Rebengefilde, Hügel und Wäldchen; der Anblick großartiger Alpenscenen und Felsenwildnisse würde ihn ohne Zweifel in nervöses Zittern, in Angst und Verwirrung versetzt haben. Ungemein anziehend und gelungen ist seine Beschreibung des geliebten Isera, eines durch seinen süßen dunkelrothen Wein berühmten gegenüber Roveredo am rechten Etschufer gelegenen Dorfes. Der Anfang derselben mag hier folgen, da er dem Leser ein Bild der

Gegend gibt, in welcher unser nachgeborner Römer sein kurzes Leben zubrachte.

„Im schönen und fruchtbaren Lagerthale liegt das Dorf Isera, welches aus vielen Gründen würdig wäre, der Wohnsitz der Götter zu sein, wenn sie wie in den Tagen des Alterthums noch ein Ergötzen daran fänden unter den Menschen zu weilen; um den Ruhm eines Tusculanums oder Laurentinums zu erreichen, fehlt ihm nur die lobende Beredsamkeit eines Cicero und eines Plinius. Seine Lage ist so glücklich, daß die Einheimischen sie nicht genug preisen können, die Fremden aber davon überrascht werden. Es ziert die Höhe eines ausgedehnten der Morgensonne entgegen liegenden Hügels, ist im Rücken von Bergen geschützt, welche auf den Spitzen felsicht und unbebaut, übrigens grün und mit Schlössern und Dörfern besäet sind, und beherrscht wie von einer Lehne das lange Thal, welches weit und mannigfaltig sich vor ihm öffnet und in dessen Hintergrunde am Fuße niedriger wolangebauter Vorberge die volkreiche Stadt Roveredo sich erhebt; vom Lenosluß durchschnitten und von Landhäusern und Dörfern umgeben gewährt sie mit dem weiten ihr westlich zur Seite gelegenen Felde einen so herrlichen Anblick, wie ihn die unnachahmliche Natur nur überhaupt zu bieten vermag. In langen Windungen befeuchtet die Etsch die Ufer und dem Fleiße der Geschäftigen hold eilt sie ihrer Vereinigung mit dem adriatischen Meere entgegen. An ihrem Rande liegt das schöne Dorf Sacco, welches wie ein kleiner

Hafenort seine Gassen nach der Stadt hin erstreckt und sich mit derselben vereinigen zu wollen scheint. Das Bild seines Hauptplatzes spiegelt sich in den Wellen des Stromes und verdoppelt den Reiz seines Anblickes." Sollte dieses Isera würdig sein, der Wohnsitz der Götter und ihres Lieblings Clementin zu werden, so durften seine Einwohner, die Iserotten oder Iseraiter, keine Klötze, sondern mußten ein artiges Volk sein. Artig waren sie denn auch, ja nach Vannetti's Schilderung beinahe mit den Menschen des goldenen Zeitalters zu vergleichen. „Ein an Vortheilen und Gütern aller Art so überreiches Dorf konnte nicht der Wohnsitz trauriger und roher Menschen werden. Die Einwohner von Isera sind Leute, welche nicht zur Streitsucht noch zum Gebrauche der Waffen hinneigen, sondern die Ruhe lieben und im Schoße der Eintracht mit bewunderungswürdigem Fleiße ihre Felder bebauen. Sie sind lebhaften Geistes, wie es unter einem solchen Himmel nicht anders sein kann; demungeachtet aber und obwol sie mit der nahen Stadt in fortwährendem Verkehre stehen, gewinnen sie an artigen Manieren, ohne an ihrer ehrlichen Sitte zu verlieren. Ihr Geist beschäftigt sich nicht nur mit dem Landbau, sondern erfaßt auch jene Bildung, deren Landleute fähig sind. Es gibt deshalb Personen, welche Freude daran finden, Geschichten zu lesen, und welche bei der Erzählung von Thatsachen aus denselben treues Gedächtniß und gute Redegabe verbunden mit der Lebendigkeit ihrer Mundart zeigen. Es leben

noch Alte, welche mit solcher Bildung auch die Kunst verbanden, Verse zu schreiben, welche ihnen ihr ungekünstelter Naturdrang und der ländliche Apollo eingab. Die Jugend ist schön, kraftvoll und glänzend. Sie findet großes Gefallen an Musik und es ist schön, an den Tagen der Ruhe fröhliche Jünglinge in der Mitte reizender Bauernmädchen Guitarre und Violine spielen, Liebeslieder singen und festliche Tanzreigen führen zu sehen. Mit Einem Worte, das ganze Volk ist dort gebildet, aufgeweckt, höflich." *)

Schon als Knabe begann Vannetti, wie wir gesehen haben, seine schriftstellerische Thätigkeit. Stoff fand er hiezu auch im alltäglichen Leben. So bot ihm der Tod eines gewissen Staber, welcher in Roveredo als schmutziger Geizhals gelebt, sein Vermögen aber den Armen hinterlassen hatte, Anlaß zu einer nicht übel geratenen rhetorischen Uebung im Stile Cicero's. Ein Abbate Zorzi gefiel sich in der wol nur nationaler Eitelkeit entstammenden Behauptung,

*) Auf seinem Landgute in Isera hatte Vannetti folgende Inschrift angebracht: „Quisquis amas bonas litteras bonasque artes, ingreditor: rudis ambitiosus simulator recedunto: advenae dominum mane ne interpellanto: nimia est jactura: amicis semper vacat: tibi dico, qui legis, seu mas seu femina fuas." Auf dem Landgute bei Roveredo stand unter dem Bilde des Vulkanus folgende köstliche Inschrift: „Vulcane Pater Jove sate, qui Lemnum feracem quique Liparen Aetnamque fumiferam colis, hiemem sine fraude nobis defendas et mala carmina bonis aequus exuras: sic te nunquam Mars fallat semperque tua tibi Venus rideat."

daß ein Italiener nie dahin gelangen könne, gut lateinisch zu schreiben; Vannetti widerlegte ihn aber siegreich und bewies ihm die Unrichtigkeit jener Ansicht wol am besten durch die Art und Weise, wie er, ein Italiener, selbst Latein schrieb. Zum ersten Male aber lenkte er die Aufmerksamkeit der italienischen Gelehrten auf sich, als er im Alter von 22 Jahren das etwas abfällige Urtheil des Literaturhistorikers Tiraboschi über den Dichter Martial gegen den Spanier Serrano, welcher seinen alten Landsmann in Schutz nehmen zu müssen glaubte, in einer längern glänzenden lateinischen Abhandlung vertheidigte, welche darthat, wie tief der junge Gelehrte bereits in die Kenntniß und das Verständniß der römischen Schriftsteller eingedrungen war.

Seine drei Bände füllenden „Osservazioni intorno ad Orazio“ sind das Werk langer und fleißiger Studien über den römischen Dichter und selbst heute noch in ihrer geistreichen geschmackvollen Fassung für jeden Freund desselben lesenswerth, soweit auch die strenge Methode der neuern philologischen Kritik über Vannetti's Zeit und Anschauung hinausgeschritten sein mag. Außerdem schrieb er bemerkenswerthe Abhandlungen über den jüngern Plinius, von welchem er auch 28 Briefe übersetzte, sowie über Ovid's Sprache.

Als im Jahre 1788 Cagliostro nach Roveredo kam und dort einen nicht geringen Zulauf hatte, schrieb Vannetti sein „Liber memorialis de Caleostro“, in welchem er alles, was der berüchtigte Schwindler in

Roveredo trieb, erzählte und ihn dem Gelächter preis gab. Ihre vorzüglichste Wirkung erzielte diese viel und weithin gelesene und mehrfach in andere Sprachen übersetzte Schrift dadurch, daß sie ganz im naiven Stile der Evangelisten gehalten war, was aber dem Verfasser von mancher Seite her wieder Tadel und Vorwürfe zuzog. Papst Pius VI. ließ sich dieselbe zu seinem Vergnügen sogar viermal vorlesen. Außerdem sind noch 14 Dialoge und eine Sammlung satirischer Kritiken über fingirte schlechte Werke unter dem Titel „Il lazzaretto letterario" zu Vannetti's umfangreicheren Schriften zu zählen. Dieses lazzaretto ist jedoch, die prachtvoll geschriebene Einleitung, welche die oben erwähnte Schilderung von Isera enthält, abgerechnet, ein ziemlich barockes Werk, welchem heute bei veränderten Verhältnissen Niemand mehr Geschmack und Verständniß abgewinnen kann.

Seine Stellung als Sekretär der Akademie der Agiati brachte es mit sich, daß er öfter biographische Lobreden auf verstorbene Mitglieder halten mußte. Diese kleinen Skizzen haben wegen der Männer, denen sie galten, für die Culturgeschichte der engern Heimat des Verfassers ihren bleibenden Werth; das Interesse eines weitern Leserkreises konnten und wollten sie nicht anregen. Wer z. B. in Roveredo und an andern Orten in Wälschtirol eingehende Studien über bessere Werke der Malerei machen will, wird an Vannetti's Nachrichten über die vielbeschäftigten Maler Caspar Anton Baroni Cavalcabò von Sacco und

Adam Chiusole von Villa Lagarina eine sehr lehrreiche Führung finden.

Vannetti hat viel gedichtet, aber als Dichter allein würde er heute gleich zehntausend andern, welche aus den Flügeln des Pegasus eine Feder zu rupfen versucht haben, längst vergessen sein. Eine gefällige reine Sprache allein rettet heute keinen Dichter mehr. Es gehörte mit zu den mehrfach seltsamen Zügen, welchen wir in seinem Wesen überhaupt begegnen, daß er sich am meisten in der humoristischen Dichtungsart versuchte, für welche er von Hause aus die entschieden geringste Anlage besaß, so oft er auch von gefälligen Freunden und einseitigen Bewunderern darum gepriesen worden sein mag. Zum Dichter im humoristisch-burlesken Stile eines Berni hatte er ein zu weiches Gemüt und zu wenig unmittelbare reelle Anschauung des Lebens. Aus Anlaß einer Hochzeit ist im Jahre 1836 noch ein Band seiner Gedichte, wie es scheint, nur für einen engern Kreis von Lesern gedruckt worden. Es sind, von sprachlicher Seite betrachtet, recht nette Sachen, sie packen aber den Leser nicht und bekunden mitunter eine bedenkliche Geschmacksabirrung in leere Spielerei. Mit dem Abdrucke solcher Sachen hätte man auch im engern Kreise das Andenken an einen berühmten Todten billig verschonen sollen. „Cur amicum offendis in nugis?“ konnte Vannetti's Schatten ungehalten dem indiskreten Herausgeber zurufen. Nicht dasselbe darf von einem zweiten aus gleichem Anlaß und gleichzeitig veröffentlichten Bande gelten, welcher

für die Kenntniß der Zeit und der Literatur sehr interessante Briefe Vannetti's enthält.

Merkwürdig, der Mann, welcher nie eine öffentliche Schule besuchte und ehelos lebte und starb, hatte alle Anlagen zum Pädagogen und würde sicher ein Lehrer geworden sein, welcher seinem Fache alle Ehre gemacht hätte. Er trat nämlich zum Gimnasium seiner Vaterstadt, an welchem eine verkehrte Lehrmethode eingerissen war, als Stadtverordneter in nähere Beziehung und schrieb für die Lehrer derselben einige treffliche Aufsätze, in denen er darauf drang, daß der Lehrer vor allem Psicholog sei, sich sowol gegen das triviale Lateinreden, als auch gegen den Unfug, daß man die Jungen mit Gewalt zu Schriftstellern und Rednern machen wolle, scharf ausließ und als lateinische Schullektüre vorzugsweise Cicero empfahl. Er traf eine Auswahl unter Cicero's Briefen für die Schule und verfaßte zum gleichen Zwecke eine Biographie desselben. Auch in einem seiner Dialoge, überschrieben: „L' educazione" geiselte er in anschaulicher und drastischer Weise die frivole, ja sittenlose vornehme Erziehung seiner Zeit.

Den Franzosen war Vannetti nicht geneigt. Er bewunderte zwar ihre großen Geister nach Gebühr, allein die Voltaire'sche Philosophie und die frivole Aufklärung der Enciklopädisten erfüllte ihn mit Abscheu, die ausbrechende Revolution mit Entsetzen. Lebhaft bekämpfte er mit den Waffen milden Spottes die zu jener Zeit in Italien namentlich bei den höhern

Ständen zur Mode gewordene franzöſelnde Ausartung der Umgangsſprache. Den Deutſchen gegenüber war Vannetti kalt; er liebte ſie nicht, noch haßte er ſie. Der „ſüße“ Geßner erregte ihm Eckel; Klopſtock — „donnert wie der Aetna und ein neuer Enceladus wälzt er gen Himmel eine ſchauerliche Wolke pechſchwarzen Rauches und glühender Funken und Feuerkugeln und brüllt und wallt auf aus tiefſtem Buſen.“ Gleim — „will witzig und heiter ſein, baut aber oft auf falſchem Grunde“, Gellert — „ſprang mit verſtimmter Leier als Deklamator auf die Rednerbühne.“ Da Vanetti nicht deutſch verſtand, konnte er dieſe ſchiefen Urtheile nur auf Ueberſetzungen bauen; vom ganzen Entwicklungsgange der deutſchen Literatur, vom aufſteigenden goldenen Zeitalter derſelben hatte er — man muß es bedauern — keine Ahnung. Wie anregend und erfriſchend müßten Leſſing's und Herder's Schriften auf ihn gewirkt haben! Er fürchtete den Einfluß deutſcher Dichter auf die italieniſchen, weil ſie ihm beiderſeits unter einander zu verſchieden ſchienen, erklärte aber öfter, daß er die Deutſchen durchaus nicht verachte. Wenn übrigens Vannetti die Deutſchen für ingenia crassiora gehalten hätte, wäre es ihm nicht zu verdenken geweſen, da eitle deutſche Literaten niedern Ranges, welche ſich zu ihren übrigen Zierden auch noch das Titelchen eines Mitbruders der Agiati erwerben wollten, allen möglichen literariſchen Schund nach Roveredo ſchickten, damit der arme Sekretär der Akademie unter Beihilfe eines Dolmetſch ſich daran

abplage. Hinsichtlich eines unter die Zahl der Mitglieder der Akademie aufgenommenen Rottoguntus (Güntherod?) konnte sich Vannetti nicht enthalten, in einer Sitzung mit einigem Humor zu bemerken, daß er den Mann selbst immer noch für besser halte, als seine Bücher. Ein anderes deutsches Mitglied der Akademie Namens Carolus Scaevarlius — wahrscheinlich ein etwas gewaltsam verschönerter Karl Schwarzl — wollte mit Vannetti durchaus einen Briefwechsel unterhalten; dieser aber wußte sich mit einem meisterhaften lateinischen Briefe den zudringlichen Freundschaftswerber vom Leibe zu halten. Uebrigens hatten deutsche Literaten ähnlichen Schlages schon den Vater Clementins dadurch, daß sie ihm mehrbändige Werke zur Beurtheilung aufdrängten oder alles Mögliche und Unmögliche von ihm erfahren wollten, mehr als einmal in gelinde Verzweiflung versetzt.

Sonst war Vannetti als Freund ungemein hingebend. Er hatte viele Freunde, darunter namhafte italienische Gelehrte und Literatoren, wie Hieronimus Tiraboschi, Vinzenz Monti, Hippolit Pindemonti und Anton Cesari von Verona, welcher letztere auch mit ermüdender Weitschweifigkeit und rhetorischem Wortschwall eine der klaren reellen Anlage leider ganz entbehrende Biographie Vannetti's in wahrer Predigtform schrieb. Vannetti liebte den Umgang mit gebildeten Frauen wie mit edel denkenden geistreichen und sittlich unbescholtenen Priestern, mochten sie nun Weltgeistliche sein oder in einer Kutte

ſtecken; dagegen ſchwang er namentlich in ſeinen Dialogen unerbittlich die Geiſel über Mönche oder Prieſter, welche die Bildung anfeindeten, alles vom engherzigen Standpunkte ihrer ſcholaſtiſchen Theologie ſchief beurtheilten oder durch unprieſterliches Leben Anſtoß erregten. Nachdem er ſchon im zehnten Lebensjahre ſeinen Vater verloren hatte, übertrug er die Liebe eines Sohnes auf ſeinen Oheim Franz Saibante, hing aber mit dem Herzen eines Kindes lebenslang an ſeiner trefflichen Mutter. Er zitterte beim kleinſten Unwolſein, das ſie befiel; nie ging er Abends zu Bette, ohne zuvor ihren Segen empfangen zu haben. Er überließ ihr auch vollſtändig die Verwaltung ſeines Vermögens. So ſehr er edlen Anſtand und feine Sitte liebte und die Vortheile des Reichthums zu ſchätzen wußte, war er doch von allem Adelsſtolze weit entfernt, achtete jeden Menſchen als ſolchen und erwies den Armen Gutes, wo er konnte. Nie bekleidete er ein öffentliches Amt in ſeiner Vaterſtadt; für ſolche Dinge war er nicht geſchaffen. Er war ſehr religiös, wirkte gern — nur mußte ſeinem geläuterten Geſchmacke Rechnung getragen werden — bei kirchlichen Feierlichkeiten mit und vertheidigte in einer Schrift mit vielem Eifer, allerdings gegen einen geiſtloſen frivolen Spötter, ſogar den Cölibat des Prieſterſtandes und das kirchliche Faſtengebot des Freitags. Ueberglücklich war er, als Papſt Pius VI. auf ſeiner Rückreiſe von Wien im Jahre 1782 in Roveredo ſich ihn vorſtellen ließ, ſeine gedruckten Schriften freundlich entgegen nahm

und bei einem zweiten Empfange ihm auch die erbetene größere Freiheit im Bücherlesen gnädig gewährte. Seine Religiösität wurde auch die Ursache seines frühen Todes; denn nachdem er an einem kalten Märztage des Jahres 1795 der Ortssitte gemäß das zu einem Kranken getragene hochwürdige Gut begleitet hatte, erkrankte er selbst an einer Erkältung und starb wenig über vierzig Jahre alt am 13. März des genannten Jahres. Die ganze Stadt Roveredo trauerte um ihn; seine Mutter überlebte ihn zwei Jahre und starb 1797 als vierundsiebzigjährige Greisin.

Vannetti ließ viel drucken. Eine gewählte Sammlung seiner Schriften veranstaltete die Akademie der Agiati und ließ dieselbe unter dem Titel: „Opere italiane e latine del Cav. Clementino Vannetti“ in 8 Bänden 1826—1831 zu Venedig im Druck erscheinen. Vannetti's Schüler und Zögling, der Gimnasiallehrer Constantin Lorenzi gab noch 1795 die lateinischen Briefe seines verblichenen Lehrers nebst einer in geschmackvollem Latein geschriebenen Biographie desselben heraus.

Wie der Leser gesehen hat, war Vannetti keiner jener großen Männer, welche genial angelegt im Meere der Zeit mächtige Wellenschläge des geistigen Lebens hervorrufen und Thaten und Werke hinterlassen, welche die Nachwelt bewundert. Seiner Vertiefung in das Studium der Sprache und Literatur Rom's und Italiens entsprach kein gleich bedeutsamer Aufschwung zur Höhe eigenen schöpferischen Schaffens und Ge-

ſtaltens. Für einen ſolchen Aufſchwung hätte ſein Leben, in welchem es keinen raſchen Wechſel, keinen ernſten Kampf, keinen gefährlichen Sturm, keine Flut und Ebbe gab, ein ganz anderes, auch ein längeres, ſeine Welt- und Menſchenkenntniß eine tiefere, ſein geiſtiges Schauen ein freieres ſein müſſen. Dennoch iſt ſein Leben, ſein Studium und ſein Charakter eine Erſcheinung, welche vor allem ſeinen eigenen Landsleuten für immer als verehrungswürdiges und achtunggebietendes Beiſpiel vor Augen ſtehen darf. Die Anregung, welche er gegeben, iſt denn auch in Roveredo nie wieder verloren gegangen. Feine Bildung und Anſtand, die Achtung und Ermunterung geiſtigen Strebens und Ringens, die Werthſchätzung perſönlicher Tüchtigkeit, die opferwillige Liebe zur Heimat und zu allem, was die Heimat ehrt, iſt bei dem Bürgerſtande der Vaterſtadt Vannetti's zum traditionellen Gemeingut geworden, deſſen Werth etwaige einzelne Ausnahmen oder zeitweilige ſtürmiſche politiſch-nationale Erregungen nicht zu beeinträchtigen vermögen. In der That hat es in der noch heute fortbeſtehenden Akademie der Agiati immer Männer gegeben, welche Poeſie und Wiſſenſchaft mit Eifer und auch mit Glück kultiwirten, wie der ſtrebſame Stoffella als Alterthumsforſcher, der kernhafte Patrizier de' Telani u. a. m., — Männer, welche mindeſtens, wenn man ihnen etwa vorgehalten hätte, daß ſie nicht den Gipfel aller Vollkommenheit erreicht, mit großer Seelenruhe von ſich ſagen konnten: „In magnis et voluisse sat est.“ Was

sie schrieben, das wußten und lasen ihre Mitbürger. In andern Städten Tirols ist beim löblichen Bürgerstande davon nichts zu verspüren, weil derselbe Bücher zu kaufen nicht gewohnt ist und eine Haus- und Familienbibliothek, in welcher die vaterländische Literatur vertreten wäre, nicht zu den Dingen zählt, auf welche man stolz ist. Immer sind es da nur die Gebetbücher von allen Größen und Formen, welche allein den größten Absatz finden. Um aber wieder auf Roveredo zurück zu kommen, so ist noch zu melden, daß die Roveredaner mitunter auch außer Landes gehen und die häuslichen Penaten in die Fremde mitnehmen, wobei es ihnen aber widerfahren kann, daß sie hochberühmte Männer werden. Karl Rosmini schrieb eine sehr gewichtige vierbändige Geschichte der Stadt Mailand und erwarb sich dadurch den Namen eines Geschichtschreibers dieser Stadt, fand aber seinen strengsten Rezensenten, welcher ihm den Kranz seines Ruhmes unartig zerpflückte, nicht an einem Mailänder oder Lombarden, sondern am Trientiner Paris Zajotti. Anton Rosmini hat sich als Philosoph einen nicht blos in Italien, sondern in der ganzen allgemeinen Gelehrtenrepublik der Welt berühmten Namen erworben und in seiner Philosophie eine Festung gebaut, auf deren Mauern der anstürmende Jesuitismus schon längst gern seine schwarze Fahne aufgepflanzt hätte.

So aber der Leser einmal an der Etsch thalabwärts fährt und dabei, wenn er Zeit genug übrig hat, Roveredo, wie man zu sagen pflegt, mitnehmen will,

so muß, sobald er aus dem Bahnhof tritt, sein Blick rechts auf ein ganz nahes großes und düsteres Haus fallen, an welches eine kleine Kapelle angebaut ist. Dieses Haus war Vannetti's geliebtes Suburbanum! Heute könnte dort wol Niemand mehr Horaz studiren und plinianische Briefe schreiben, weil im zu nahen Bahnhof die abscheuliche Lokomotive zu oft pfeift und braust und hin und her rasselt, auch die balsamische Luft mit stinkendem Rauche erfüllt. Die zu Vannetti's Zeit dort angesiedelten Musen, Nimphen und Grazien haben sich darum von diesem Orte hinweg längst in alle Weiten geflüchtet; höchstens reckt hie und da ein bäuerlicher Faun — nicht gerade heimlich, wenn man nur seine Füße nicht sieht — den Kopf über eine Mauer hervor, um zu sehen, ob nicht einmal ein Zug wieder die alten Götter mitbringe, für welche nach eingeholter hoher obrigkeitlicher Bewilligung in Isera noch immer Platz und guter Wein zu haben wäre. Aber da kommen und gehen immer nur moderne Menschen, von denen die wenigsten wissen, wer jene alten Götter eigentlich gewesen, und der Faun wartet umsonst. Wo ist Vannetti's Grab? Es war auf dem alten längst aufgelassenen Friedhof hinter der St. Markus-Pfarrkirche der Stadt; jede Spur davon ist heute verwischt. Die Roveredaner aber mögen sich erinnern, daß sie in einer Zeit, wo man überall berühmten Männern der Vergangenheit Gedenktafeln, Büsten und Monumente setzt, auch ihrem Vannetti noch ein Denkmal schulden.

Leicht könnte mir aber ein Leſer grollen, daß er in Roveredo am Bahnhofe ausgeſtiegen iſt; denn was ſoll weltkundigen Leuten eine kleine Stadt von nicht einmal modernem Ausſehen bieten? Er wandle aber getroſt über die Lenobrücke und ſteige eine Strecke weit hinan nach Madonna del Monte oder dem Liebfrauenberg und zu den noch kaum erkennbaren Ruinen des Schloſſes von Lizzana, wo einſt Dante geweilt haben ſoll — und eine prachtvolle Ausſicht auf das ganze Thal wird ihm Lohn ſein, der reichlich lohnet. Oder er wandere ein halbes Stündchen weit einwärts in das Vallarſa, bis er nach Ueberſchreitung einer ſchauerlichen Felſenklamm auf hoher Brücke dem mitten in einer ſteilen Felswand hängenden Einſiedlerkirchlein St. Colombano gegenüber ſteht und was er da ſieht, wird ihn auch befriedigen. In den ſechziger Jahren wurde dem Verfaſſer einmal die Ehre und das Vergnügen zu Theil, auf dieſem Wege den berühmten Dichter, Erzähler und Ueberſetzer Paul Heyſe zu begleiten. Möge dem verehrten Manne die Erinnerung an dieſen Gang als freundlicher Gruß aus Tirol gelten!

VIII.

Herbstfreuden in Wälschtirol.
(1864)

Eine eigenthümliche Zeit, der Herbst! Jährlich einmal gibt er dem lebensfrohen Jüngling eine Vorahnung des einstigen Lebensabends und läßt den Greis mit heiterer stiller Wehmuth sein Alter doppelt empfinden. Aber anders ist er da, anders dort. Während in den rauhern Hochthälern der Wind bereits über leere Stoppeln weht und keine wilde Frucht mehr an den täglich sich mehr entlaubenden Gesträuchen hängt, als etwa die schwarze kleine Beerentraube des Hartriegels, schallt in den wärmern tiefer gelegenen Thälern erst recht lauter Jubel, sobald die edle Traube vom Stocke gelöst und gekeltert wird. Und wie aus Freude darüber blüht wol noch da und dort ein Strauch wilder Röslein zum zweiten Male und flattert ein verspäteter Falter um die letzten schönen Herbstblumen.

Die Weinlese ist überall ein Fest der Freude; in Wälschtirol aber geht es dabei ziemlich still zu. Freudig oder traurig löst der Bauer schweigend die vielen oder wenigen Trauben vom Weinstocke und berechnet

im Stillen den Ertrag und den Lohn seines sauren Schweißes, während sein Herr, der glückliche Eigenthümer der Campagna, noch ganz anderes im Sinne hat, als die Trauben und den neuen Wein. Sein Blick zielt auf die befiederten Bewohner der Lüfte, nicht auf die diebischen Spatzen — er haßt dieses Vögelproletariat auf das Gründlichste, sondern auf edlere bessere Vögel.

Deutsche Pietät gegen gewisse Vögel ist bekannt. Namentlich ist es bei deutschen Bauern die Schwalbe, welche gewissermassen ihr unverletzliches Hausrecht hat, während man für die brütenden Staare auf den Spitzen der Bäume eigene Bretterhäuschen festnagelt. Der Staar wird gegen Raupen und Gewürme gleichsam in Dienst genommen und erhält dafür freie Wohnung, falls es ihm beliebt, dieselbe zu beziehen. Der Italiener aber lacht darüber und kann es nicht begreifen. Ein Sonntagsschütze ist im Stande, auch auf Schwalben zu schießen. Der Vogel, sei er welcher Art er wolle, ist für ihn da gefangen zu werden als Sänger in den Käfig oder als guter Bissen auf die Tafel. Darum haben auch die Wälschtiroler im Allgemeinen eine unglaubliche Leidenschaft für den Vogelfang in größter Menge und auf mehrfache Art. Dagegen hilft kein Reden, keinerlei Vorstellung. Es gibt Fälle, wo reichen Herrn beim alljährlichen Vogelfange jeder gefangene kleinste Vogel, um den Namen einer alten Münze guten Klanges zu gebrauchen, auf einen Zwanziger zu stehen kommt, so große Auslagen

sind damit verbunden; demungeachtet wird selten Einer glauben, sein Vergnügen zu theuer bezahlt zu haben. Er wird, selbst wenn er ein unwiderstehlicher Italianissimo sein sollte, lieber seinem Viktor Emanuel dem Einzigen, als seinem Vogelherde entsagen und wenn je einmal gar viele Vögel eines vorbeiziehenden Schwarmes einfallen und zu Hunderten gefangen werden, so ist das sein glücklichster Tag und seine Laune die rosigste von der Welt. Da bekommt die Frau Gemalin, wenn sie es nur versteht, an solchem Glücke recht herzlichen Antheil zu nehmen, ein nagelneues seidenes Kleid und darf sich einen Hut nach der neuesten Mode, von welchem sie vielleicht den ganzen Sommer hindurch geträumt hat, direkt aus Mailand oder Wien verschreiben von einer Putzarbeiterin, welche auch Fürstinnen zu ihren Kunden zählt.

Was die Regierung dieser Leidenschaft gegenüber thun konnte, hat sie bis zu einem gewissen Grade gethan; sie hat nämlich die Fangzeit gesetzlich auf die Zeit von Ende August bis 1. März beschränkt. Im Allgemeinen wird die Vorschrift beobachtet, obwol es dem Einzelnen freisteht, dieselbe unbeirrt zu übertreten; denn wer kümmert sich wol um einen Vogel, welcher trotz seiner Habeascorpus-Akte gefangen wird? Die eintretende Winterkälte macht die Verlängerung bis zum 1. März illusorisch; in der Regel hört nach Mitte Novembers der Vogelfang von selbst auf.

Unter all den verschiedenen Methoden ist der Fang auf dem sogenannten Roccolo der gewöhnlichste. Auf

einer Anhöhe oder einem Bergvorſprunge iſt ein Halbkreis von Bäumen gepflanzt, ſtatt deren wol auch mit Laubzweigen umwundene hohe Pflöcke dienen. Dieſer Halbkreis iſt auf der innern Seite mit drei wenig von einander abſtehenden Netzen verſehen. Die beiden äußern Netze haben große Maſchen und ſind ſtraff geſpannt, das mittlere aber hängt locker und iſt engmaſchig; manchmal fehlen die äußern Netze wol auch ganz. Der Vogel, mag er nun von innen oder von außen den Durchgang ſuchen, verwickelt ſich in die Maſchen des locker geſpannten Netzes und iſt gefangen. Aengſtlich zappeln die niedlichen Vögel im Netze, aber der Vogelfänger drückt ihnen raſch den ſchwachen Schädel ein oder dreht ihnen den Hals um und löst ſie ab. Die Vögel haben kein zähes Leben; oft genügt eine halbe Stunde des Hängens im Netze und das Vögelein iſt todt, ohne die grauſame Hand des Fängers abzuwarten. Am ungebärdigſten benehmen ſich die Spatzen; es geht ihnen gar nicht in den Sinn, ſchon jetzt im ſchönen Herbſte zu ſterben, wo es für ſie noch Nahrung in Hülle und Fülle gibt.

In geringer Entfernung von der innern Seite des Halbkreiſes liegt das Häuschen des Vogelfängers, möglichſt verdeckt von Reben und Buſchwerk mit Queröffnungen; zwiſchen dieſem und dem Halbkreis ſteht hohes und niederes Gebüſch mit Laubbäumen, jungen Föhren, Fichten u. ſ. w., an denen die Käfige mit den Lockvögeln befeſtigt werden. Dazwiſchen befinden ſich eine oder zwei möglichſt hohe Scheuchen von hebel-

artiger Einrichtung, welche vom Häuschen des Vogelfängers aus mittels Schnüre in Bewegung gesetzt werden können. Damit gar nichts fehle, sind um und auf die Käfige der Lockvögel Leimruthen gesteckt, so daß es ein halbes Wunder ist, wenn der Vogel, der einmal hier ist, noch entkommt. Wieder sind die kecken Spatzen auch hier die schlauesten. Sobald nun mehrere Vögel sich niedergelassen haben und es dem Vogelfänger an der Zeit scheint, zieht er rasch die Schnur der Scheuche, daß diese hoch emporschwirrt und dem erschreckten Vogel das Bild eines auffliegenden Raubvogels gewährt; zugleich schallt, um auch das Ohr des Vogels zu betäuben, ein langer gellender Pfiff aus dem kurzen Messingpfeifchen, welches der Vogelfänger stets zur Hand hat. Die Vögel flüchten erschreckt abwärts hin nach der innern Seite des Bergung versprechenden Halbkreises und sind gefangen. In leidenschaftlicher Aufregung läuft nun der Vogelsteller von Zeit zu Zeit zu den Netzen und löst die gewürgte Beute ab.

Al Lockvögel dienen besonders auch einige kleinere Arten von Eulen. Es ist charakteristisch, daß der Italiener für diese kleinen Eulen als Lockvögel wie für Kokette nur ein und dasselbe Wort Civetta*) gebraucht. Diese Eulen werden schon früh im Sommer abgerich-

*) Nach Diez Etym. W. statt ciovetta, franz. chouette, Kauz; „der Stamm mag deutsch sein, mhd. chouh, Eule". In Deutschtirol tschaffit, tschuffit, im Oberinnthal tschalfit. Uebrigens heißt die Eule im obern Etschland und in Passeier

tet und oft theuer, bis zu zehn Zwanzigern und darüber, bezahlt. Neben dem Häuschen auf dem Roccolo befindet sich ein freier Platz, in dessen Mitte ein Stock, am obern Ende mit einem kleinen runden Polster versehen, in den Boden gesteckt wird. Am Fuße der Eule wird eine dünne lange Schnur befestigt, welche vom Häuschen bis zum Stocke reicht, auf welchen die Eule gestellt wird. Da glotzt sie nun mit blöden Augen in das goldene Sonnenlicht des Tages hinein und bläht das Gefieder, aber es ist ihr nie vergönnt lange zu ruhen; denn immer und immer wieder zieht der Vogelfänger an der Schnur und wie auf unsichtbares Commando muß die Eule von der Spitze des Stockes auf die Erde und wieder zurück flattern. Die Vögel, welche sie anlockt, werden auf Leimruthen oder in kleinern zwischen den Buschzäunen gespannten grünfarbigen Netzen gefangen oder auch auf die oben angegebene Weise in die Netze des Halbkreises getrieben. Die Eule hat ein schwächliches Leben und verdirbt durch plötzlichen Tod ihrem Eigenthümer oft seine beste Freude.

In aller Frühe, wenn noch kaum der Horizont sich röthet, ist der Vogelsteller an seinem Platze*). Kaum wagt er zu athmen und nichts ist ihm unlieber,

auch schliff und auf dem Ritten schlaf, Wörter, für welche schwer eine annehmbare Deutung zu finden ist.

*) Man erzählt in Roveredo, daß es in früherer Zeit dort an Sonn- und Festtagen eine eigene Vogelstellermesse gab, welche von einem Geistlichen, welcher selbst ein Vogelnarr war, um halb zwei Uhr früh gelesen wurde.

als ein etwaiger Besuch in seinem Häuschen; denn leicht kann das Gespräch mit dem besuchenden Gaste, auch noch so leise geführt, einen Vogel verscheuchen. Kommt etwa seine junge liebenswürdige schöne Frau und bringt ihr Schoßhündchen mit, so bekommt sie zwar einen Kuß, muß aber dann die versteinerte Niobe spielen und wenn sie auch nur Miene macht aus der Rolle zu fallen, ruft er leise sein „zitto“ und bittet sie, das nächste Mal doch den abscheulichen Joly zu Hause zu lassen, denn seine Unruhe verscheuche die Vögel. Und wenn an einem Unglückstage die Vögel nicht kommen wollen, langt er sachte nach einem Hefte, in welchem der Vogelfang früherer Jahre Tag für Tag und nach der Stückzahl auf's Gewissenhafteste verzeichnet steht, blättert vorsichtig um, stellt Vergleiche an, macht dazu ein heiteres oder trübes Gesicht, vergißt aber keineswegs, von Minute zu Minute an der Schnur zu ziehen, welche die Eule in flatternde Bewegung setzt. Das Frühstück ersetzt ihm ein Stück Brot oder eine süße Traube oder Birnen, um welche ab und zu lüsterne Wespen fliegen, welche er vorsichtig — nicht ihrer Stachel, sondern der Vögel wegen — verjagt. Es kommt ihm wohl auch ein Gedanke an die Geschichte alter Tage; als einst die Boten des deutschen Reiches die Königskrone einem Vogelsteller brachten, welche Vögel mögen dieselben wol durch ihr Kommen dem edeln Heinrich verscheucht haben? Um dies zu erfahren, möchte er schier unter die Geschichtsforscher gehen.

Am Abende nach einem glücklichen Tage genießt der Vogelsteller die volle Wonne des Triumphes, sich einer hohen Zahl gefangener Vögel zu rühmen und davon Anlaß zum Lobe der günstigen Lage seines Roccolo zu nehmen. Hat er aber wenig gefangen, so klagt er über die Ungunst des Zufalles und die seit längerer Zeit überhaupt bemerkbare Abnahme der Vögel in Europa und wäre wol dazu aufgelegt, im Nachgrübeln über die etwaigen Ursachen mit seinen Gedanken bis an die Lösung der räthselhaftesten tellurischen Probleme zu streifen.

Außer der Methode des Vogelfanges in den Roccoli kommt häufig auch noch eine andere mit großen Schlagnetzen, tratte genannt, auf etwas erhöhten ebenen glatten Plätzen in Anwendung. Die tratte liegen meistens in der Thalebene, die Roccoli in kleinern Bergthälern und auf Hügeln. Die Fangmethode mit den tratte liefert an Tagen, wo Zugvögel einfallen, sehr ansehnliche Beute; oft wimmelt es von Vögeln unter dem langen breiten Netze, welches sich mit furchtbarem Schlage eben über ihnen geschlossen hat, während einige noch rechtzeitig entkommene pfeilschnell davon fliegen und nicht wiederkehren.

Das ist der Vogelsteller in seiner unbezähmbaren Leidenschaft. Will der Prediger in der Kirche ihn am rechten Flecke fassen, so braucht er den Satan nur unter dem Bilde des Fängers, die leichtsinnigen Menschen aber unter dem Bilde der Vögel darzustellen. Es muß den Vogelsteller doch ein Grausen anwandeln

und ihm zu Herzen gehen, wenn er vernimmt, daß es der Teufel mit den menschlichen Seelen eben so machen will, wie er mit den gefangenen und grausam hingewürgten Vögelein.

Interessant ist das oft merkwürdig pünktliche Eintreffen der Zugvögel, worüber ich einer glaubwürdigen fachmännischen Angabe nachstehende Daten entnehme, obwol dieselben nicht immer genau auf den angesetzten Tag eintreffen mögen. Bis anfangs September muß der Vogelsteller sich mit kleinern Insektenfressern, wie Grasmücken, Rohrsängern u. s. w. begnügen. Schon am 25. August erscheint der gemeine Zeisig; doch die Geduld des Voglers muß ausdauern, denn erst einen Monat später, um den 26. September kommen die Drosseln, Rothkehlchen und Stiegelitze, Mitte Oktober der Hänfling und am Ende des letztgenannten Monates die Finken, Ammern und Lerchen. Wie mein Gewährsmann behauptet, soll der Meerzeisig stets am 13. November, jedoch nur von sieben zu sieben Jahren erscheinen, ein niedlicher, jedoch so neugieriger und unvorsichtiger Vogel, daß er leicht zu fangen ist.

Wie in Wälschtirol, eben so wird der Vogelfang am ganzen italienischen Südabhange der Alpen betrieben. Die Zahl der jährlich in Südtirol allein gefangenen Vögel mag sich in runder Zahl auf eine halbe Million belaufen, so daß, nach dem Verhältniß zu schließen, in Oberitalien jährlich Millionen nützlicher Vögel gefangen und vertilgt werden. Sie werden gerupft und wenn sie klein sind, ohne weiteres Verfahren einfach

gebraten und mit der bekannten Polenta verspeist. Der italienische Vogelfang ist eine Nationalleidenschaft der Signori, gegen welche mit Worten zu eifern vergebliche Mühe wäre. Manche haben es gethan, keiner mit triftigeren Gründen und mit mehr sittlicher Entrüstung als der bekannte v. Tschudi in seinem klassischen Werke „Thierzeichnungen aus der Alpenwelt", wie er überdies auch im landwirthschaftlichen Vereine zu St. Gallen kräftig darüber gesprochen und an die Nothwendigkeit gesetzlichen Schutzes für die Vögel gemahnt hat.

Den Signori in Wälschtirol und Italien kostet ihr Herbstvergnügen hohe Summen, aber sie haben wol keine Ahnung vom Schaden, welchen sie durch Vertilgung so vieler Millionen der nützlichsten und niedlichsten Thiere ihren Feldern und ihren Oekonomien zufügen. Niemand ist im Stande die Gränze anzugeben, wie weit der nützliche Einfluß der Vögel auf den Haushalt der Natur geht und leicht könnte man auf den Gedanken kommen, daß die Fatalität der vieljährigen Traubenkrankheit, ja selbst der Krankheit des Seidenwurmes, welche viele dem Blatte des Maulbeerbaumes zuzuschreiben geneigt sind, vielleicht in einem entfernten Zusammenhange mit dem Unfuge der Vögelvertilgung stehe, denn jede Erscheinung in der Natur hat ihre gewichtige Ursache. Ich erinnere mich jedoch, vor Jahren in einem Zeitungsblatte einen Aufsatz gelesen zu haben, in welchem die Angaben über den Nutzen der Vögel bestritten und deren Leistungen auf ein weit geringeres Maß, als man gewöhnlich an-

nimmt, zurückgeführt werden. Menschliche Leidenschaft hat ihre Fehler immer zu beschönigen gesucht; wer Tschudi's darüber im oben genannten Vereine gemachte Angaben gelesen hat, wird über den Werth einer solchen Apologie maßlosen Vogelfanges nicht in langem Zweifel sein. Eine einzige Sumpfmeise reinigte in einem Gewächshause drei hochstämmige Rosenstöcke binnen wenigen Stunden von ungefähr 2000 Blattläusen; wer die unglaublich große Fortpflanzungskraft dieser kleinen schädlichen Insekten kennt, wird die Leistung dieser Sumpfmeise nur noch besser zu würdigen wissen. Nachtschwalben vertilgten Abends in einer Viertelstunde die größten Mückenschwärme; ebenso wurde bei einem Rothkehlchen beobachtet, daß es in einer Wohnstube binnen einer Stunde ungefähr 900 Fliegen absing. Wie würde wol der bekannte Kiefernspinner (Bombyx pini) in unsern Wäldern hausen, würden dessen Eier nicht von den Meisen verzehrt? Wie Tschudi gleichfalls bemerkt, haben Forstinsekten oft solche Verheerungen angerichtet, daß zusammentretende Commissionen Hunderte von Arbeitern aufbieten, Gräben ziehen und Herden von Schweinen auftreiben ließen; aber wo alle diese Anstrengungen nichts vermochten, da halfen einige Dutzend Vögel dem Uebel ab. Tschudi hielt sich für berechtigt auszusprechen, daß ohne die Vögel kein Landbau, ja keine Vegetation möglich wäre! Und solchen Angaben gegenüber versuche man es noch, den Nutzen der Vögel auch nur zum kleinsten Theile zu bestreiten!

Der durch die göttliche Allmacht weise geregelte Haushalt der Natur läßt keinen störenden Eingriff in seine Ordnung ungerächt. Nur veredeln soll und darf der Mensch, er muß der Natur gegenüber sich konservativ verhalten. Er darf und soll Frucht- und Weinfelder bauen, wo der Sonnenstral den süßen Lohn ihm zeitigt, aber er soll den Wald nicht aushauen, wo er seinem Hause und seiner Flur zum Schutze steht; sonst baut er vergebens Dämme gegen die das Werk seiner Cultur mit spottender Leichtigkeit überwältigenden Fluten des reißenden Bergstromes. Nur diese Erkenntniß allein, kein diktatorisches Gesetz wird den Italiener veranlassen, vom maßlosen Unfuge seines Vogelfanges allmälig abzustehen. Dann wird in den Laubwäldern, den Weingärten und Campagnen des schönen Südens Busch und Baum sich wieder vom Gesange der muntern niedlichen Vöglein beleben und wird es nicht mehr blos das ewige so unangenehme und eintönige dem Spaziergänger den schönsten Morgen verderbende Schnarren der Cikade sein, welche das Ohr des Wanderers trifft. Dieser schönen menschlichen Hoffnung wollen wir uns freudig hingeben, statt mit Sophokles' Chor in der Antigone die traurige Klage anzustimmen:

„Staunliches waltet viel und doch
Nichts erstaunlicher als der Mensch . . . .
Flüchtiger Vögel leichten Sinn
Weiß er schlau zu berücken und
Alle wilden Bewohner im Wald
Und Bewohner der tiefen See!" —

(1876)

Der voranstehende Aufsatz wurde schon vor zwölf Jahren geschrieben und damals in einer Zeitschrift veröffentlicht. Ich mochte an demselben nichts Wesentliches ändern, um nicht die Züge eines Bildes zu verwischen, welches glücklicher Weise in unserer raschlebigen Zeit zum Theile schon der Vergangenheit angehört.

Die Sache hat sich nämlich seit jener Zeit auch in Südtirol für die armen Vögel zum Bessern gewendet. An der inzwischen herangewachsenen jungen Generation hat die Idee des Vogelschutzes beredte Verfechter gefunden, welche sich gegen den Unfug des Jahr für Jahr wiederkehrenden herbstlichen Massenmordes der Vögel nachdrücklich ausgesprochen haben und deren Stimmen nicht ungehört verhallt sind. Die auch in Italien entstandenen Alpenvereine sind berufen, in dieser Hinsicht nützlich zu wirken und das leuchtende Beispiel des Trientiner Alpenvereins nachzuahmen, in welchem bei einer Versammlung zu Arco am 8. März 1874 Herr Bolognini einen sehr kräftigen Vortrag über die Nothwendigkeit des Vogelschutzes hielt und den einstimmigen Beschluß erwirkte, daß jedes Mitglied in seinen Kreisen nach Kräften in diesem Sinne wirken, ja, daß sogar gegen jedes Mitglied, welches sich gegen den Unfug, wo es ihn verhindern könne, duldsam zeige, ein Tadelsvotum ausgesprochen werden solle. Diese Entschiedenheit ist für Wälschtirol wahrhaft doppelter Ehre werth.

Von großer Bedeutung für die Sache ist das Landesgesetz zum Schutze der für die Bodenkultur nützlichen Vögel vom 30. April 1870 geworden. Das Verbot des Fangens und Tödtens solcher Vögel wurde auf die Zeit vom 1. Jänner bis 15. September ausgedehnt, jeder Roccolo mit zehn,. jedes Paar Zug- oder Schlagnetze mit vier, das Fangen auf Leimruthen mit zwei, mit Schlingen bis zu 200 Stück mit Einem, das Schießen der Vögel mit zwei Gulden besteuert, der Fang mit geblendeten Lockvögeln und Käuzchen, mit Staudennetzen und Schnellbögen gänzlich verboten. Auf Uebertretungen wurden erhebliche Geldstrafen, auch gänzliche Entziehung der Befugniß des Vogelfanges gesetzt. Das Gesetz hat bisher schon gute Wirkungen geäußert; seine Achillesferse ist nur die, daß es die Gemeinden, deren Autorität manchem Vogelsteller gegenüber lahm ist, zur Ausführung berufen hat. In Deutschtirol hat schon manche Gemeinde den Vogelfang in ihrem Bezirke auf mehrere Jahre gänzlich verboten, ein Beispiel, welches verdiente, auch in Wälschtirol allgemeiner nachgeahmt zu werden.

Das ohnehin schon vorher theure Vergnügen des Vogelfanges ist in Folge dieses Gesetzes noch theurer geworden, während die Hauptindustrie Wälschtirols und die beste Quelle des Reichthums, die Seidenzucht, in den letzten Jahren sehr bedenkliche Rückschritte gemacht hat. Es sind daher nicht mehr allzuviele Signori geblieben, welche sich die kostspielige Herbstfreude im alten Stile gönnen dürfen. Wenn wir die Sache aus

der Vogelperspektive betrachten und darnach urtheilen wollen, so läßt sich noch beifügen, daß auch der Tod den herzlosen Massenmord der Vögel in den zum großen Theile der alten Garde angehörigen Reihen der leidenschaftlichen Vogelsteller mit hochgeschwungener Sense tapfer gerächt hat und demnach leicht kaum abzuweisende Ansprüche auf Namen und Rechte eines Ehrenmitgliedes der unterschiedlichen Vogelschutzvereine erheben dürfte, wenn er den Vereinsmitgliedern gegenüber nicht selbst die Rolle des Fängers spielte. Wenn er nur einmal ein Einsehen hätte!

Die noch am Leben gebliebenen unverfrorenen Vogelsteller der alten Schule in Wälschtirol sind natürlich über das Landes-Vogelschutzgesetz vom Jahre 1870 nicht wenig erbittert. „Warum neckt und schert man uns," rufen sie zornig, „während doch unten in Italien die Vögel noch jährlich nach Millionen gefangen werden dürfen?" Da kann man ihnen freilich nicht ganz Unrecht geben, wenn auch ihre Behauptung, daß in Italien alljährlich so viel Vögel weniger gefangen werden müßten, als sie selbst fangen würden, wenn das böse Gesetz nicht wäre, nicht gerade mit mathematischer Genauigkeit zutreffen mag. Vielleicht besänftigt sich aber ihr Groll, wenn sie jetzt — Jänner 1876 — aus den Zeitungen ersehen, daß zwischen Oesterreich und Italien zum Schutze der für die Bodenkultur nützlichen Vögel ein internationales Uebereinkommen getroffen worden ist, dessen Bestimmungen wesentlich jenen des erwähnten Tiroler Landesgesetzes

entsprechen. Es ist nur zu wünschen, daß dieses Uebereinkommen auch in Italien eben so wie seit 1870 in Oesterreich eine gesetzliche Handhabe erhalte und kein todter Buchstabe bleibe.

So hat der Fortschritt der Zeit auch den künftigen Generationen der befiederten Luftbewohner eine bessere Aussicht auf ein längeres und sicheres Leben eröffnet und steht dabei nicht zu besorgen, daß etwa die Demokraten in der Vogelwelt, die Spatzen, daran wieder etwas verderben. Bald wird die alte Vogelstellerei dem jüngeren Geschlechte als das, was sie wirklich ist, als ein Verbrechen am weisen Haushalte der allgütigen Mutter Natur erscheinen. Caligula fing und köpfte zwar nur Fliegen, ist aber Vorbild und Muster der herbstlichen Massenmörder der Vögel geworden.

IX.

Auf den grünen Höhen von Folgareit.

Auf diese grünen Höhen will ich die Leser führen, überlasse es aber ihrem Belieben, die Herreise auf bequemer Heerstraße oder, wenn sie etwa einem Alpenvereine angehören, über hohe „schieche" Bergjöcher zu machen. Genug, daß wir uns in der Thalebene zu Calliano zusammenfinden, um von dort unsere kurze Bergfahrt auf jene grünen Höhen anzutreten.

Als ein ziemlich stattliches Dorf liegt dieses Calliano — einst vielleicht das Gut eines römischen Gallus, ein praedium Gallianum — am linken Etschufer zwischen Trient und Roveredo, doch näher dem letztern, als dem erstern. Das Etschthal buchtet sich nach Osten aus, nach welcher Richtung hin auch in der Kalkgebirgskette ein Riß offen liegt, den wir Schlucht oder Thal nennen können. Den Eingang sperrt ein ziemlich hoher kegelförmiger Hügel, auf dessen Kuppe ein aus einer Tiroler Weihnachtskrippe weggenommenes vergrößertes israelitisches Städtchen liegt, ein Häufchen von niedrigen Gebäuden, von welchem nördlich ein Sattel sich einsenkt, südlich aber eine tiefe enge Felsenschlucht steil abstürzt. Es führt den Namen „Schloß"

Beſeno und gehört der gräflichen Familie v. Trapp in Innsbruck. Links oben bei Calliano liegt ein zweites Dorf, Namens Beſenello, hinter welchem zerriſſene Kalkfelſenwände ſteil anſteigen. Bei längerem heftigem Regen ſchießt das Waſſer aus allen dieſen Schründen und Klüften zuſammen und wälzt ſich als wilder Schutt- und Geröllſtrom mitten durch die Rebengefilde herab. Und es wächst doch, wie man in Tirol ſagt, der prächtigſte Wein in dieſer anmuthigen Thalbucht! Wie lange noch? — muß man unwillkürlich fragen, wenn man dieſe ſchon bedenklich breiten weiß ſchimmernden Geröllflächen ſieht. Auch auf der Südſeite des Dorfes hat ein Wildbach, welcher aus der erwähnten Felſenklamm unter dem Schloſſe kommt, ſich ein weites Bett gegraben, in welchem er ſich mit unruhigem Gewiſſen hin und her wirft; er heißt „el Rospoch“ d. i. der Roßbach und hat ſeine Quellen öſtlich hinter dem Schloſſe auf den grünen Höhen von Folgareit. Eine Strecke weit jenſeits des Roßbaches unter ſchauerlichen Felſenwänden blickt mitten aus einem abgeſtürzten von grünem Pflanzenwuchs dürftig überſponnenen Felſentrümmermeer ein altes Schloß langweilig heraus; die Italiener nennen es Caſtel Pietra, die Deutſchen mit einem alten Namen Stein am Callian. Ihm gegenüber am rechten Etſchufer liegt das Dorf Nomi ebenfalls mit Trümmern eines Schloſſes; auf demſelben wurde im Jahre 1525 ein unglücklicher Gerichtsherr von den rebelliſchen Bauern gefangen, in einen Taubenſchlag geſperrt und den

Flammen preisgegeben, aus welcher Geschichte vor nicht langer Zeit ein wälschtirolischer Dichter, dem das Schicksal des armen Herrn tief zu Herzen ging, eine absonderlich rührende und schöne Tragödie verfertigt hat. Wer aber erst am 10. August 1487 hier gestanden wäre! Da stürzte sich der Stadthauptmann von Trient Friedrich von Cappel, welcher schon bei Granson und Murten in der Schweiz dabei gewesen, mit den Trientinern und dem ringsum aufgebotenen auf den Höhen erscheinenden Landsturm auf ein venetianisches Heer und brachte ihm eine schwere Niederlage bei; selbst der venetianische Feldhauptmann San Severino fand dort seinen Tod und in Trient ein ehrenvolles Grab. Die heutigen Dichter von Trient mögen über diese Schlacht nicht mehr viel singen und sagen; wenn aber die Priester in der Kirche von Calliano Messe und Vesper singen, so klingt darin noch immer etwas wie ein Triumph- und Siegesgesang und hört es jeder leicht heraus, welcher weiß, daß eben dem Andenken an jenen ruhmreichen Tag die Kirche ihre Gründung verdankt. Nur bis hieher gelangte auf seiner einstigen Kriegsfahrt in's Etschland der Löwe von San Marco, das Clima nördlich von Calliano vertrug er nicht mehr; durch volle hundert Jahre aber stand er dort ober Calliano, wo der Berg nahe zur Etsch vorspringt, auf der freilich oft durchbrochenen und sehr unsichern Gränze der Republik an einer Stelle, welche noch heute „al muraz“ (zur alten Mauer) heißt.

Nun treten wir die Bergfahrt an. Wie eine Spirale windet sich der Weg am Schloßhügel hinauf und geht dann, anfangs ziemlich gemächlich, durch ein felsiges Thal einwärts. Die Cultur liegt hier mit der Natur in schwerem Kampfe und es ist nicht zu verkennen, daß die letztere die stärkere ist. Da oben an der nördlichen Bergseite ist der Wald zerstört, das Wasser hat von Zeit zu Zeit für seine stürmische Arbeit einen bösen Tag frei. Da ist die Golla, welche links aus einer zerrissenen Bergschlucht hervorbraust — nein, sie braust nicht, heute ist sie ein kleines unschuldiges Bächlein und spielt harmlos mit Blumen, wie einst ein rauher Kriegsmann des Mittelalters Helm und Harnisch und Schwert ablegte, mit seinen Kindern spielte und dabei die begangenen Unthaten vergaß. Wir sind etwa seit einer guten Stunde auf dem Wege, welcher nun etwas ansteigt und durch ein Dorf führt. Es heißt Mezzomonte oder zu deutsch Mitterberg und gehört bereits zur Gemeinde Folgareit; es findet sich dort gar nichts Merkwürdiges, als eine deutsche Wirthin, welche in der Regel so guten Wein schenkt, daß der Wandersmann, wenn er nicht von heißer Forsch- und Wißbegierde unwiderstehlich vorwärts getrieben wird, schwerlich ohne halbstündige Rast daran vorüberkommt. Müssen Einem diese Wirthshäuser doch immer knapp am Wege liegen! Der rauhe Weg steigt nun in Krümmungen den Berg hinan, wir kommen höher und höher, aber Feigen- und Maulbeerbaum und die Rebe bleiben allmälig hinter uns

zurück. Endlich sind wir oben auf der Höhe bei einigen Häusern und einem alten Kirchlein des in Südtirol beliebten heiligen Valentin. Schade, daß wir nicht schon vor ungefähr hundert Jahren am dritten Sonntag im Mai hergekommen sind! Da hätten wir hier noch den „Bohnenkirchtag" lustig mitfeiern können und hätte uns die Gemeinde Folgareit großmüthigst gleich den andern Kirchweihgästen unentgeldlich — nur die Löffel dazu hätten wir selbst mitbringen müssen — eine Bohnensuppe verabreichen lassen. Heute ist da alles ruhig und still, der hl. Valentin ist in effigie im Kirchlein eingesperrt und läßt neugierige Fremde nicht ein, nur einige blondhaarige Kinder stehen am Wege und setzen mit ihrem Spiele aus, bis wir vorüber sind.

Vor uns liegt Feld und Wiese und links oben schöner Fichtenwald, rechts senkt sich die malerische Schlucht des Roßbaches tief ab und jenseits derselben dehnen sich wieder Wiesen und Fichtenwälder in bunter Abwechslung aus. Seid gegrüßt, ihr herrlichen grünen Höhen von Folgareit! Dort liegt es schon ganz nahe vor uns, das Hauptdorf mit der freundlich winkenden Kirche, um welche herum ein versprengtes kleines Stück Deutschland — im Grabe ruht. Wälsche Laute begrüßen uns, doch die zwei Alten dort reden noch deutsch. Die Thalschlucht zieht sich stets ansteigend noch ziemlich weit nach Osten hin, besäet mit Häusern und Höfen — so bauten nur Deutsche, nie und nimmer aber Leute romanischen Stammes! Bei

diesen letztern muß Haus an Haus stehen und alles hübsch zusammengedrängt sein in bunter Unordnung, hin und wieder ein stolzes Herrenhaus, da aber, wo der Bauer wohnt, recht malerische Halbruinen, holprige Dorf- und Thorwege, halsbrecherische schmale steinerne Stiegen ohne Geländer und lebensgefährlich aussehende Söller, deren Stangen mit Hadern und Lappen überhängt sind. Nichts davon in Folgareit. Es hat ganz das Aussehen eines stattlichen deutschen Alpendorfes; um es mit Einem Blicke zu überschauen, hätten wir freilich von Süden statt von Westen her kommen sollen.

Das Gemeindegebiet von Folgareit*) erstreckt sich über 1¼ österr. Quadratmeilen und umfaßt sechs Kirchdörfer mit 934 Häusern und 3400 Einwohnern. Durch Mitterberg sind wir gekommen und im Hauptdorfe befinden wir uns; dort nach Südwesten auf dem Berge liegt Guardia oder Warth, nach Süden hinter dem Walde versteckt Serrada oder Fra. Um die beiden andern Dörfer zu sehen, müssen wir östlich über den waldigen Bergsattel — den Som — hinüber, wo sich uns eine weite Aussicht auf eine bergumkränzte wald- und wiesenreiche Hochebene eröffnet. Gleich am

*) Der Name Folgareit, ital. Folgaria (langes i) hat verschiedene Deutungen erfahren. Bottèa will ihn vom lat. Fulgur = Blitz, ableiten, Steub denkt an Filicheria = Farrenplatz; die Deutschen im Orte selbst deuteten: „viel Gereut" oder „voll Gereut." Solcher Möglichkeiten gibt es noch mehrere. Die Einwohner heißen in der Umgegend i Folgareiteri. In Wälschtirol gibt es auch Familiennamen Folghereiter, Folgareit, Forgareit und Forgherait.

Abstieg liegt St. Sebastian und noch eine Stunde weiter hinaus nach rechts Nosellari oder Haslach. Außer diesen Dörfern gibt es noch eine Menge von Weilern und Gehöften mit mehr oder weniger verdorbenen Namen, wie Ecken, Spilzi, Birti (Wirth), Pener, Caimi, Cueli, Tezzeli (vom alten Namen Thassilo), Girardi, Perempruner*) u. s. w. Folgareit ist daher eine der größten Landgemeinden Tirols.

Es gibt in Tirol eine große wälsche Gemeinde, welche sich schon von Alters her mit wahrem Ahnenstolze „la magnifica communitade“ nennt, nämlich Ampezzo. Folgareit ist aber auch eine „großherrliche Gemeinde“ und hat eine Geschichte, welche nicht blos durchlebt, sondern nachträglich auch recht hübsch geschrieben und an das Licht gestellt worden ist. Das ist aber so gekommen.

Im Jahre 1850 kam Herr Thomas Vigil Bottèa, von Monclassico im Sulzberg gebürtig, als Pfarrer nach Folgareit. Die Gegend mag ihm nicht übel gefallen haben, jedoch mochte er sich in die unausgesetzte Betrachtung der grünen Wiesen und Wälder eben so wenig vertiefen, als in ein ausschließliches Studium der subtilen heiligen Theologie und weil er

*) Der Name erinnert an das interessante Gemeindewappen von Vallarsa, östlich von Roveredo, nämlich: zwei Bären an einem Brunnen. Vallarsa war früher auch deutsch und kann vielleicht in älterer Zeit bei den umwohnenden Deutschen Bärenbrunn geheißen haben.

sein Pfarrdorf selbst auch näher kennen lernen wollte, geriet er eines schönen Tages unversehens in ein düsteres Gewölbe und merkte bald, daß es das Gemeindearchiv sein müsse. Es sah da nach seiner Beschreibung fast urweltlich aus, denn seit langen Jahren war der sonst nach Schoppenhauer auch als Weltregent vielbeschäftigte Zufall allein Archivar gewesen. Pfarrer Bottèa zählt zu jenen Priestern, welche es für eine schöne Aufgabe erachten, weniger durch kühne Predigten gegen den modernen Staat, als vielmehr durch literarische und geschichtliche Arbeiten sich den Dank wenigstens der Nachwelt zu verdienen. Leider sind solche Priester heut zu Tage in Tirol so dünn gesäet, daß man sie alle leicht an den Fingern herzählen kann. Die Beschäftigung mit alten gefährlichen Geschichten wird ja an maßgebender Stelle bei Geistlichen nicht mehr gerne gesehen nnd ein gelehrter Urkunden lesender Priester hat in der Regel eben so wenig Aussicht auf eine gute Pfründe oder ein Kanonikat, als ein weltlicher Dichter im einstigen Oesterreich seine eiteln Wünsche zum Titel und Charakter eines Hofrathes erheben durfte, was allerdings das Gute hatte, manche von der Drucklegung ihrer Gedichte abzuschrecken. Daran dachte aber Don Bottèa nicht, sondern ging rüstig daran, das Archiv zu ordnen. Er ließ es jedoch, als er nach zwei Jahren damit fertig war, dabei nicht bewenden, sondern unternahm es auch, alle die unterschiedlichen Begebenheiten, von denen die 36 umfangreichen Aktenbündel berichteten, schriftlich auf-

zuzeichnen und zusammen zu stellen. Als er im Jahre 1860 als Dekan nach Pergine ging, ließ die Gemeinde Folgareit seine „Cronaca di Folgaria“*) in schöner Ausstattung drucken und derselben eine schöne von ihrer freudigen Erkenntlichkeit Zeugschaft ablegende Abschiedswidmung vorangehen. Diese Cronaca oder Chronik ist sehr fleißig gearbeitet und mit Freimuth, Wärme und Liebe geschrieben; der italienische Pfarrer ist gerecht genug, den Folgareitern ihren deutschen Ursprung nicht abzustreiten und sie für Deutsche gelten zu lassen, welche die italienische Sprache angenommen. Dabei fühlt er für den Süden naturgemäß allerdings viel wärmer, als für den Norden. Es dürfte freilich seinem Werke zu Statten gekommen sein, wenn er auch die deutschen Urkunden des Archivs verstanden hätte.

Die ganze Gegend von Folgareit war in älterer Zeit Wald; wann die ersten Ansiedler in den Lichtungen desselben ihre Blockhütten gebaut haben, ist

*) Der Titel lautet: Cronaca di Folgaria compilata dal Parroco Don Tommaso Bottèa nel 1858. Trient 1860, gr. 8, 198 S. — Als Herr Bottèa in Pergine als Dekan einzog, überreichte ihm auch die dortige Gemeindevertretung ein eigens für diesen Anlaß gedrucktes Werklein mit zwei werthvollen Abhandlungen, der einen von Franz Stephan v. Bartolamei über Charakter, Gebräuche und Sitten des dortigen Volkes (1811 geschrieben), der andern (1821 geschrieben) vom Pfarrer von Pergine Franz v. Tecini über die deutsche Alpenbevölkerung in Südtirol und im Venetianischen. Später verlautete, Herr Bottèa werde auch eine Geschichte von Pergine schreiben, von welcher jedoch bis jetzt noch nichts im Drucke erschienen ist.

unbekannt. Die Grundlagen der heutigen Gemeinde wurden wahrscheinlich im Jahre 1216 gelegt, als der Trientner Bischof Friedrich von Wangen, der thätigste und energischeste von allen, welche jemals im alten Trient das Szepter der weltlichen Herrschaft zugleich mit dem Krummstab gehalten, den Berg Costa Cartura dem Ulrich und Heinrich von Bozen verlieh mit der Anordnung, dort zwanzig oder mehr Höfe, so viel sie mit gutem Rechte nur könnten (viginti curtes seu mansos vel plures, quantoscunque sine fraude potuerint), zu gründen und darauf „gute, nützliche und kluge Arbeiter" zu berufen, welche das Gebiet auftheilen, urbar machen und davon dem Bischofe einen Zins zahlen sollten. Dies geschah; woher die guten, nützlichen und klugen Arbeiter kamen, ist unbekannt, jedoch gewiß, daß sie Deutsche und den Namen nach zu schließen auch Deutschtiroler waren. Es ist übrigens kaum zweifelhaft, daß diese Ansiedler ein Nachschub waren, dabei aber glaubwürdig, daß sie der Kern wurden, um welchen die Gemeinde sich bildete; denn sechs Jahre später, 1222, aus welchem Jahre die älteste Urkunde des Gemeindearchivs datirt, gab es bereits eine Gemeinde Folgareit mit sechzig Familien, welche auch ihre Kirche hatten. Um 1300 waren es schon 100, um 1500 bei 140 Familien und so wuchs die Gemeinde, indem sie namentlich von den sieben deutschen vizentinischen Gemeinden her Zufluß an Bevölkerung erhielt. Diese einwandernden Deutschen mögen auch die Sage der Abstammung von den alten

Cimbern mitgebracht und eingepflanzt haben, denn auch die Folgareiter wollen Cimbern sein, welche nach einer großen Schlacht in Italien in das Roßbachthal kamen und sich im heutigen Mitterberg niederließen. Eines Tages, erzählen die Alten von Folgareit, ging Einer auf die Jagd in die unermeßlichen Wälder der Gegend des heutigen Folgareit und fand dort eine schöne grüne Wiese, welche er „Schlicht" nannte (der Name haftet noch jetzt an einer Wiese ober dem Kirchdorfe). Darauf erhuben sich die Mitterberger Cimbern zum Theile, siedelten sich auf jener Wiese an und bauten nach und nach Folgareit. Mit der Zeit stiegen sie auch östlich über das Gebirge und gründeten Lafraun oder Lavarone, eine ehemals ebenfalls deutsche Gemeinde, von welcher ein Weiler noch heute den kräftigen Namen „Schlagenauf" führt.

Das Beste wäre für diese alten Folgareiter nun gewesen, wenn rings um ihr Gebiet wieder ein undurchdringlicher Urwald voll Bären, Wölfe und Leuen gewachsen wäre; dann wären sie dem wenig erfreulichen Loose, Anhängsel einer mittelalterlichen Lehensherrschaft zu werden, wol entronnen. So aber gehörte ihre Liebe und Treue sammt verschiedenen zu reichenden Abgaben den Herrn auf dem Schloß Beseno, welches wir bereits auf dem Wege nach Folgareit gesehen und auch umgangen haben. Es standen sogar auf jenem Hügel ursprünglich zwei Schlösser, deren unbekannter Erbauer sich mit Gedanken an künftige Weltherrschaft getragen haben muß, denn das Eine schaute trutzig

gegen Norden, das andere aber noch trutziger gegen Süden. Beide aber kamen sie ungeachtet ihres trutzigen Aussehens an Herrn, welche keine Welteroberer waren, nämlich an die Bischöfe von Trient, von denen Einer im Jahre 1300 einen Mittelbau einfügte und so aus den zwei Burgen Eine machte *). Bald darauf wurden die im Lagerthal — so heißt das Etschthal von Calliano abwärts — weithin begüterten und herrschenden Castelbarker auch mit dieser Herrschaft belehnt und blieben es bis in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhundertes. Die Castelbarker scheinen, was ihnen noch nachträglich Ehre macht, gegen die Folgareiter keine Unmenschen gewesen zu sein; denn schon 1315 erhielt die Gemeinde ein eigenes Statut, dessen Inhalt aber Don Bottèa aus den Akten nicht mehr zusammenzustellen vermochte, obwol die Folgareiter bei spätern Händeln mit ihrer Herrschaft sehr häufig sich darauf berufen. Die Castelkbarker hatten übrigens in Folgareit selbst eigenen Besitz und bestellten darüber stets nur aus den dortigen Einwohnern einen Gastalden oder Vikar; ja im heißen Sommer pflegten sie, wenn sie nicht gerade anderswo besondere Händel hatten, sich den Harnisch zu lüften und leichter aufathmend nach ganz moderner Art auch dorthin in

*) Der Name Beseno dürfte wol, der Doppelmündung des Roßbachthales entsprechend, ein lat. bi—sinus zur Grundlage haben. Er findet sich urkundlich in Formen, wie Bisino, Biseno, Besino, Beseno, Bizin, Pesena, Pisein, Pizenum, Bezana u. s. w.

die Sommerfrische zu gehen. Den Folgareitern schmeichelte die große Ehre so sehr, daß sie auch ihrerseits die vertragsmäßige Gepflogenheit einführten, den hochgebietenden Sommerfrischlern am St. Lorenztage ein prächtiges Gastmal mit so und so viel Gängen, nicht etwa blos eine Suppe, wie sie am Bohnenkirchtag zu St. Valentin gekocht wurde, zu bereiten. Sie selbst ließen sich an diesem schönen Tage auch etwas Reichlicheres an Speise und Trank zu Gute kommen; denn der hl. Lorenz war schon von Alters her der Kirchenpatron und bei der Kirchweihe pflegen in Tirol selbst die frömmsten Bauern Nachmittags ein Gläschen über den Durst zu trinken und abends, wenn nur der Pfarrer nicht gleich ein Donnerwetter losläßt, auch ein Tänzchen zu wagen.

Gegen das Jahr 1430 kam Folgareit unter die Oberherrlichkeit der Venetianer, welchen man nachrühmen muß, daß sie die deutschen Bergbewohner überhaupt überall vernünftig behandelten und zu treu ergebenen Bürgern der Republik zu machen verstanden. Auch Folgareit erhielt von ihnen werthvolle Privilegien. Einer der neun Punkte derselben war, daß die Folgareiter, falls der auf die Seite der Visconti in Mailand übergetretene Herr Marcabruno von Beseno sich mit der Republik wieder befreundete, nicht mehr unter seine Herrschaft kämen und überhaupt ohne ihren Willen und ihre freie Zustimmung keinem Herrn mehr unterthänig werden sollten. Auch durften sie sich einen eigenen Gastalden oder Vikar d. i. Richter wählen,

welcher nur vom Prätor in Roveredo bestätigt werden mußte. In diesen Kelch des neuen Glückes fielen aber einige bittere Tropfen. Im Jahre 1440 wüthete die Pest und kam ein fürstbischöfliches Fähnlein Soldaten — es sollen auch Dienstleute Wilhelms von Castelbarko dabei gewesen sein — von Trient nach Folgareit, welche die Häuser ausraubten und verbrannten, viele Leute ermordeten und alle mißhandelten, welche sich nicht durch die Flucht gerettet hatten. Manche Familie wurde ausgemordet, manche suchte sichere Unterkunft in entlegenen Gegenden. Es war die Bluttaufe der neuen Freiheit, welche später noch lange mit vielen Opfern vertheidigt werden mußte.

Als mit Anfang des 16. Jahrhundertes die venetianische Herrschaft im untern Etschthal hinfällig geworden, kam Folgareit an Tirol und erhielt vom Kaiser Maximilian I. die Bestätigung seiner Freiheiten. Im Jahre 1520 schwuren die Folgareiter in Roveredo dem Kaiser Karl V. und seinem Bruder Ferdinand als Grafen von Tirol den Eid der Treue; ihre Freiheiten wurden abermals und später auch im Jahre 1532, indem Folgareit für ein Lehen des Reiches angesehen wurde, feierlich bestätigt. Nun hätte die Gemeinde frisch und fröhlich aufblühen können, wenn es nicht schon in jenen Tagen Leute gegeben hätte, welche die guten alten Feudalrechte nicht vergessen können und die Vergangenheit gewaltsam an die Stelle der Zukunft setzen wollen.

Markabruno von Castelbarko hatte im Jahre 1456

die Lehensherrschaft Beseno an den Erzherzog Sigismund, den Landesfürsten von Tirol verkauft, welcher dieselbe im Jahre 1470 dem Herrn Jakob v. Trapp verlieh. Im folgenden Jahre wurde dieser auch vom Bischofe von Trient förmlich damit belehnt. Nachdem Folgareit an Tirol gekommen, versuchten die Herrn v. Trapp allmälig wieder die alten Rechte der Gerichtsbarkeit dort geltend zu machen, woraus eine lange Reihe von Streitigkeiten entstand, welche bis in's achtzehnte Jahrhundert fortdauerten. Manche Trübsal kam in dieser langen Zeit über die Folgareiter, welche als Bürger der Republik Venedig schon längst verlernt hatten, als vile pecus mittelalterlicher Feudalherrn zu gelten und ihre damals erworbenen und von den tirolischen Landesfürsten bestätigten Rechte und Freiheiten mannhaft und ausdauernd vertheidigten.

Zum vollen Ausbruche kam der Streit erst im Jahre 1578. Als die Folgareiter sahen, daß die Herrn von Beseno mit ihren Ansprüchen immer entschiedener hervortraten und bereits die Gerichtsbarkeit auszuüben begannen, versammelten sie sich und ermannten sich zu einem energischen Protest. Es wurden 28 Männer gewählt, welche eine aus achtzehn Punkten bestehende Beschwerdeschrift verfaßten und durch die Prokuratoren der Gemeinde, nämlich Andreas Ceschi von Borgo, Johann Schensberger und Johann Pfettner von Folgareit dem Erzherzog in Innsbruck übersenden ließen. Die Folge war, daß derselbe den Herrn von Beseno, Oswald von Trapp, zur Rechtfertigung auf-

forderte. Dieser lud nun alle Familienväter von Folgareit, welche über 25 Jahre alt waren, mit Ausnahme der Verfasser der Beschwerdeschrift ein, an einem bestimmten Tage im Schlosse Beseno zu erscheinen. Die Folgareiter erschienen wirklich auf dem Schloßplatze, brachten aber ihre 28 Schriftgelehrten auch mit. Der Herr Graf wollte mit jedem der Erschienenen einzeln sprechen, was dieselben entschieden ablehnten. Er kam nun selbst, hielt eine derbe Strafrede, ließ die gegen ihn vorgebrachten Beschwerdepunkte in deutscher und italienischer Sprache verlesen und forderte, daß jeder einzeln erkläre, wie er sich dazu verhalte. Niemand von den Folgareitern antwortete darauf; sie verlangten vielmehr drei Tage Bedenkzeit. Entrüstet befahl der Graf seinem Notar, die Namen der Folgareiter aufzuzeichnen, aber diese blieben alle wieder eben so stumm wie zuvor und der Notar konnte nur, als sie durch das Schloßpförtchen abzogen, die theuern Häupter geschwind noch alle zählen, um dem Grafen zu melden, es seien ihrer im Ganzen 235 da gewesen. Die darauf erfolgte Rechtfertigung des Grafen scheint den Erzherzog nicht befriedigt zu haben, denn er beauftragte den Prätor von Roveredo, die Gemeindevertreter von Folgareit einen neuen Schwur der Treue gegen den Landesfürsten ablegen zu lassen und darüber zu wachen, daß die Feudalherrn von Beseno nicht weitere Versuche zur Ausübung gerichtsherrlicher Rechte in Folgareit wagten. Der Graf ließ aber bald darauf sechs Folgareiter einsperren und lud

auch andere vor, um sie angeblich von Regierungsverordnungen in Kenntniß zu setzen. Die Folgareiter erhuben sich voll Wuth und schickten ungefähr 200 der ihrigen mit Waffen wol ausgerüstet nach Innsbruck, damit sie dort dem Erzherzog die Beschwerden persönlich und mit gehörigem Nachdrucke vortrügen. Diese kriegerische Gesandtschaft gelangte aber nur bis nach Bozen, wo der Commandant auf höhern von dem Grafen erwirkten Befehl mit 400 Mann den Folgareitern entgegen rückte, ihnen den Weg sperrte und sogar 88 derselben durch sechs Tage als Gefangene in Gewahrsam hielt. Es müssen gar entschlossene Leute gewesen sein, diese alten deutschen Folgareiter!

Der Streit zog sich nun wieder unentschieden viele Jahre in die Länge und führte im Jahre 1593 eine blutige Episode herbei. Die Folgareiter wurden beschuldigt, daß der Wirth Matthäus Schensberger den Grafen Trapp habe vergiften wollen. Am 4. Februar kamen dreißig Männer, theils Dienstleute des Grafen, theils dessen Freunde aus Roveredo insgeheim nach Folgareit in den Pfarrwidum, in welchem sich ein gewisser Benetti als Kaplan befand, nach Bottèa's Erzählung ein unsauberes Individuum, aber eine Creatur des Herrn von Besenо, welcher sich auch das Pfarrpatronat anmaßte, während der wirkliche Pfarrer in einem Privathause wohnen mußte. Am folgenden Morgen früh überfielen sie die Frau des Wirthes, als sie in die Kirche ging, entrissen ihr den Hausschlüssel,

holten den Wirth, den ein Axthieb zur Vertheidigung unfähig machte, aus dem Bette und schleppten beide Gatten gebunden fort. In Folgareit entstand Lärm, die beiden Gefangenen wurden wieder befreit, jedoch fünf Folgareiter durch Flintenschüsse getödtet, während einer der Dienstmänner des Grafen noch auf dem Wege nach dem Schlosse den erhaltenen Wunden erlag. Die Regierung hinkte, wie gewöhnlich, langsam hintenher; nach einem halben Jahre beauftragte der Landesfürst seinen Rath und kaiserlichen Hauptmann auf dem Schlosse zu Arco, Konrad Schuestel, mit der Fortführung des Prozesses. Der Anklage der Folgareiter wegen verübter Gewaltthat setzte Graf Trapp die seinige wegen an ihm versuchten Giftmordes entgegen; außerdem beschuldigte er die Folgareiter schwerer Unehrerbietigkeit gegen den Landesfürsten Erzherzog Ferdinand II. Sie sollten gesagt haben, die Armen fänden bei demselben, da er nur dem Spiele, den H . . . ., der Jagd und dem Trunke nachhänge, keine Gerechtigkeit; sie würden ihm daher beim ersten Kriege den Rücken kehren und sich den Venetianern ergeben. Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn die bis auf das Blut gepeinigten Folgareiter einmal in der Hitze wirklich ähnliches hätten verlauten lassen; es konnte jedoch weder die eine, noch die andere Beschuldigung erwiesen werden. Im folgenden Jahre erfolgte der Urtheilsspruch in Arco dahin, daß die dort eingesperrten sieben Folgareiter frei gelassen werden sollten unter der Bedingung, daß sie die Prozeßkosten zahlten.

Sie weigerten sich dessen und die sieben blieben noch über zwei Jahre eingesperrt, bis sie endlich zahlten und nach Hause gingen. Schließlich wurde doch noch Graf Trapp vom Kaiser Rudolf II. zur Zahlung der Kosten gezwungen. Aber der eigentliche Streit war damit noch nicht abgethan; erst im Jahre 1612 entschied Erzherzog Maximilian, daß den Herrn von Trapp in Folgareit weder die Gerichtsbarkeit noch ein anderes Recht außer dem schon früher erkauften Zehent und ihrem Privatbesitz zustehe.

Die Folgareiter waren darüber sehr glücklich; aber trotz allem gerieten sie mit den Herrn von Beseno bald wieder in Streit, besonders wegen des Zehents, betreffs dessen sie jedoch im Jahre 1633 den Kürzern zogen und viel zahlen mußten. Dadurch ermuthigt versuchte es Graf Sigismund von Trapp, anfangs nicht ohne Aussicht auf Erfolg, die Entscheidung über die Gerichtsbarkeit in Folgareit vom Bischof in Trient abhängig zu machen, allein die Folgareiter beugten sich nicht und erwehrten sich eben so tapfer auch der zudringlichen Liebe eines Hofarztes Panzoldi, welcher den sinnreichen Einfall hatte, sich zur Belohnung seiner großen Verdienste die Verleihung der Herrschaft über Folgareit zu erbitten. Der Ausgang der letzten Händel der Folgareiter mit den Grafen von Trapp fiel in das Jahr 1728.

Die Folgareiter hatten aber auch verschiedene andere Händel. Die Gränzstreitigkeiten mit den Herrn von Velo im Osten des Gemeindegebietes dauerten unter

allerlei Wechselfällen über 500 Jahre, von 1222 bis 1752 und endeten für die Gemeinde wol mit einigem Verlust, jedoch mit sicherer und dauernder Abgränzung ihres Gebietes. Viel kürzer, von 1605 bis 1752, aber unheilvoll war der Streit der Folgareiter mit den sogenannten Lastarolli, einem Völklein von Holzarbeitern, welches sich auf dem rechten Ufer des Astiko allmälig angesiedelt hatte, sich stark vermehrte und viele kühne den Wäldern verderbliche Uebergriffe in das Gebiet von Folgareit machte. Es kam zu häufigen gegenseitigen Gewaltthaten, bei denen es ohne Raub, Brand und Mord nicht abging, bis endlich auch hier zwischen den beiden streitenden Parteien durch höhere Entscheidung eine unüberschreitbare Gebietsgränze festgesetzt wurde.

Mit der streitbaren Kirche kamen die ebenfalls streitbaren Folgareiter im Ganzen gut aus. Nur einmal — im Jahre 1633 — lag auf der Gemeinde durch sechs Monate das Interdikt, weil sie einem vom Bischof gegen ihren Willen ernannten Pfarrer, obwol — oder vielleicht eben weil derselbe, Namens Peter Schensberger, ein Einheimischer war und als Prophet in der Heimat nichts galt, die Kirchen- und Widumschlüssel verweigerte. Da zum Interdikt auch noch eine pestartige Krankheit kam, wurden die Folgareiter bald mürbe und gaben um so lieber nach, als auch der Bischof ein vernünftiges Einsehen hatte und dem verschmähten Peter Schensberger eine andere bessere Pfarre verlieh.

Um allen im Laufe der Zeit sich erhebenden Stürmen gewachsen zu sein, bedurften die Folgareiter einer ihnen innern Halt und sittliche Kraft bietenden Gemeindeverfassung. Aus der ältesten Urkunde von 1222 ist zu ersehen, daß Folgareit schon damals eine Gemeinde mit einem Oberhaupt, Dekan genannt, und mit eigener Verwaltung bildete und daß alle wichtigen Angelegenheiten in den Versammlungen der Familienväter entschieden wurden. Von dem leider nicht mehr vorhandenen Gemeindestatut von 1315 ist schon die Rede gewesen, eben so vom Vikar oder Richter, welchen die Folgareiter vermöge der ihnen von der Republik Venedig verliehenen Privilegien selbst wählen durften und welchem in bürgerlichen Rechtssachen die Entscheidung zustand, während ihm in Strafsachen nur die Berichterstattung an die Prätur in Roveredo oblag. Jeden Montag, auf den kein Feiertag fiel, mußte er öffentliche Audienz ertheilen; er mußte ferner den Gemeindeverwaltern den Pflichteid abnehmen und auf Einladung ihren Versammlungen als Rathgeber beiwohnen. Sein Amt dauerte anfangs ein Jahr, später 18 Monate; er konnte aber wiedergewählt werden. Im Verzeichnisse der Richter von 1440 bis 1806 finden wir solche, welche mit Unterbrechungen öfter auch fünf oder sechs Mal wiedergewählt wurden; ja das Amt erscheint mitunter als dauerndes, wie z. B. bei einem Leonhard Rella, welcher dasselbe durch 42 Jahre ununterbrochen bekleidete. Als Gehalt bezog der Richter außer geringen Sporteln

einen ragnese*) monatlich. Im Jahre 1806 hob die bairische Regierung das Richteramt auf.

In der öffentlichen Regola oder Volksversammlung wurden jährlich — früher immer am St. Michaelstage (30. Sept.), später zu Neujahr — fünf Geschworene gewählt. Diese wählten sieben andere Männer als Amtskollegen; alle zwölf hießen sie der Rath oder auch il Governo. Später hießen auch die Einzelnen governi, deutsch wol „Guberner," wie man vielleicht aus einem in Tirol noch sich findenden Familiennamen schließen darf. Aus den fünf Geschworenen wurden zwei durch das Loos als eigentliche Oberhäupter — Sindaci — der Gemeinde bestimmt, welche die ausführenden Organe der im Rathe oder in der Gemeindeversammlung gefaßten Beschlüsse waren; außerdem besaßen sie verschiedene Befugnisse, welche durch bestimmte Gränzen beschränkt waren. Die zwölf Rathsmänner wählten aber noch jährlich im Ganzen 40 Vertreter einzelner kleiner Gemeindeabtheilungen; dieselben bildeten einen zweiten weitern Gemeinderath, welcher die Aufgabe hatte, dem Rathe der zwölf zur Seite zu stehen und Versuche zur Ueberschreitung der Befugnisse zu verhindern. Im Jahre 1617 schaffte man aus Sparsamkeit diesen Rath der Vierzig ab, sah sich jedoch durch gewichtige Gründe bald zur Wiedereinführung desselben bestimmt. Alle bedeutenden und wichtigen Angelegenheiten aber wurden in

*) Das Wort kommt vom deutschen „rheinisch"; ein ragnese betrug 4½ Pfund Berner oder 54 Kreuzer.

der vollen Gemeindeversammlung entschieden, welche stets durch ein Glockenzeichen berufen wurde und, wenn es die Jahreszeit erlaubte, auf einer Wiese oder auf dem Kirchplatze unter freiem Himmel tagte.

Die Cronaca rühmt die gute Ordnung, welche in Bezug auf die öffentliche Sittlichkeit, die Heiligung der Sonn- und Feiertage, die Obsorge für die Wälder, die Jagd u. a. m. strenge gehandhabt wurde. Niemand durfte liegendes Gut an Fremde verkaufen, bevor er dasselbe nicht zuerst den Angränzern, dann den nächsten Verwandten, endlich den Gemeinderäthen zum Kaufe angeboten hatte. Fremde wurden überhaupt nicht leicht in den Verband der Gemeinde aufgenommen; einem um die Aufnahme ansuchenden Edelmanne erklärten die Gemeindevertreter im Jahre 1667, es sei nicht gut, adelige und vornehm gekleidete Leute mit einem armen und rohen Volke in Eine Gemeinde zu vereinigen. Diese starre unter andern Verhältnissen zur Verknöcherung des öffentlichen Lebens führende Ausschließlichkeit erfüllte in Folgareit, wo ihre natürlichen schlimmen Folgen wegen des großen Umfanges der Gemeinde weniger zu Tage treten konnten, ihren besondern Zweck; nur sie machte es den Folgareitern möglich, ihre erst in den letzten Jahrzehnten trümmerhaft gewordene deutsche Sprache und Nationalität über ein halbes Jahrtausend lang zu bewahren. Die ganze Gemeindeverfassung war übrigens, wie in vielen andern auch deutschtirolischen zu Trient gehörigen Gemeinden, den Statuten von Trient nachgebildet.

Die Verwaltung der ausgedehnten Gemeinde war etwas kostspielig; während der Trapp'schen und anderer Händel mußte an die Rechtsvertreter in Innsbruck und Wien manches schöne Sümmchen gezahlt werden. So kam es, daß Folgareit nicht immer schuldenfrei blieb, ja im Jahre 1645 mit einer Gemeindeschuld von 37,000 Gulden belastet war. Dagegen hatte die Gemeinde reiche Erträgnisse von Alpen und Wäldern und ließ ihre Schulden nicht zu weit wachsen, wie denn auch die oben erwähnte Schuld nach dreißig Jahren wieder bei Kreuzer und Pfennig getilgt war.

In kirchlicher Hinsicht war Folgareit ursprünglich von der Pfarre zu Volano bei Roveredo abhängig, wohin auch alljährlich in den Bitt-Tagen eine Prozession ging und eine zehnpfündige Wachskerze geopfert werden mußte, welch letztere alte Verpflichtung erst 1850 gegen Erlag von hundert Gulden abgelöst wurde. In dem Verzeichniß der Seelsorger und Pfarrer von Folgareit erscheinen unter andern 1464 ein Johann Gehorsam aus Wien, 1502 ein Johann Reiter aus Landau, 1511 ein Johann Schensberger von Augsburg und 1596 noch ein Jakob Denk aus der Würzburger Diözese; die Folgareiter hatten also deutsche Priester aus entlegenen Orten, wie die ehemals deutschen Gemeinden im Vizentinischen. Von 1600 an erscheinen in Folgareit außer dem schon erwähnten von der Gemeinde verschmähten Peter Schensberger keine einheimische oder deutsche

Pfarrer mehr, sondern nur Italiener, besonders Trientiner oder Nons- und Sulzberger; die zahlreichen Geistlichen, welche die Gemeinde hervorbrachte, fanden ihre Stelle meist an den Kirchen der Nebendörfer. Ein Wallfahrts- oder Wunderort kam in Folgareit nicht auf; bemerkenswerth ist nur die Marienkapelle in dem vom Hauptdorfe eine Viertelstunde weiter nach Osten gelegenen Weiler Ecken, wo jährlich zu Mariä Geburt (8. und 9. September) eine weither besuchte Kirchweihe gefeiert und Markt gehalten wird. An kirchlichen Einrichtungen und schönen Bruderschaften fehlt es nicht; von den letztern ist die Fratalia oder die Bruderschaft vom guten Tode die älteste, da sie seit unvordenklichen Zeiten besteht und während der langen Händel mit den Herrn von Beseno und den Lastarolli auch sehr zweckmäßig war, weil damals kein Folgareiter, wenn er am Morgen lebenslustig aufstand, wissen konnte, ob er am Abend nicht erschlagen sein werde.

Hinsichtlich der alten Sitten und Gebräuche genüge es zu bemerken, daß sich die Folgareiter dadurch nicht wesentlich von andern deutschen Gebirgsbewohnern in Tirol unterscheiden. Fest eingewurzelt war namentlich der Hexenglaube. So glaubte man, daß die Hexen ihre zum Wettermachen im Laufe des Jahres nöthigen Zauberkräuter nur während des Feierabendläutens vor dem St. Johannistage (23. Juni) sammeln könnten; geläutet mußte zwar werden, allein dies durfte nur mit der kleinsten Glocke und mit einigen kurzen Schlägen geschehen. Im Jahre 1745 aber begab sich der Pfarrer

mit seinem Kaplan und einem andern jungen Manne an jenem Tage in den Thurm; sie verriegelten von innen die Thüre und fingen zur bestimmten Stunde an mit allen Glocken zu läuten. Das ganze Dorf geriet in Aufruhr und wurden gegen den Pfarrer, welcher sich kaum der Mißhandlung erwehrte, gräuliche Verwünschungen und Drohungen ausgestoßen. Dem muthigen Manne, welchem in jenem Sommer wol vor dem kleinsten Wölklein grausen mochte, kam der Himmel zu Hilfe: es hagelte nicht nur nie, sondern die Aernte fiel auch ungemein ergiebig aus. Von nun an konnte der Meßner an jenem Tage mit allen Glocken zum Feierabend läuten, so lange er nur wollte.

Von den Sagen des Volkes in Folgareit sind besonders einige über die Frau Berta, welche gegen die Gutgesinnten gnädig, gegen die Bösen und die Spötter aber grausam war, bemerkenswerth. Als ihr Gemal erscheint der „wilde Monn" d. i. der wilde Mann, welcher in den Wäldern nach Hexen jagte und sich, so Jemand ihn nächtlich vor dem Hause um einen Jagdtheil anrief, nicht foppen ließ, sondern ihm in der Nacht gleich eine halbe oder ganze geschundene Hexe an die Hausthüre nagelte, welche so lange daran hing, bis der Uebermüthige wieder wol gesegnet in den Wald und in die Nacht hinaus rief:

„Wilder Mann, Hual,
Nimm dein Thual!"

Heut zu Tage ist das Deutschthum in Folgareit eine Ruine. Da sind sie zwar noch alle, die deutschen

Familien- und Flurnamen, allein nur die Alten verstehen noch etwas davon*.) Es hat sogar in den Fünfziger und Sechziger Jahren an grimmigen Italianissimi mit rothen Hemden hier oben nicht gefehlt; seit 1870 hat aber auch diese Stimmung wieder zum Bessern umgeschlagen, man trägt wieder weiße Hemden und die Folgareiter wären gar nicht unglücklich darüber, wenn sie einen deutschen Lehrer fänden, welcher in der Volksschule durch einige Wochenstunden in der deutschen Sprache Unterricht ertheilte. Viele derselben gehen nämlich in deutsche Gegenden auf Arbeit und wissen die praktischen Vortheile, welche ihnen aus

*) Die Flur- und Oertlichkeitsnamen, wie sie auf der Catastralmappe verzeichnet sind, zeigen sich zum Theile leicht verständlich, wie z. B. Geistal, Reit, Horst, die Hölle, Oberwies, auf die Knotten (-Steinen), lange Wiesen, Mittelrain, Laitele, Craizlait, Mittereck, Enger, Rock, Regele, Maierhof, in die Thäler, die Au, Onderthal, Lommerpoch, lunga Arbeit, Silbereck, Brunnwiesen, Ortenloch, Bannholz, Streitwies, u. s. w., theils erscheinen sie wie verzauberte Prinzen, welche noch erlöst werden müssen, wie z. B Pregele, Graim (wie Grän in Nordtirol?), Leichile, Eizen (wol Eisen), Craizbe (Kreuzweg), Untern-, Obern- und Mittereim (-heim), Oanzi (Heinz), Chaizel (Häusel), Fragern, Bouchen, Neizen (z wie weiches s), Purst (Birsch — Jagd?) Huaeil (hohe Eiche), Cativthal (gegen Tiefthal), Aspil (Eschenbühel?), Termenthal, Tiefle u. s. w. Dazwischen hinein finden sich einzelne italienische Namen, wie Profinaz, Carbonari u. s. w. Der alte Name Costa Cartura ist nicht mehr zu finden.

der Kenntniß des Deutschen erwachsen, wol zu schätzen. Eine sehr entschieden deutsch und österreichisch gesinnte Partei gab es in Folgareit auch, als der Garibaldikultus in Wälschtirol noch in voller Blüte stand. Ich entsinne mich aus dem Anfange der Sechziger Jahre der Begegnung mit einem alten Bauern in Ecken, welcher mit mir politisirte und indem er mit der Hand nach Osten zeigte, mit einem ächt bäuerlichen Tropus begeistert rief: „Dort liegt Wien, dort ist die Deichsel unseres Wagens!“ Darauf führte er mich in seine Stube, öffnete einen Wandschrank und langte ein Buch heraus, welches er mit den Worten aufschlug: „Daraus habe ich noch gelernt, als ich in die Schule ging!“ Es war ein alter Katechismus in deutscher und italienischer Sprache; wie er mir gestand, hatte der Alte einst als Schulknabe sein Italienisch mit Hilfe des Deutschen aus diesem Buche gelernt.

Nur in St. Sebastian drüben ist die deutsche Haussprache noch bei kräftigem Leben und auch die Neugestaltung der bisherigen Schule als einer deutschen im Zuge. Man muß wahrlich die Zähigkeit bewundern, mit welcher sich die deutsche Haussprache dort oben trotz der drückenden Herrschaft des Italienischen in Kirche, Schule und Amt erhalten hat. Die Italianissimi wandten unter andern den Kunstgriff an, den Leuten vorzureden, ihre Sprache sei ein „todesco bastardo“, also etwas sehr monstruöses, hinter dem leicht auch der leidige Satan stecken konnte, eine Sprache der Wölfe und Bären, nicht aber gesitteter Menschen. Im

benachbarten eine Stunde weiter südwärts gelegenen Thale Terragnuol oder Laim nahm einst ein fanatischer italienischer Seelsorger den Alten einen Eid darauf ab, daß sie mit den Jungen nie deutsch reden wollten!

Doch den Genossen der Bergfahrt ist die Geschichte von Folgareit schon zu lang, das Reiseziel aber zu kurz und sie wollen noch weiter hinaufsteigen auf schöne grüne waldbekränzte Alpen. Ich muß ihnen rathen, für ihren Mundvorrath in Folgareit wol vorzusorgen und sich auf ihrer Wanderung vor jenen liebenswürdigen Epigonen einer altägiptischen Gottheit in Acht zu nehmen, welche sich stets in der Mitte einer Kuhherde befinden und wenn sie von weitem etwas Ungewohntes erblicken, ein unheimlich dumpfes Gebrülle erheben. Einer solchen Begegnung erfreute ich auch mich einmal, als ich mit einem Freunde in dieser Gegend über eine Alpe ging; wir konnten uns noch, bevor der brüllende Stier uns ganz nahe kam, in den schützenden Wald zurückziehen. Ein wälscher Senne lachte und meinte, es habe keine große Gefahr; „el ne ha za svoltolai tutti“, bemerkte er, „ma del resto l'è na bona bestia!“ (er hat uns zwar schon alle auf dem Boden gehabt, ist aber sonst ein frommes Thier). Aber auch sonst sind Alpenwanderungen nicht ganz ohne Gefahr; namentlich möchte ich vor der südlich von St. Sebastian sich ausbreitenden Karla-Alpe und dem darüber liegenden „Wolfseck“ gewarnt haben. Ein Meßner von St. Sebastian wollte einmal dort hinauf; da kam ihm ein großer Wolf entgegen und

schaute ihn mit schier feurigen Augen so glotzend an, daß der Mann über Stock und Stein nach Hause rannte, sich zwei Tage lang einsperrte und den Geistlichen sich selbst zu seiner Messe läuten ließ. Das wäre noch das Geringste; aber das Wolfseck ist auch der Blocksberg der Gegend und kommen dort nach der Aussage ehrwürdiger Matronen, welche solche Dinge genau wissen können, die Hexen zusammen. Der „wilde Mann" aber fängt dort nicht blos Hexen, sondern auch Kinder; kurz, das Wolfseck ist verrufen und ein Gang dorthin nicht unbedenklich. Doch, der wilde Mann ist ja todt; höre man zum Schlusse nur, was einem jungen St. Sebastianer, Gott hab sie selig, seine liebe Muhme, er aber wieder mir erzählt hat.

„Wenn der wil mann huam kimmt, vorscht [1]) ar de wil vrau: „Hast mar beruatet eppas za essa, warum i pin huare [2])?" Ma wenn de alte nou net gekoucht hat, küt [3]) se 'm mann, aß er gea nou za nema a bißla flaisch, che dopo [4]) well'm sa [5]) kouchen an guaten vormas [6]) un gibt'm derwail a schüssel voll met milch un a stuck ruggabruat za brocken ein. Gegeßt, daß er hat, vorscht ar de wil vrau, was es

[1]) vorschen = fragen.

[2]) = weil ich bin hungrig.

[3]) sagt.

[4]) ital. = daß oder weil dann.

[5]) = wolle ihm sie.

[6]) Vormas, s. m. = das Mittagessen. Das Wort ist im obern Etschthal und im Pusterthal, sowie bei den Cimbern und noch weiterhin gebräuchlich.

ist, che stinkt na menschaflaisch. De vrau küt'm, che dada sain da kuana leut un wenn ar a sölla flaisch essa will, kun ar gean af'n Wolfegg, che sa hat gasecht zwua kluane kinder, a Dirle [1]) un a kluas Bueble met a kluas körbla voll met eardbern un schwarzbern [2]) un wenn ar luaft, darwischt ar se nou. We dar hat gahuart dieses, hat ar gnianca [3]) gawischt a 'n schnabel, che dar ist galuaft we a vuchs. In a halbe stund ist ar da gawest met de armen kinder in sack; uas [4]) hat garuft de muatter, 's andere 'n vater. Der wil mann hat de kinder in de stube gatragt un de wil vrau hat se vom sack ausgezieht. „Est [5]) well ma se töadten un dopo siaden". Ma de alte vrau hat se net gawellt töadten lassen, warum se sain arza [6]) mager. „S' ist bessar, war tuan se in 'n stall, wo da sein gawest de viba [7]), einsperren un se mästen un dopo, wenn se sain vuast [8]), hon war miar flaisch za essa." So hab'n se gatan. A mal ist da könt [9]) der wil mann un hat köt [10]): „Reck aus an vingar

[1]) = Dirndle d. i. Dirnlein, Mädchen.

[2]) auch im Eisackthale und im Etschland gebräuchlich, = Heidelbeeren. In „eardbern" ist — rd — fast klanglos.

[3]) ital. ne anche, nicht einmal.

[4]) Mit Nasenlaut; = eines.

[5]) Erst.

[6]) allzu.

[7]) In Tirol weitverbreitetes Wort, = Mutterschaf lat. ovis.

[8]) feist; v nähert sich der Aussprache des w.

[9]) gekommen.

[10]) gesagt.

ba dieſem loch, i will ſchaug'n, aß du vuaſt piſt." S' Dirle hat ganomt a rais un hat's gaſteckt ba loch aus. Der wil mann hat köt: „Du piſt nou arza mager." An anders mal iſt er könt zornig un hat köt: „Mager oder vuaſt, kennt as den ſtouck*), i will euch de köpf ahacken." 's buable hat köt: „Laß mi ſeh'n, we du tuaſt met den beil". Der wil mann hat'n beil geb'n 'n bua, dopo hat ar ſe gemüßt knieen nider un der Bua hat'm gahackt nider 'n kopf un ou der wil vrau. Dopo ſain ſe gant huam ka der muatter un kan vater."

*) auf den Stock. — Die Ausſprache des betonten a iſt ſchwankend, eben ſo die Infinitivendung, entweder —'n oder —a.

X.

Herbſtausflüge in den Veroneſer Gebirgen. (1875.)

1. Ein Beſuch bei den Cimbern der alten dreizehn deutſchen Veroneſer Gemeinden.

Der Sommer dieſes Jahres war meiſt regneriſch geweſen und hatte manchem ſehnſuchtvollen Touriſten unaufhörlich Verdruß bereitet; um ſo ſchöner ließ ſich Anfangs September der Herbſt an. Nach dem Kalender allerdings ein Anachronismus, jedoch die ſtattliche Schneedecke, welche am 2. September auf den Bergen Nordtirols lag, galt niemanden mehr für ein Geſchenk des ſchönen Sommers, „des Kindes der Sonne," wie ihn ein ſchwediſcher Dichter nennt. An dieſem Tage fuhr ich nun, um dem zu frühzeitig Entwichenen nachzuſetzen, über den Brenner nach Süden, und ſtarrte troſtlos in die Nebel hinein, die links und rechts in die Thäler niederhiengen. Die Pflerſcher Ferner hinter Goſſenſaß ſchienen gar nichts davon zu wiſſen, daß das ſchwediſche Sonnenkind in dieſem Jahre auch Tirol beſucht habe. Endlich holte ich den Flüchtling in Brixen ein — eben dort wo nach Steub

Deutschitalien seinen Anfang nimmt. Mich zog es aber weiter hinab an Bozen und Trient vorüber nach Roveredo — vielleicht ließen sich zwölf kostbare dort verlebte Jahre des besten Mannesalters auch wieder finden. Mit nichten; nur den Sommer fand ich auch dort wieder, und er durfte sich wahrlich den mit schwerer Fruchtfülle gesegneten Feldern noch nicht so bald entziehen, sollten die Trauben und Feigen nicht bloß dicht hangen und schwer wiegen, sondern Alt und Jung zur Freude auch reif und süß werden.

Im stillen Roveredo sitzen und Seide spinnen? Nein, fort von da — aber wohin? Etwa durch das felsichte Judicarien und das zauberhafte Val Genova, wo die früher das Menschengeschlecht unbarmherzig verfolgenden, seit dem Trienter Concil aber unlösbar gebannten Satanasse und Hexen, in riesige Steinblöcke verzaubert, dem Wanderer hart am Wege sitzen, auf das ewige Eis des Adamello? Oder durch das grüne, friedliche, nicht an versteinerten Dämonen, wohl aber an Mineralien reiche Fleimser- und Fassathal hin auf die zu immer größerem Weltruhm aufwachsenden Dolomiten, hin auf die weitschauende begletscherte Marmolata? Sind doch Adamello und Marmolata die zwei gewaltigen wunderreichen Eckthürme der italienisch-tirolischen Bergveste und verdienen wol bewundert und — bestiegen zu werden. Dies schien mir jedoch ein allzu kecker Eingriff in die geheiligten Vorrechte der „Alpinisten," welche mit langen Bergstöcken, guten Lungen und Geld wol gerüstet sind,

beim Berganſteigen nicht gleich von Schweiß triefen und, was ihnen in unſerer allgemeinen Krachzeit zum beſondern Vorzug gereicht, auch gänzlich ſchwindelfrei mit den Gemſen um die Wette klettern. Dafür erwachte in mir wieder eine gewiſſe alte Luſt, und ich mochte ſie nicht unterdrücken, obwol ſie mir in früherer Zeit, als die Sturmwogen des Nationalitätsdranges noch höher giengen, den gar übeln gefährlichen Leumund eines Todeschiſſimo eingetragen, welcher alle Italiener ſammt dem glorreich regierenden Hauſe Savoien und dem Helden Garibaldi ohne Ausnahme kurzweg in Deutſchlands Taſche ſtecken wolle. Es war die Luſt, da unten wieder einmal den Spuren des untergegangenen Germanenthums ein bißchen nachzugehen, und ich erſah mir dafür zunächſt ein wol ſelten oder gar nie von Touriſten beſuchtes Gebiet — nämlich jenes der alten dreizehn deutſchen Veroneſer Gemeinden. Ganz nahe unten mußten ſie ja nach der Karte liegen, unweit Ala, ſüdlich hinter den ſteil aufſteigenden und jede Fernſicht auf das „mit der Seele geſuchte“ Land unerbittlich abſchneidenden Leſſiniſchen Bergen.

Viel merkwürdiges mochte dort allerdings nicht mehr zu finden ſein. Volle 42 Jahre ſind verfloſſen, ſeit Schmeller auf ſeiner erſten Reiſe zu den Cimbern (1833) auch das Gebiet der dreizehn Veroneſer Gemeinden betrat. Er fand damals, wie auf ſeiner zweiten elf Jahre ſpäter (1844) unternommenen Reiſe, die deutſche Sprache nur noch in Giazza, dem oberſten Dorfe des Progno-Thales, in kümmerlichen Reſten

auch in Campo Fontana lebendig. Seither aber war dort, wie mir angeblich Ortskundige duzendmal versichert hatten, jeder deutsche Laut spurlos verklungen; vielleicht möge, hieß es, etwa da oder dort noch ein steinalter Mann leben, der als kleiner Knabe cimbrisch gesprochen habe und sich noch einiger Wörter entsinne. Wie dem auch war, ich wollte endlich selbst sehen und hören, und im besten Falle noch die letzten Seufzer der sterbenden deutschen Sprache aus dem Munde des letzten Cimbers vernehmen. Die rechten Gefährten und Führer auf diesem Gange wären freilich Vater Steub — er mag es beim Leser verantworten, daß ich mich nach seinem Vorgang auch an eine „lyrische“ Reisebeschreibung wage — und Professor Ignaz Zingerle gewesen; aber weiß der Himmel, wo die Herren eben saßen — in keinem Falle, dessen war ich getrost, unter wilden Tannen, deren harzigen Zapfen auch der kunstreiche Gott Dionysos nimmer eine herzerfreuende Labe abzuringen vermocht hätte. Dafür gewann ich treue Begleiter an zwei jungen Roveredaner Professoren italienischer Zunge, was mich nicht gereute, da ihr heiteres Wesen auf dem ganzen Weg keine den ermatteten Wanderer sonst in unwirthlichen Gegenden leicht befallende Melancholie aufkommen ließ.

An einem schönen Vormittag kamen wir in die tirolische Gränzstadt Ala und nahmen Einkehr beim „Vapore.“ Dieses Gasthaus lag am Wege, welcher uns durch das rauhe Ronchi-Thal auf die Cima Pertica und das Gasthaus am Passe Revolta —

sechs bis sieben Stunden weit — führen sollte. Wir hatten uns bereits gegenseitig ausgeholt, ob etwa einer von uns mit den Tridentiner Alpinisten den unbesonnenen Schwur gethan, auf Bergfahrten nie den Rücken eines unedlen Einhufers zu besteigen, und da dies glücklicher Weise nicht der Fall war, gedachten wir den langen rauhen Weg bis Revolta auf dem Rücken sicher schreitender Maulthiere zurückzulegen. Die Schönheiten der Natur konnten wir dabei um so behaglicher genießen. Wir waren erst wenige Minuten im Gastzimmer, da schob sich durch die Thüre ein wackeliges schon bejahrtes Bäuerlein herein, welches gar vergnüglich schmunzelte und uns wie ein alter Bekannter vertraulich mittheilte: er habe in uns schon beim Einzug in die Stadt „Talpinisten“ *) erkannt, die ins Gebirge wollten, und sich darum die Freiheit genommen uns seine Mula, ein überaus sicheres und frommes Thier, welches schier Menschenverstand habe, zur Verfügung zu stellen. Wir belobten die Zuvorkommenheit des wackeren Mannes nach Gebühr, bedeuteten ihm aber, daß wir drei Maulthiere statt des einen brauchten, worauf sich Giambattista — so hieß das Bäuerlein — sogleich auf die Füße machte, um für uns noch zwei weitere Maulthiere aufzutreiben. In Ala war Jahrmarkt, und es ging daher auf den

*) „Talpinisti“ heißen den Bauern in Wälschtirol die sich „Alpinisti“ nennenden Mitglieder der italienischen Alpenvereine — mit komischer, aber absichtsloser Anlehnung an das Wort talpa, Maulwurf.

Gassen und im Gasthause lebhaft her. Ab und zu kamen Bauern und Viehhändler; da wurde beim Weine lange hin und her gestritten, bis man über Kauf und Verkauf eines Rindes einig wurde und der Käufer den Preis in blanken Napoleond'or auf den Tisch hinwarf. Am Küchenherde stand der wolbeleibte kräftige Wirth; der helle Widerschein des Feuers verklärte sein schweißtriefendes Gesicht, während sein energisches Commando das Gesinde nach allen Seiten hin in Bewegung setzte. Im Hofe zerrte ein in Gelb gekleideter Bänkelsänger, von Kindern umgeben, an einer riesigen Zugharmonika und sang mit gellender Stimme seine Canzonette, z. B. von der Engländerin, welche den untreuen Geliebten suchend um die Welt reist . . .

„Son la Inglisina
Tradita dall' amor,
Vado girando il mondo
A cercar il traditor."

Wie die rachsüchtige Engländerin um die Welt, so zog unterdessen auch unser Giambattista bei allen Müllern und Maulthierbesitzern in Ala herum. Stunden verrannen darüber; schließlich hatte er nichts gefunden, und wir hatten vergebens gewartet. Endlich kam noch ein Carbonaro und bot uns für den sechsstündigen Ritt nach Revolta zwei Maulthiere um den Preis von — vier und zwanzig Gulden an. Ein einstimmiges Nein donnerte dem unverschämten Kerl entgegen mit der Aufklärung, daß wir keine Engländer seien, worauf

er ohne Gegenrede abzog. Der gute Giambattiſta zog ein ſchiefes Mäulchen und ſein verwittertes Geſicht wurde erſt wieder heiter, als wir ihm erklärten, wir würden uns dennoch ſeines frommen Thieres bedienen. Wir wurden mit ihm leicht über den Preis einig, worauf er ſich zärtlich verabſchiedete und uns ſeinen Knecht mit der Mula ſchickte. Wir legten dem Thiere unſer Reiſegepäck auf und traten um 1 Uhr Nachmittags unſern Weg an. „Ecco i Talpinisti!“ flüſterten noch auf der Straße ſtehende Marktleute einander verſtändnißinnig zu.

Das Ronchi-Thal zieht ſich von Ala ungefähr vier Wegſtunden weit nach Südoſt; gleich am Eingange zweigt ſich rechts eine Schlucht ab, welche Val Bona heißt, und durch welche ein rauher Saumpfad gleichfalls in das Gebiet der dreizehn Gemeinden hinüber führt. Das Ronchi-Thal ſelbſt iſt am Eingange gut bebaut; bald aber weicht die Cultur in der Tiefe und am linkſeitigen Bergabhange hinter einigen maleriſch gelegenen Mühlen ausgedehnten Laubwäldern, während nach der Nordſeite hin die Ortſchaft Ronchi mit ihren weit zerſtreuten Gehöften auf einem vielfach durch Thalſchluchten zerriſſenen Mittelgebirge Raum gefunden hat. Noch heute gehört das Thal zum Gebiete der Stadt Ala, welche ſchon ſeit uralter Zeit Herrin desſelben iſt. Zur Lichtung der Wälder, die einſt das ganze Thal bedeckten, nahm ſie wol ſchon im 12. Jahrhundert Holzhacker und Kohlenbrenner aus dem jenſeitigen Cimbrien in ihre Dienſte; dieſelben ſiedelten

sich allmählig an, reuteten die Wälder und gründeten so auf ewige Weltzeiten die Ortschaft Ronchi, welche, nach Unabhängigkeit strebend, sich bald von Ala losriß und lange eine eigene Gemeinde bildete, bis sie vor etwa zwanzig Jahren in den Schoß der alten Mutter zurückkehrte. Noch im vorigen Jahrhundert mag in Ronchi cimbrisch gesprochen worden sein; auf deutschen Ursprung weisen Gehöfte- und Ortsnamen, wie Echeli (auch Giecheli, von Jeckel, Gieckel, cimbrisch für Jakob), Perg, Schincheri, Zettele, Calbisele (wol Galtwiesele, ähnlich der Gallwiese bei Innsbruck), Rom, Nodre (in Deutschtirol Neader oder Noader = Schattenseite), Aetla (Bach), Vantal (Thal) u. a. m. hin. Einige Sagen über die Frau Berta, in denen jedoch die altdeutsche Göttergestalt zum grauslichen Zerrbilde, ja selbst zum Plural (le Froberte) geworden, sind mir schon vor längeren Jahren aus dem Thale mitgetheilt worden.

So waren wir eigentlich hier bereits auf cimbrischem Boden. Auf einsamem Wege längs des Baches einwärts ziehend langten wir im Hintergrunde des Thales an, als die Sonne im Westen bereits hinter dem Höhenzuge des Monte Baldo hinunter sank. Rechts gerade aus zog sich eine Schlucht auf die Höhe hin, durch welche uns ein Weg gewiß schnurgerade nach Revolta geführt, wenn es nur einen solchen gegeben hätte; der Führer bezeichnete sie mit dem warnenden Namen Val Trappola. Wir bogen links ab, und bald begann ein steiler Aufstieg in dem breiten Rinnsal

einer Bergmuhre, durch welches zeitweilig bei heftigem Regen Gießbäche, im Frühjahre wol auch Schneelawinen niederstürzen. Giambattista's frommes Thier kletterte wacker, obwol es nun bald dem einen, bald dem andern von uns die Mühe des Anstieges erleichtern mußte. An einer Stelle hielt der Maulthierführer still und lüftete den Hut; hier war vor längern Jahren das Leben eines einsamen Wanderers zwei ruchlosen Mördern, welche zu erreichen der Arm irdischer Gerechtigkeit zu kurz war, zum Opfer gefallen. Kein Kreuz, kein Zeichen frommer Erinnerung stand da am Wege. Ich erinnerte mich auf einem Gange in die sieben deutschen Vicentiner Gemeinden einmal auch in einer Thalschlucht an einer Stelle vorbeigekommen zu sein, wo ein Mensch verunglückt war, und dort lag wenigstens ein großer Steinhaufen. Jeder Vorübergehende mußte nämlich — so gebot die, wenn ich nicht irre, auch in slavischen Ländern vorkommende Sitte — einen Stein auf die Unglücksstätte werfen. Hier nichts dergleichen. Die Stadt Ala wäre übrigens, da sie die Wälder von fünf Bergthälern ihr Eigenthum nennt, reich genug hier einen erträglichen Weg herzustellen; wie es aber scheint, will man auch den schlechten Weg noch ganz eingehen lassen, um den Schmugglern das lebhaft betriebene Handwerk so sauer wie möglich zu machen. Wenigstens war dies die Meinung unseres Führers. Was mochten nur die frisch abgeschnittenen Baumzweige, welche aus einem Zufall, der kein Zufall war, auf der ganzen Strecke

häufig mitten im Wege lagen, bedeuten? Es war die uns unverständliche stumme Runensprache der Schmuggler. Nur Giambattista's frommes Thier schien etwas davon zu verstehen; es las die Zweige begierig auf und knusperte daran, wobei es sich gleich manchen kühnen Interpreten um die dadurch angerichtete Verwirrung des Schrifttextes nicht kümmerte.

Wir kamen höher und höher; um so mächtiger reckte sich vor uns die breite Steinwand der Cima Frabulo empor, während links nach Norden hin die Felsen wie von Riesenarmen in bunten Thurm- und und Würfelformen übereinander geworfen waren. Die tiefen Risse in denselben, die sich am Grunde höhlenartig erweiterten, wurden vom Führer auf meine Frage als „spalonche“ (spelunca, ich dachte an Spiluk oder Brixen) bezeichnet. Es dämmerte schon, als wir endlich, an Schanzen vorüberkommend, welche die Tiroler Schützen im Jahre 1848 hier aufgeworfen haben, die Paßhöhe zwischen der Cima Pertica und der Cima Frabulo erreichten. Welche Enttäuschung! Ich hatte mir, durch eine falsche Beschreibung verführt, eine schön unter Gottes freiem Sternenhimmel gelegene grüne Hochebene vorgestellt, durch welche uns ein guter Weg gemächlich nach Revolta führen sollte; nun aber standen wir auf einem schmalen Grate, von dem sich eine tiefe nach Süden laufende Schlucht steil absenkte und uns die unerquickliche Aussicht in eine weite unwirthliche Felsenwüste geboten war. Der Weg führte uns weiter quer über den Ostabhang der Cima Pertica

hinaus auf eine steile steinichte Heide, wo uns Hundegebelle und Kuhschellen die Nähe einer menschlichen Wohnung verkündeten, und wo wir nach einigen Minuten auf den schmalen ebenen Platz vor dem Alpenhotel Revolta traten, ohne im Dunkel mehr wahrzunehmen, daß wir in diesem Augenblicke auch die Gränze überschritten und in das Königreich Italien einzogen. Vorsichtig zwischen gehörnten Vierfüßern hindurch, welche, auf dem Platze angebunden, hier der kühlen Nachtruhe pflegen sollten, drangen wir, von bellenden Hunden begleitet, in die hell erleuchtete Gaststube des Hotels vor.

Wenn nicht die Gaststube, so war es doch die Küche des Hauses. Nahe am Eingange stand der sehr niedrige, aber breite Herd, auf dem ein lustiges Feuer brannte. Der eine der beiden Tische war von italienisch redenden Landleuten besetzt, den andern nahmen wir ein. Am Feuer saßen zwei unvermeidliche langweilige Nimrode, welche die Beute des Tages, einen armseligen Hasen, an der Decke aufgehängt hatten. Da war auch noch der Wirth, einige Weiber und drei blondhaarige Kinder, ein elfjähriger Knabe und zwei kleinere Mädchen, die mit Hunden und Katzen im Gemache lärmend durcheinander liefen. Unser Nachtmahl bestand in Wein, zwei Hühnern und Reis. Alles italienisch — und doch die blondhaarigen Kinder! Wie lange mochte es her sein, seit hier das letzte cimbrische Wort verhallt war? Da trat der Knabe zu einem Weibe, welches sich neben mir mit einem Wassereimer zu schaffen

machte, und fragte: „Wear ſaint diſe man, muatter?“ „Ich woaß net, ſchwaig!“ lautete die Antwort. Da lag alſo zu meiner nicht geringen Ueberraſchung der letzte Cimber noch keineswegs im Sterben! Mit Ungeduld wartete ich, bis nach 10 Uhr die biedern Landleute und die zwei Jäger ihre goldenen Berge von Polenta verſpeist hatten und zur Ruhe gegangen waren; dann knüpfte ich mit dem Wirthe und den Weibern am Feuer des Herdes friſchweg ein deutſches Geſpräch an. Da wurden alle Geräthe, die um den Herd waren, von mir deutſch und von dem Wirthe cimbriſch benannt, bis letzterer mit Freude erklärte, ſein Cimbro ſei ja deutſch. Ich vernahm, daß das Cimbro in Giazza noch heute von Jung und Alt als Hausſprache geredet werde; auch in Funtà (Campo Fontana), einem nahe auf dem Berge gelegenen Dorfe, ſei es noch einigermaßen im Gebrauche, nur habe der Tod in den letzten Jahren manche alte Leute hingerafft, welche es ſo gut geſprochen, daß es eine Freude geweſen ſei, ſie zu hören. Alſo noch ganz ſo wie zu Schmellers Zeit! Volksſprachen haben ein zähes Leben. Ich fragte die Leute auch, ob ſie nie davon gehört hätten, daß vor etwa dreißig Jahren einmal ein Deutſcher durch acht Tage in Giazza oder, um cimbriſch zu reden, „ga Glietzen“ geweſen ſei und ſich alles, was er hörte, aufgeſchrieben habe, doch wollte niemand davon etwas wiſſen. Wie hätte ich mich gefreut, wäre ich hier noch einer Erinnerung an Schmeller begegnet! Er hätte es wahrlich um die Cimbern verdient. Ebenſo

fragte ich auch noch nach den Leuten, welche früher am einen Tische gesessen, und erfuhr, es seien Leute aus dem Vicentinischen, welche Vieh auf die nahen Alpen führen und dann über die Etsch hinüber auf den Monte Baldo „ze ünsar liaben vraun in der kruane" (Madonna di Corona) wallfahrten wollten; denn übermorgen sei der „suntak vun ünsar liaben vraun" (8. September, Mariä Geburt), und da werde dort ein großes Fest gefeiert.

Wir bekamen erträgliche Betten in einer Kammer, wo auf einem großen Tische eine hübsche Menge kleiner duftiger Ziegenkäslaibe — „kese vun goaßen" — lagen. An's Schlafen war lange nicht zu denken, da die über unserer Kammer auf dem Dachboden des Hauses auf Heu gelagerten Landleute — Männlein und Weiblein durcheinander — lärmten und lachten, sangen und johlten; dazu brüllten vor dem Hause die Rinder, welche sich öfter wiederholenden heftigen Regengüssen schutzlos preisgegeben waren, und krähten im Hühnerstalle die Hähne, die an der Zeit irre geworden waren. Von Müdigkeit überwältigt schliefen wir trotz allem spät nach Mitternacht ein, und als wir wieder erwachten, war es schon lichter Tag, und waren die nächtlichen Ruhestörer mit ihrem Vieh und ihren Hunden längst über alle Berge. Die frommen Wallfahrer mögen am folgenden Tage mit den welterfahrenen Beichtvätern bei „ünsar liaben vraun in der kruane" sich über allerlei auseinander zu setzen gehabt haben.

Nur die Wirthsleute waren da — Eugen Gaulle

der Wirth, Regina die Wirthin, dann deren Schweſter, die „muama“ (Muhme, Tante) des Knaben Miniko und der zwei anderen kleinen Blondköpfe, endlich Karolina, die Magd des Hauſes, welche letztere des Cimbro am beſten kundig ſein ſollte. Sie mußte mir daher erzählen, was ſie erzählen konnte und mochte — wie man in Cimbrien denkt und lebt, was man dort thut und glaubt. Ob z. B. die verliebten Buben Nachts auch „fenſterlen“ gehen, wie in Altbaiern und im Unterinnthal? So keck ſind ſie nicht; wol aber kommt es vor, daß hie und da ein verliebter Burſch Abends in's Filò geht und dort mit ſeinem Mädchen ſpricht. Dies iſt jedoch gegen die gute Sitte und kann mitunter ſchlimme Folgen nach ſich ziehen; wer es nicht glaubt, der höre. „An botte (= einmal) iſt gaweſt a buobe, dear iſt gangen a filò gan ar diarn verre ute Funtà (= weit außerhalb Fontana) ze röden 'n dar diarn. Ar hat garödt a weil, und dopo (= nachher) iſt ar gangen huam. Weune ar iſt gaweſt an halbern weg, ſaint gaweſt zwai tötſchen (Heuſtädel, wälſchtirol. teza), halb oane vor ſaite (= auf jeder Seite einer); huach ute de tötſchen iſt gaweſt an Orke (= Orco, Geſpenſt), und dear hat gatan öppes, was ich net mak köu'n (= köden, d. i. ſagen). Dar buobe hat gaforchtet ſich, hat gahan in der gajoffe (= Taſche) a piſtol, hat gaſchiaſſet au drin und iſt gangen per aria a looch faur (= „eine Feuerlohe“). Ma hat ime gaſchaitart de hant (= zerriſſen die Hand) und hat ime gatan weah.

Dopo hat ar sich gabindet, ist kent huam und hat sich medikart (= geheilt). Sei muatter hat köudt (— gesagt): gea net mear ba nacht in volta (= herum); an andere botte (— ein anderesmal) tokkarter (— ti tocca — begegnet dir) mear ubal. Ar hat hat gavolgat und ist net mear gangen gan dar diarn." Aber nicht bloß die Liebe, auch die Nacht ist des Menschen Feind, man weiß nie, was da im Dunkeln schleicht, ja nicht einmal singen soll man in Cimbrien zur Nachtzeit. „An botte saint gaweſt ba nacht a kutte (= Menge, Haufe) leute in amma stalle und han gasingat. Saint gaweſt anche drai diarn, und ist kent oans an de tur (= ist jemand zur Thüre gekommen) und hat köudt: Wear hat gasinget? Und hat köudt a diarn: De kua (= Kuh) hat gasinget. Alla mattina (am Morgen) saint se gaweſt alle kua toat. Was ist gaweſt, vun deme woasset ma nicht (= davon weiß man nichts), ma ist gaweſt an Orke. Bar nacht muß ma net enköu'n (d. i. enköden = antworten, vgl. goth. andquithan) 'n niaman, darweil che ma woasset nicht, wear es ist."

Auf meine Frage, ob sie nie etwas vom „wilden Mann" (einer sonst den Deutsch- und Wälschtirolern wolbekannten tipischen Sagen- und Märchengestalt) gehört habe, wollte die Erzählerin mit der Sprache nicht heraus, sah mich bedenklich an und bedeutete mir dann mit großem Ernst, sie wisse sehr wol, daß der wilde Mann kein anderer als — der Teufel sei. Sie knüpfte daran im Eifer eine moralische Betrachtung,

welche ich, nachdem ich sie mir selbst genugsam zu Gemüthe geführt, nun auch dem Leser zu seiner Erbauung zukommen lassen will. „Der taifel kint ze tentarn (tentare, versuchen) de seal, aziò daß se sain sai, se abe in's Loch (Loch, d. i. die Hölle) ze bringen in's saur for semper (= immer); 's kint niaman außer vun deme loche, a läppesches (= abscheulich, schlecht) loch ist es . . . . . Wia hat ma ze tuan net ze gean da in deme loche? Amarn (amare) 'n got de Hearre un tuan hüpesch (d. i. hübsch im Sinne von gut, Gegensatz zu läppesch), aziò daß wir darhelfen uns ze gean in Himmel, wenn wir sain toat . . . Wear lebet hüpesch, geat in himmel, ma wear lebet läppesch, geat abe ze loche in's saur . . . ."

Der Böse holt übrigens in Cimbrien die „läppeschen„ Leute nicht gerade lebendig, wol aber wenn sie schon todt sind. Da beteten die Leute einmal Nachts für einen Todten, welcher in der Kammer über der Stube lag. Plötzlich hörten sie Lärm — „han se galuset (= gelauscht) a wenig und dopo han se gasecht kemmen aber (= herab) an klangen läppeschen man, dear hat gahan in de Hende an knaul (— Knäuel) und ist gangen ba tur (= bei der Thüre hinaus). Saint se gangen au und han net fundet mear das toate (d. i. die Leiche) und hat es gahan der taifel, perchè (weil) es hat net gatan hüpesch."

Meine vorwitzige Frage nach dem „wilden Mann" schier bereuend, fragte ich die Erzählerin, ob sie nach den Teufelsgeschichten nicht einen frommen Spruch

wiſſe, worauf ſie mir ein ihr von der Mutter ſeit früher Kindheit gelehrtes Nachtgebet mittheilte:

„Ganiader ſuaſſe
dar got der hearre,
gan ſuaſſan
drai engilar;
Oans decke mi,
oans darwecke mi,
oans b'huate mi
vun allen boaſen Dingern
und allen boaſen tröumen
vunze (= bis) an den liaben liachten tak!" *)

Die Geduld des Leſers geht wol zur Neige; ſonſt könnte ich noch einiges über die „faur vum merze" (Märzenfeuer), über „de löſte nozze vun amma toate" (Leichenmäler), über die hl. Lucia, welche an der Stelle des hl. Nikolaus jährlich am 13. Dezember „paſſart

*) Etwas variirt daſſelbe, welches Schmeller 1833 in Giazza gehört und mitgetheilt hat; es lautet nach ſeiner Schreibweiſe:

„Haint gen — J — nidar ſuaze
bit drai engilar a de ſuaze:
oaz decka — bbi un oaz dorbecka — bbi
un oaz huate — bbi ſon alljen poaſen tromen,
derwal' der liaba liachte tak kint!"

Schmeller erinnert dabei an die ähnlichen Verſe, welche nach W. Menzels D. Geſchichte 1834, S. 388 auf dem Grabſtein Friedrichs mit der gebiſſenen Wange, geſt. 1319, zu leſen waren. Die erſte Zeile des oben von mir mitgetheilten Spruches iſt wol verdorben; etwa „ga koffe" (zu (Häupten) gäbe einen beſſeren Sinn.

(= passa, vorüberzieht) ba wege mit dem esile und bringet öppes 'n haiern (= Kindern), die wa tuan hüpesch, wenne se han gelögt aus de schuahe" (= wenn sie Abends zuvor die Schuhe vor das Fenster gelegt haben) und über andere „hüpesche und läppesche Dinger" mittheilen, die ich alle an einem Vormittage erfuhr. Der aufgeweckte Miniko war stets als aufmerksamer Zuhörer zugegen und ermangelte nicht der Erzählerin schulmeisternd in die Rede zu fallen, sobald sie etwa italienische Wörter statt cimbrischer, z. B. „respondiarn" statt „enköu'n" gebrauchte; der kleine Puritaner hätte dafür schier ein artiges Bilderbuch oder ein Farbenschächtelchen verdient. Auch das kleinere Mädchen kam einigemal schreiend zur Thüre herein und veranlaßte die Erzählerin zu Ausbrüchen des Unwillens: „Ditze haie (= dieses Kind) ist gelf (= unruhig, lärmend), rastet net — macht mi gea in zornak (ital. andare in collera, zornig werden) — schlag i an koff — volget net sei'r muatter u. s. w."

Als der Forschbegierde vorläufig Genüge geschehen, stieg ich hinter dem Hause zwischen Zundern und Alpenrosen auf die Höhen so weit empor, bis ich nach Westen hin das ganze Ronchi-Thal und einen Theil des Monte Baldo übersah. Nach Osten hin lag unter dem Wirthshaus eine kleine Mulde, der „truckene sea" genannt; ein vielfach gewundener Saumweg führte über eine Muhre und den kahlen mir gegenüberliegenden Bergabhang hinauf zur nicht sichtbaren Cima delle tre croci und von da nach Recoaro, dem italienischen Karlsbad. Nach Süden hin hatte ich das obere spärlich bewaldete Progno-

Thal und links und rechts grüne alpenreiche Hochebenen vor mir liegen.

Herrliches Land!

Einst war es deutsch hinab und hinüber bis in die große Ebene hinein. Auch die dreizehn Gemeinden haben einige einheimische Literatoren gehabt, keinen aber, der sein cimbrisches Heimatland mehr geliebt hätte, als Marco Pezzo, welcher, von Gries in Val di Porro herstammend, im vorigen Jahrhundert (bis um 1785) Pfarrer in S. Bartolommeo Tedesco war. Seine von Schmeller nicht gekannten „Novissimi illustrati monumenti dei Cimbri ne' monti Veronesi, Vicentini e di Trento (Verona 1785) sind ein seltenes köstliches Büchlein. Mit Wärme vertheidigt er die schon vor seiner Zeit stark angezweifelte Abstammung seiner Landsleute von den alten Cimbern, deren Stammvater Gomer, der erstgeborne Sohn Japhets, gewesen sein sollte. Ohne es auch nur zu ahnen, wurde der Sieger Marius das Werkzeug, dessen sich die Vorsehung bediente, „um diese Alpen und Berge zu bevölkern und unseren Vorfahren bis auf die heutige Zeit dort ein friedliches und ruhiges Leben zu bereiten." Das von Cimbern bewohnte Land bildet nach ihm ungefähr ein Dreieck zwischen dem Gardasee, der Etsch, der Brenta und Lavis ober Trient, oder, poetisch ausgedrückt nach Dante'schem Muster:

„ . . . . . l'alto paese,
Che Adige e Brenta e l'Alpe intorno serra. ."

(das hohe Land, welches die Etsch, die Brenta und

die Alpen umſchließen). Am Gardaſee nimmt Pezzo Malceſine nicht uneben als altes „mahalſezzen“ (Gerichtsſitz); Péſine hinter der Bucht von Garda kommt von „Buſen“, der Name des Monte Baldo von „Wald“ *) her. Dort ſeien immer cimbriſche Familien — auch ſeine Blutsverwandten — ſeßhaft geweſen. Bei Caprino ſei ein Bach, und davon hätten viele anwohnende Familien den Namen Pácheri. Auch Koſterman (Dorf Coſtermano oder Caſtermano) klingt ihm deutſch; immerhin mögen Cimbern ein lateiniſches Castra romana ſo verdeutſcht haben. Aus dem weinberühmten Val Policella oberhalb Verona führt er Namen wie Zello, Prunn u. ſ. w. an und theilt eine Menge deutſcher, aber italieniſch zugeſpitzter und verdorbener Weilernamen aus dem ganzen Gebiete der 13 und 7 Gemeinden mit. **)

*) Dieſe Ableitung iſt nicht unwahrſcheinlich, da die Cimbern im Anlaut b für w ſchreiben und zum Theile auch ſprechen. Nach den Longobarden müßte der Name Gualdo lauten.

**) Weilernamen (meiſtens auch Familiennamen) aus dem Gebiete der 13 Gemeinden: Loſa oder Lauſa, Weſſarde, Laita, Leder, Kalch, Onteri, Mittereben, Mitterthal, Weſenprunn, Stif, Purghel, Kriachar, Kólleri, Maini, Zágari, Stafor (Stapfer?), Stech, Saibe, Thálari, Creceghi, Enderli, Scofermaor (Schafermair), Rauti, Puele, Grobe, Selechi, Comperli, Karchar, Holebegh, Lange, Leſi oder Lauſi, Ongar, Schal, Ghert, Beckerli, Griez, Falz, Trachi, Saor,Thal, Wucheſi (aus Fuchs), Zot, Lab, Coanz, Teldri (Telder = Thäler), Gróberi Gottardo, Scioler (Schuler), Stocker, Binteri, Zanch, Seeli, Keſerthal, Aſer (Haſer), Rauter, Pórgari, Trettene, Kunicki, Clóſari, Stopeli, Ederi, Baltari, Nórdari, Comerlati, Kerlaiti oder Gorlaiti (etwa ver-

Einige seiner Etimologien sind allerdings geradezu ungeheuerlich (wie z. B. Belluno von „Bellung", d. i. das Bellen!); wenn er aber die Bezeichnung dortiger Alpengewässer, nämlich den Namen Progno (auch in den Veroneser Statuten: torrentibus sive prognis), vom deutschen „Brunnen" (ahd. brunno, fließendes Wasser) herleitet, so erscheint diese Ableitung fast annehmbarer, als die von Scipio Maffei gegebene aus lat. pronus. Auch in einem Canto pastorale feiert Pezzo unter dem Namen Silvino sein Cimbrien und malt dessen Vorzüge und Schönheiten mit lebhaften Farben. Schöne Weiden und tausend klare Brunnen bieten da die Berge den zahlreichen Herden und den Hirten . . .

„Bella pastura sono a mille armenti
E mille pur zampillano per essi
Limpidissime fonti e alli custodi. . ."

Nicht bloß den Menschen, auch Gott und den Heiligen gefällt dieses Land, vor allen aber der Himmelskönigin, welche dort viele gnadenreiche Heiligthümer hat . . .

---

deutschtes ital. Carletto?), Spitzerli, Sómpele, Mschari, Eche, Bóbeste (Päpste)?), Sóbari, Purga, Kriacharbise, Biterli, Baldi, Pergo, Laisi, Baltbeneche (Waldbänke?) u. a. m. In neueren Karten sind noch einige derselben angeführt; ganz südlich bei Tregnago begegnet man auch noch einem Weilernamen Anderlan. Für das ganze Gebiet der sieben Gemeinden hat der ehemalige Postdirektor Widter in Vicenza eine Menge von Eigennamen gesammelt. Allerliebst nimmt sich in Val dei Signori ein Weilername „Gisbente" — d. i. Geschwende — aus.

„La Reina degli Angeli e dei Santi
In ogni parte il seggio e il suo amore
Ha qui riposto e qual benigna madre
Ell' apre ognora a mille grazie il seno."

Es gibt ſogar, wie er im Vorwort ſich äußert, etwa „das Volk Gottes" ausgenommen, kein anderes Volk, welches ſich „in Hinſicht auf ſein hohes ausgezeichnetes ruhmvolles Alterthum, ſeine bewunderns-werthen urſprünglichen Geſetze und Gebräuche und die ununterbrochene unverwiſchte Fortpflanzung" den Cimbern an die Seite ſtellen kann.

„Müßige Cimbriaden!" würde Schmeller bei dieſer Stelle ausgerufen haben. Nicht mit Unrecht. So ſehr Pezzo ſein Cimbervolk liebte, den Untergang der alten Sprache haben weder er noch die übrigen cimbriſchen Literatoren abzuwenden oder aufzuhalten vermocht. Hätten ſie, ſtatt ihrer wunderlichen cimbriſchen und italieniſchen Poeſien, eine kleine cimbriſche Sprachlehre und einige ſchlichte Schul- und Volksbücher in Proſa geſchrieben, wer weiß ob die Dinge da unten nicht anders ſtünden? So aber iſt Cimbrien heute eine Atlantis, von welcher noch einige Bergſpitzen aus dem Meere hervorragen; unten aber in der Tiefe liegt mehr als ein Vineta, aus welchem zuweilen noch helle Glockenklänge heraufſchallen.

Nachdem wir noch in Revolta unſer Mittagmal eingenommen, brachen wir nach Süden „ga Bearn" auf. Eugen Gaulle, der Wirth, gab uns eine Strecke weit freundliches Geleite über ihm zugehörige Alpen-

weiden hinab; mit Stolz wies er auf zwei in einiger Entfernung weidende Pferde und ein munter springendes Füllen hin, welche er sein eigen nannte. Seine Familie ist in Giazza seßhaft und hält sich nur im Sommer in Revolta auf; jedoch ist gewöhnlich auch im Winter jemand dort, weil der Verkehr bedeutend ist. Beim Abschied lud er uns für das nächste Jahr zu abermaligem Besuche ein. Leicht möglich; der Sagen- und Märchenschatz Cimbriens verdiente wol gehoben zu werden und wäre einer mehrwöchigen Wanderung über diese Berge werth. Nur betreffs der Fragen nach dem „wilden Mann" müßte immerhin einige Vorsicht beobachtet werden.

Wir zogen nun durch eine öde Gegend thalabwärts. Alle Leute, die uns begegneten, wurden deutschcimbrisch angeredet; einige drückten sich scheu beiseite, wol in der Meinung, wir wollten sie foppen, andere aber antworteten lachend und schienen sich zu freuen von einem Fremden deutsch angeredet zu werden. So kamen wir nach Giazza, welches sehr hübsch, wenn auch uneben gelegen, einen freundlichen Eindruck machte. Etwas länger verweilten wir auf einer Wiese bei einer gesprächigen Alten. „Saitar gawest in der Herberg ga Revolta und geatar ga Bearn?" fragte sie, was wir natürlich bejahten. Nun folgte eine lange Klage über die große Armut der Leute und den kargen Ertrag der Felder. „Weneg Höuwe (Heu)," rief sie; „de Pataten (ital. patate, Erdäpfel) saint alle darvault, se stinkent alle!" Dann wies sie auf die „läppeschen

perge," auf welchen die Leute mit Lebensgefahr nach Gras und Holz klettern müßten. „Wir andern (ital. noi altri) gean da au semper mit dem toade im maule (Nachbildung des ital. colla morte alla bocca)," meinte sie und nahm zum Abschied gern die kleine Gabe, welche wir ihr boten. Sie hatte im Gespräche nur so zwischenhinein, gleichsam für sich, auch italienisch geredet, um bei der „cara Madonna" ihre Verwunderung auszudrücken, daß da ein weither gekommener Fremder genau wußte, der Hollunder heiße cimbrisch „Holler", die Haselstaude „Hesele" u. s. w.

Italien hat in jüngster Zeit auch nach dem noch deutschen Giazza, einem der wenigen noch übrigen Blätter der verspeisten cimbrischen Artischocke, einen Arm ausgestreckt — in Gestalt einer hübschen Fahrstraße, deren Bau eben in der Vollendung begriffen war, und auf welcher wir beflügelten Schrittes nach Selva di Progno hinabwanderten. Allerdings hat die Gemeinde und nicht der Staat die Straße gebaut. Am Wege stand manche kleine Kapelle, manches Bildstöckchen mit jenen ländlichen Malereien, denen stets auch eine Erläuterung in Worten beigegeben sein sollte, so kurz und bündig wie sie einmal in Val Genova in Judicarien ein Spaßvogel unter ein Muttergottesbild schrieb: „Fürchtet euch nicht, denn ich bin die Madonna!" Da in Cimbrien das weibliche Geschlecht nicht auch zugleich das schöne zu sein pflegt, berührte es uns angenehm vor einem Häuschen am Wege einem neugierigen bildschönen Mädchen zu

begegnen, welches aber auf die höfliche Frage: „Wia ruafet ſich (heißt) ditze tal?“ keine Antwort mehr gab, und von dem wir daher auch keine weitere Auskunft darüber erwarten mochten, ob es bei den armen Hirten in dieſem Thale geboren war.

Selva di Progno, auch eine der dreizehn, iſt ein ſtattlicher Ort. Da ein neuer Kirchthurm gebaut wurde, hiengen die fünf Glocken auf einem niedrigen Gerüſte an der Straße, und der Küſter des Ortes bimmelte eben — denn am folgenden Tage war ja das Feſt Mariä Geburt — ſein campanò, während ein auf der Straße dahinſchlendernder Junge den ſchallnachahmenden Gaſſenhauer dazu ſang: „Dindeli papa — dindeli dò — tutti fan torta — e mi nò.“ Die Stadt „Bearn“ lag aber noch fern unten im Blauen, darum ſuchten wir Pferd und Wagen, würden jedoch zu Fuß weiter gelaufen ſein, hätte uns nicht eine freundliche Signora des Ortes, welche wir nicht zu Geſicht bekamen, ihr Gefährte zur Verfügung geſtellt. Sie ſei hundertmal dafür geſegnet, die gute Frau Adelaide Cappelletti! Ihr feuriges junges Pferdchen brachte uns im Fluge nach Tregnago, einem ſehr ſtattlichen Flecken mit weitläufigen Schloßruinen, wo im Mittelalter mancher feudale Junker das Volk beglückt haben mag. An der Vorderſeite der Pfarrkirche befand ſich einſt das Steinbild eines — Kalbskopfes, der Sage nach des Idols der einſt hier wohnenden Heiden, welches erſt im neunzehnten Jahrhunderte dem Zorne eines glaubenseifrigen Mannes zum Opfer fiel.

Von den Ortschaften am Wege fiel uns Badia Calavena auf, wo einst eine Abtei stand, deren Mönche um das Jahr 1000 aus Deutschland gekommen waren. Die später hier residirenden Canonici werden urkundlich ausdrücklich als Teutonici bezeichnet. Hier waren auch die Gerichte des Vicariats der 13 Gemeinden, welche sich nach eigenen Gesetzen richten durften und einen großen Rath von 39 und einen kleinen von 13 Mitgliedern mit einem Amtmann an der Spitze hatten.

Der Markt Tregnago liegt bereits außerhalb des cimbrischen Gebietes. Hier fanden wir ohne Mühe einen Lohnkutscher, mit dem wir nach der Bahnstation Caldiero fuhren, so daß wir um 10 Uhr Abends wolbehalten in das alte Bern einzogen, wo wir im Gasthof zur „Königin von Ungarn" befriedigende Unterkunft fanden.

So hatten wir an einem Nachmittage das ganze Progno-Thal durchwandert. Noch Mittags waren wir oben in der Felsenwüste zu Revolta gewesen bei den „töischen" (Zundern) und den „lottern" (Alpenrosen, Rhododendron, welche die verwälschten Cimbern bei Recoaro „Rendestaude" nennen); dann waren wir immer tiefer herabgekommen von Alpen zu Wiesen und Getreideäckern, von Birken und Weiden zu Nuß- und Castanienbäumen, bis endlich Rebe, Feige und Maulbeerbaum die Triumvirnherrschaft über die Flora antraten und sich die Vegetation immer dichter und üppiger gestaltete. Die steilen Felsberge waren, ihrer bunten Spiele mit schloßartigen Zinnen, bedenklich

schief hängenden oder schon abgestürzten Riesenblöcken und allerlei Höhlen und Klüften müde, in waldige Vorberge übergegangen, welche auch nicht allzu lange die Wolken des Himmels mit kleinlicher Neugierde beheiligen mochten und allmählig spurlos in die weite Ebene versanken, um östlich bei Vicenza in den Monti Berici wie Schwimmer wieder aufzutauchen. Oben in den Bergen hatte uns die Sonne ihr freundliches Licht gespendet, hier unten that es der gute Mond, so daß sich die Eindrücke desto zauberischer gestalteten. Oben in Revolta durften die dünnscholligen Alpenweiden und die zwei Pferde des Wirthes als beneidenswerther Besitz erscheinen; dort klagte die Alte in Giazza über die bittere Armut, über die „darvaulten pataten" und über den „toad im maule", und wenige Stunden später fuhren wir in Illasi an weit ausgedehnten prachtvollen Schloß- und Parkanlagen vorbei, welche nebst der Kleinigkeit von dreihundert Campagne alle einem reichen Herrn gehören — und dieser Glückliche wird, wie unser Kutscher bestimmt wissen wollte, nicht etwa die Enkelchen der armen Alten in Giazza, sondern den Staat zum lachenden Erben haben. Wahrlich, ungleich vertheilt sind des Lebens Güter!

2. Auf den Monte Baldo. Madonna della Corona. Nach Garda.

In Revolta hatten wir mit frommen Wallfahrern, welche „gan ünſer liaben vraun in der kruane" pilgerten, unter einem Dache geſchlafen. Sollten wir nicht auch die gleiche Pilgerfahrt wagen? Marco Pezzo eifert uns dazu an, da er den Monte Baldo, wie dem Leſer erinnerlich ſein wird, als den weſtlichſten Theil Cimbriens, als l'estremo lembo (wie die Italiener ſagen würden) dieſes merkwürdigen Landes der göttlichen Vorſehung darzuſtellen verſucht hat.

Es ſei gewagt! Aber den Cimbern gehen wir da drüben nicht mehr nach. Wenn ſie dort jemals ſo zahlreich waren, daß ſie nicht für bloße Sommergäſte auf den Alpen des Monte Baldo gelten durften, ſo haben ſie doch unzweifelhaft ſchon längſt, um im Stile mittelalterlicher Chroniſten zu reden, die Laſt der teutoniſchen Schlammleiber abgelegt und ſind heimgegangen dorthin, wo hoffentlich an der Pforte des Himmelreiches nicht nach der Abſtammung von Italus, Teut oder Gomer, dem Sohne Japhets, gefragt wird.

Wenn man auf der Eiſenbahn von Tirol nach Verona fährt, ſieht man unterhalb Peri auf eine kurze

Strecke nach Westen in eine tiefe Bergschlucht hinein, in deren Hintergrund links eine Kirche und einige Gebäude an eine hohe Felsenwand wie angeklebt erscheinen. Es ist die seit Jahrhunderten hochberühmte Wallfahrt „ünser liabe vrau in der kruane" oder, voller klingend, Madonna della Corona. Man ist beim Anblicke derselben versucht zu fragen, wie man ohne die Kunst des Fliegens dort hinaufgelangen könne.

Hätte es dieser Kunst bedurft, so wären wir natürlich zu Brentino, einem südwestlich von Peri am Eingang in die erwähnte Bergschlucht auf einer mächtigen grünen Schutthalde gelegenen Dörflein, im Gasthause, wo wir uns für den Aufstieg leiblich stärken wollten, unmächtig sitzen geblieben. Stärken wollten — leider ja, es blieb aber beim Wollen, da ein nicht näher zu bezeichnendes Wildpret, welches uns unter dem Namen Kalbfleisch vorgesetzt wurde, ungenießbar, ja so schlecht war, daß der in's Gastzimmer eingeschlichene Haushund bei der bloßen Drohung, es werde ihm ein Stücklein davon verabreicht werden, sofort die Flucht ergriff. Die nächste Folge dieser Nichtstärkung war, daß ich am Beginn des Anstieges nicht verschmähte, auf einen kräftigen Maulesel zu steigen, der mich dafür, daß ich seinem Herrn ein schmutziges Blättchen Papier im Werthe von zwei Liren schenkte, dankbarst der hochberühmten Wallfahrt so nahe als nur thunlich entgegentragen wollte. Der rauhe Weg führte, jäh ansteigend, im Zickzack auf einen Bergvorsprung hinauf, dann gieng es ziemlich gemächlich in die Bergschlucht ein-

wärts. Links oben in den Felsenwänden hieng der Blick an einem thurmartigen Koloß, der unten stark ausgehöhlt war, während ein tiefer Riß ihn von der Masse des Gebirges schied; wenn er seither nicht schon niedergestürzt ist, so hängt er zur Stunde allerdings noch oben, wartet aber vielleicht nur auf das nächste Erdbeben, um mit einigem Donnergepolter zu Thal zu fahren und so dem verlockenden Beispiele zu folgen, welches ihm andere Vorgänger hier schon vor Jahrhunderten gegeben.

Nach einer Stunde war der Ritt zu Ende. Nicht daß wir schon bei der Wallfahrtskirche waren — wir sahen sie nicht, sondern wir standen vor einem hohen Felsen, über welchen eine vielfach gewundene Steintreppe von einigen Hunderten von Stufen emporführte. Unsere Cimbern von Revolta her sind schon hier, vom Geiste der Buße erfüllt, wahrscheinlich auf den Knieen hinaufgerutscht, wie dies die hieher wallfahrtenden Landleute überhaupt zu thun pflegen, während fromme in Seide gekleidete Damen nur Strümpfe und Schuhe ausziehen und als Baarfüßerinnen über die Treppe hinaufschweben. Heutzutage soll es allerdings nicht mehr gar viele so fromme Töchter der Mutter Eva geben, welche ja im Paradiese, wenn man den Malern trauen darf, auch baarfuß gieng, jedoch dabei weder Chignon noch Schleppe mittrug. Da wir bereits in Brentino für unsere Lüsternheit gebüßt hatten, schonten wir unsere Kniee und behielten beim Hinaufsteigen auch die Stiefel an den Füßen.

Als wir oben waren, hatten wir den Wallfahrtsort nahe vor uns liegen auf einem von einem 370 Fuß hohen, unten ziemlich stark ausgehöhlten Felsen überdachten Gesimse*); von der Südseite her führt eine lange, dem Felsen abgerungene Treppe quer über ungefähr 250 Stufen hinauf, von jeder anderen Seite aber ist der Platz ganz unzugänglich. Unter demselben läuft eine nicht tiefe Felsenklamm ziemlich steil nach Südwest bis auf die Höhe; nach Norden hin vertieft sich die Schlucht mehr als eine Wegstunde weit und verläuft in einen breiten Bergabhang. Mitten in einer Wildniß liegt dort, wie eine Oase, ein grüner Wiesenplatz mit einigen Sennhütten, während über das waldlose unwirthliche Gebirge Wege sich hin und her winden. Wir eilten noch mehrmals über Felsenstiegen hinauf vorwärts, überschritten die Brücke der Klamm und stiegen nun über die erwähnten 250 Stufen zum Wallfahrts-

*) Solche Felsengesimse führen in Wälschtirol den Namen crona (offenes o), daher in diesem Fall ital. corona, cimbr. kruane. Im Nonsberg bedeutet crona auch Schüsselrahme, am Eisack krune die Hängestelle für Brot. Lat. corona heißt in der Baukunst auch Kranzleiste, Gesimse; außerdem ist ein Zusammenhang des Wortes mit althd. hrama, rama = Rahmen möglich. Die italienischen Ortsbeschreiber glauben übrigens, der Name Madonna della corona komme daher, daß die umliegenden Berge „gleichsam eine Krone bilden", oder daß um das Bild, als man es fand, ein noch erhaltener Rosenkranz (ital. corona) gehangen sein soll — ein Umstand, der wol nachträglich der Namenserklärung zu Liebe zu allem übrigen hinzugedichtet worden ist.

orte empor. Auf einem Vorplatze stehen eine Kaffeeschank, kleine Krambuden und die Wohnung des der Wallfahrtskirche vorstehenden Rectors mit einem kleinen Garten am Rande des schauerlichen Abgrundes; von da führt eine breite Treppe zur Kirche hinauf. Neben dieser Treppe läuft bergan eine andere, schmälere, die ganz übermauert und nur durch zwei Glasfensterthüren oben und unten zugänglich und sichtbar ist. Sie heißt, gleich ihrem Urbilde im Vatican zu Rom, die Scala santa, und den darüber unter frommer Betrachtung der Passion auf den Knieen Hinaufrutschenden sind Ablässe verliehen; sie wird jedoch nur fünfmal im Jahre geöffnet. Die Stufen waren mit hineingeworfenen palanche, d. i. italienischen Kupfermünzen, dicht überfäet. Die Wallfahrtskirche ist klein, hat aber drei Altäre. Das heilige Bild ist aus Marmor, etwa dritthalb Fuß hoch, und zeigt, mit Farben übermalt, die Gestalt der schmerzreichen Gottesmutter, welche den Leichnam des göttlichen Sohnes im Schoße hält. Auf dem Piedestal steht zu lesen: Hoc opus fecit fieri Ludovicus de Castro Barco anno 1432. Das Bild ist gewöhnlich verhüllt; ein freundlicher Caplan zog auf unsere Bitte die Hülle weg und zeigte uns auch die goldenen und silbernen Kirchenschätze, welche sich in einem großen Schranke der Sacristei befinden. Darunter fielen mir auf: ein großer goldener Kelch, den ein Herzog von Parma spendete, und zwei silberne Altarleuchter von fein ciselirter geschmackvoller Arbeit, großmüthiges Geschenk eines schlesischen Grafen, dessen

Name mir entfallen ist, welcher aber hier, obwol er deutsch ist, in seinem Klange nichts barbarisches an sich hat. Die Kirche liegt fast ganz unter der Wölbung des überhängenden Felsens; auf der Höhe desselben dienen zwei Winden mit langen Seilen zum Herniederlassen der Lebensmittel und was am Wallfahrtsorte noch sonst an Material nothwendig ist.

Wie die Natur, so hat auch die Sage oder, wenn man es lieber hört, die Geschichte diesen merkwürdigen Ort verherrlicht, und es ist dies als Beitrag zur Culturgeschichte interessant genug erzählt zu werden.

Im Jahre 1522 eroberten die Türken Rhodus, und als eine die Gotteshäuser schändende Horde derselben auch in eine Kirche eindrang, in welcher schon seit neunzig Jahren ein sehr gnadenreiches Muttergottesbild hoch verehrt wurde, verschwand dasselbe plötzlich vor ihren Augen, und niemand wußte, wohin es gekommen sei. In der darauffolgenden Nacht erschien auf dem Monte Baldo, und zwar an der Stelle, wo heute der Wallfahrtsort liegt, ein ungewöhnlich helles Licht, welches wie die Sonne leuchtete und sogar von den auf dem Nordabhange des Monte Baldo wohnenden meilenweit entfernten Insässen von Brentonico wahrgenommen wurde. Die „rohen Bauern“ (i rozzi bifolchi, wie es in der gedruckten Geschichte heißt) eilten herbei, schauten auf die betreffende Stelle hinab und erblickten nicht nur das Licht, sondern hörten auch die herrlichste Musik mit Gesang. Auf den Rath der klugen

Alten wurden Seile geholt und die Kühnsten daran hinabgelassen. Da sahen sie mitten im Glanze des Lichtes das heilige Bild, welches am folgenden Tage hinaufgezogen und in eine schnell errichtete Kapelle übertragen wurde. Wie es bei solchen Wundergeschichten gewöhnlich vorkommt, kehrte das Bild in der folgenden Nacht auf das Felsengesimse zurück, ward mit Jammer gesucht, mit Jubel gefunden und noch einmal hinaufgezogen, und kam abermals von selbst auf die alte Stelle zurück. Nun ließ man es dort, wo es durchaus bleiben wollte, errichtete eine kleine Kapelle und wallfahrtete zu derselben mittels der Winde und der Seile von oben herab. Da jedoch diese Art des Verkehrs sehr unbequem war und dem großen Menschenandrang nicht genügte, versuchte man durch die Felsenklamm herab einen Zugang zu öffnen, stieß aber bei der Ueberbrückung derselben auf große Schwierigkeiten. Da wuchs in einer Nacht eine mächtige Linde aus dem Felsen, deren breite Aeste es nun leicht machten, eine Brücke zu legen und am Felsen einen Steig zur Kirche hinan zu bahnen. In der Folgezeit stellte man allmählig einen bequemen Weg und Felsenstiegen, auch eine gewölbte Brücke über die Klamm her, worauf die dienstlos gewordene Linde vom Volke nach und nach in kleine Stücke, denen man wunderbare medicinische Wirkungen zuschrieb, zerschnitten wurde, bis keine Spur mehr davon übrig war. Heute steht an der Stelle eine prunkvolle lange Inschrift auf einer Marmortafel, und in der Wallfahrtskirche selbst wird

noch ein Stückchen Holz von jenem Baume gezeigt. Allmählig wurde auch die Kirche mit den anderen Gebäuden aufgeführt, und dabei die Felsenwand unten ausgehöhlt, um mehr Raum zu gewinnen. Bischöfe von Verona und manche andere hochansehnliche Herren stiegen als Visitatoren und Pilger da herauf. Seit 1562 werden in ununterbrochener Reihe als Wächter des Heiligthums zuerst ein Einsiedler Paul von Ferrara, ein Laie, dann aber nur noch Priester aufgezählt. Im Jahre 1568 schrieb der Johanniter Andreas Vigna seine Geschichte des Heiligthums, welche alle die eben erwähnten Wunder zum ersten Male vollständig erzählt und als das Hauptwerk der ganzen einschlägigen Literatur betrachtet wird. Auch Dichter feierten in lateinischen und italienischen Gesängen begeistert den heiligen Wunderort. Auf das heilige Haus in Loreto anspielend sagt einer dieser Dichter, Dal Pozzo, daß anderswo nur die Häuser Mariens, hier aber, in dieser heiligen Schauderwelt, sie selbst erschienen und mit Staunen verblieben sei. . . .

„Altrove di Maria vaghe le case
Errar, ma vaga in questi sacri orrori
Ella comparve e con stupor rimase.“

Wer zählt die Hunderttausende von Wallfahrern, welche seit Jahrhunderten gläubig hieher gepilgert sind? Im Jahre 1822 dauerte die Säcularfeier einen vollen Monat, und noch heut ist besonders im September der Andrang von Wallfahrern so stark, daß mitunter zehn Beichtväter dem Bedürfnisse der Pilger nach

Entlastung ihrer sündigen Herzen zu genügen kaum im Stande sind.

Von den Wächtern des Heiligthums traf einen ein trauriges Loos. Am Charfreitag den 5. April 1833 um neun Uhr Abends stürzte am Wallfahrtsorte vom überhangenden Felsen eine Steinmasse auf das Rectoratsgebäude nieder und begrub den Rector Vallicella sammt seinem Diener unter den Trümmern des Gebäudes. Eine lange Inschrift am wieder auferbauten Hause verkündet das traurige Ereigniß den glücklicheren Wallfahrern.

Vigna's Wundergeschichte ist übrigens nicht unangefochten geblieben. Ein guter Katholik, der fest an alle Lehren seiner Kirche glaubte und nur von überflüssigen Wundergeschichten, in denen er einen verabscheuungswürdigen Betrug erblickte, nichts wissen wollte, nämlich der Roveredaner Giuseppe Valeriano Cav. de Vannetti, Vater des in italienischen Literaturgeschichten rühmlich erwähnten Schriftstellers Clementin Vannetti, gieng um 1760 daran die Haltlosigkeit jener Wundergeschichte in einer gelehrten Abhandlung nachzuweisen, welche nach seinem Tode von einem andern Roveredaner Bridi vollendet und unter dem Titel: „Memorie appurate intorno al santuario della Madonna della Corona in Monte Baldo“ (Mantua 1772) herausgegeben wurde. In diesem Büchlein wird nachgewiesen, daß zwei Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, welche den Monte Baldo besuchten und sammt dem Wallfahrtsorte eingehend beschrieben, nämlich Calceolari

und Pona, vom Wunder nichts wissen, daß auch Girolamo della Corte, welcher eine bis 1560 reichende Geschichte von Verona schrieb, desselben nicht erwähnt, obwohl er sonst ein leichtgläubiger Freund von Wundergeschichten war. Saianelli, ein Johanniter, berichtet, daß Brüder seines Ordens schon seit 1481 — also 40 Jahre vor dem wunderbaren Ereignisse — die Obsorge über die Kirche der Madonna della Corona auf dem Monte Baldo gehabt haben, woraus er schließt, daß die ganze Wundergeschichte erdichtet sein dürfte (tota proinde historia in fabulae suspicionem adducitur). Dennoch will er an der wunderbaren Uebertragung des Bildes von Rhodos nicht zweifeln, noch weniger darüber streiten (de veritate prodigiosae translationis dubitare nolo, minus vero disputare), so daß ihn die Nachwelt mit Recht für einen klugen Mann halten darf. Die Castelbarker besaßen in jener Zeit die Herrschaft über Pesina und Caprino, sowie weiterhin über den Monte Baldo; wie Bannetti glaubt, ließ ein Ludwig v. Castelbarco das marmorne Wunderbild nach einem sehr alten verblaßten Bilde der Madonna addolorata, das sich in der Kirche zu Pesina befand, anfertigen und hieher bringen. Bridi will, jedoch mit unzureichenden Gründen, die Existenz des Heiligthums schon für das Jahr 1339 nachweisen und spricht die Ansicht aus, die Wallfahrt verdanke ihr Entstehen irgend einem Mönche, welcher vielleicht von einem Veroneser Kloster aus die Einöde suchte, um dort ein monasterium oder eine cella zu gründen.

„Monachi tamquam apes ex coenobiali alveario de more egressi nova monasteria sive dicas cellas construere amabant“, schreibt ein Abt von Montecassino, P. Angelo della Noce. Nach Bridi könnte wol auch anfangs ein Schloß an der Stelle der Wallfahrt gestanden sein, da sich solche Felsenhöhlenschlösser mit dem Namen Corona mehrere — unter andern ein sehr bekanntes ober Deutschmetz, auch Kronmetz genannt, am Eingange in den Nonsberg — nachweisen lassen.

Es ist erlaubt, daraus den Schluß zu ziehen, daß die heutige Wallfahrt Madonna della Corona schon lange vor 1522 als Monasterium oder Cella frommer Eremiten bestand und allmählig zu einem anfangs kleinen Wallfahrtsorte aufwuchs. An denselben knüpfte die Volkssage, vielleicht mit einiger Nachhilfe der selbst auch wunderthätigen pia fraus, die Wundergeschichte, welche Vigna, ohne sie zu erfinden, den Gläubigen gläubig erzählte. Zur Entstehung derselben gab den mächtigsten Anstoß die Zeit selbst, in welcher nicht nur das Türkenthum von Osten her das christliche Abendland, sondern auch der Protestantismus vom deutschen Norden her den katholischen Süden bedrohte; daraus erklärt sich leicht, daß seit 1530 die Bischöfe von Verona dem in Aufnahme kommenden Wallfahrtsorte ihr förderndes Augenmerk zuwandten. Je beschwerlicher die Wallfahrt dorthin für das Volk war, desto mehr mußte es ja im Glauben befestigt werden. Neuere fromme Beschreiber von Corona wehren sich freilich für das Wunder wie eine Löwin für ihr Junges;

wo es sich aber wie hier einfach um das Glauben oder Nichtglauben handelt, ist jede Polemik für und wider selbst auch ganz überflüssig. Das Volk kümmert sich eben um den gelehrten Streit nicht und würde nach dem Stande seiner heutigen Bildung, wenn es ihm angesonnen würde, auch noch ganz andere viel weniger poetische Dinge glauben.

Nachdem wir einige Zeit am Wallfahrtsorte zugebracht hatten, stiegen wir die Treppe wieder hinab und mit dem erleichternden Gefühle, keinen überhängenden Felsen mehr über unsern Häuptern zu haben, auf der andern Seite der Klamm wieder hinauf, um die Höhe zu erreichen. Wir wurden von den verschiedenen Krämern, welche auf der Klammbrücke eine Unzahl von Bildern, Medaillen, Rosenkränzen und anderer heiligen Waaren feil hatten, angerufen etwas zu kaufen; da wir achtlos vorübergiengen, zuckten sie die Achseln und blickten uns mit Mienen nach, die deutlich besagten, daß wir in Bälde für einen aus gut getrocknetem Holze errichteten Scheiterhaufen reif sein möchten. Daß auch Bettler nicht fehlten, versteht sich von selbst. Bald weitete sich die Klamm aus; am Wege stand ein übermauertes Waschhaus mit schwarzem schmutzigem Wasser und der stolzen Inschrift: „Fonte dell' indipendenza (Unabhängigkeits-Brunnen) 1866." Ueber die Kinderei lachend fragten wir eine der Wäscherinnen, was denn „indipendenza" bedeute; sie wußte es zwar nicht genau, meinte aber in ehrlicher Einfalt, es bedeute wol — eine gültig abgelegte heilige

Beicht! Wahrſcheinlich waren in ihrem italieniſchen Sprachſchatze die Wörter indipendenza und penitenza (Buße) etwas unter einander gekommen. Wir waren nun auf der Höhe des Uebergangs beim Weiler Spiazzi, wo zwei Wirthshäuſer ſich befinden. Wir nahmen im beſſer ausſehenden unſere Einkehr und fanden nur ziemlich reinliche Betten, ſonſt aber Schmutz, ſchlechtes Eſſen, ſchlechtes Getränke. Der ſchon ſeit Jahrhunderten fortdauernde große Wallfahrerverkehr iſt noch nicht im Stande geweſen hier ein erträgliches Gaſthaus zu ſchaffen. Dem italieniſchen Landvolke mag dasſelbe immerhin für ein Hotel gelten.

Der Morgen des folgenden Tages war nicht der ſchönſte, doch hing das Gewölke nicht ſo tief, um die Ausſicht zu hindern. Nach Oſten hin lag tief unten wie ein Amphitheater ein kleines Stück des Etſch-Thals; darüber hin ſtreifte der Blick den Rand der Hochebene, wo die dreizehn Gemeinden liegen. Gerade nach Süden hin waldige Gebirge, Bergjochzüge in verjüngtem Maßſtabe, welche Verona dem Blicke entzogen; nach Norden hin die kahlen, aber wechſelreich geſtalteten Alpenweiden des Monte Baldo, welcher gegen den Gardaſee hin einen von Norden nach Süden laufenden ziemlich hohen Jochkamm trägt, und dann in einem weiten Ausſchnitt auf eine wechſelreich geſtaltete Hochebene ſich abſenkt. Auf dieſe und über dieſe hin fiel der Blick nach Südweſten in eine weit offen liegende Ebene. Links unten das ſchlachtenberühmte Plateau von Rivoli mit Feſtungswerken, weiter rechts, aber

tiefer, der untere Theil des Gardasee's, ganz nahe; es konnte ihn, so meinten wir, ein rüstiger Fußgänger wol in einer Stunde erreichen. Ueber Rivoli und den See hinaus schweifte der Blick weit in die lombardische Ebene hinein. Von Mantua, welches bei reinem Himmel hier zu sehen sein soll, konnten wir heute nichts wahrnehmen. Aus der Unzahl von Ortschaften, welche da durcheinander wimmelten, stach ein an einem dunkeln Hügel stehender Thurm auffällig hervor; es war Solferino, wo 1859 Tausende ihr Leben verbluteten. Wie viele blutige Schlachten sind nicht auf dieser weiten grünen Ebene schon bald da, bald dort geschlagen worden! Es ist ein wahrer Friedhofboden; alles, was da sprießt und sproßt, grünt und reift, wächst aus einer mit Blut und Asche reichlich gedüngten Erde. Ob die alte Geschichte für immer besiegelt sein und künftig unter der Herrschaft neuer Zeitideen da nur Liebe und Friede herrschen wird? Ob die jetzige Friedensepoche mehr sein wird, als ein lucidum intervallum in der Geschichte der Völker und Staaten? So darf man wohl fragen, ohne gerade ein politischer Yorick zu sein. Vorläufig ist der liebe Friede überall bewaffnet — nicht ein lieblicher Knabe, der Kränze windet, sondern ein Mars, welcher mit nie zu stillendem Appetit auf seinem Schilde ausruht. Vor wenigen Wochen war er auch hier oben in der Gestalt dreier italienischer Regimenter, deren Lagerplätze auf den Wiesen noch sichtbar waren. „Im nächsten Jahre werden sechs Regimenter kommen,"

meinte ein griesgrämiger Alter, welcher uns dies mittheilte. Unsere harmlose Frage, was das Militär hier gethan, verstand er falsch und meinte, wir wollten ihn etwa über geheime Absichten der italienischen Reichspolitik ausholen; dies wisse er nicht, erwiederte er brummend, es gehe ihn und uns nichts an. „Forse si va alla conquista del Tirolo," fügte er boshaft noch hinzu und ging weiter. Nun, dies gienge uns doch etwas an, allein bange machen gilt nicht. Wir vertrauen auf den schon seit geraumer Zeit, so oft die Namen Deutschland und Italien unvorsichtiger Weise ausgesprochen werden, kaum mehr zu zügelnden Heldenmuth unserer feuerspeienden ultramontanen Patrioten und feudalen Junker, daß sie Tirol mit seinen zum Himmel ragenden Bergen, welche nach ihrer Behauptung der schnöde Liberalismus gern abtragen möchte, von sechs italienischen Regimentern nicht werden erobern lassen! Italienische Soldaten hatten übrigens die Vorderseite der beiden Wirthshäuser zum Andenken an ihr diesjähriges hiesiges Lagerleben recht hübsch mit Sonnenuhren geschmückt. Bei der Nacht versagen diese allerdings ihren Dienst, aber wozu wären denn die vielen Sterne am Himmel da, wenn die Hirten des Monte Baldo aus dem Stande derselben nicht ersähen, wie früh oder spät es sei?

Vom Kirchdorf Ferrara weg, welches eine Stunde nördlich von Spiazzi liegt, führt eine prächtige Fahrstraße hierher und von da nach Caprino und Garda hinab. Auf derselben setzten wir unsere Wanderung

fort. Auf der Brücke unten über dem ersten Wildbach, zu dem wir kamen, stand ein Gedenkstein, welcher besagte, daß die Straße „ex indulgentia imperatoris Francisci I.“ — wenn ich nicht irre, im Jahre 1828 — erbaut worden sei; nationaler Chauvinismus hatte sich Mühe gegeben den Namen des Kaisers auszutilgen und unleserlich zu machen. Durch herrlich bebautes Land und die Ortschaften Caprino und Pesina marschirten wir über drei volle Stunden, bis wir auf den Höhen hinter dem Flecken Garda wieder die Aussicht auf den See gewannen. Fast ununterbrochen waren Weiler, Gehöfte, Kirchen und Kapellen, Schusterbuden, Wirthshäuser und Buschkneipen an unserem Wege gestanden. Meine zwei Gefährten sangen, hätten aber auch beten können, denn artiger konnten sie dazu doch nicht eingeladen werden als durch folgende an einem Bildstocke zu lesende Verse:

„Caro passaggier, non ti sia grave
Fermar il passo e recitar un ave!“

(d. i. lieber Wanderer, laß dir's nicht zu schwer sein anzuhalten und ein Ave zu beten.)

Die Gegend bei Garda ist reizend. Der See bildet hier, wie man sich durch einen Blick auf die Karte überzeugt, eine weite Bucht, an welcher der genannte Flecken liegt. Hart an Garda erhebt sich östlich ein Felsberg mit einem wohl gerundeten Plateau, die Rocca, auf welchem die ehemalige spurlos verschwundene Burg von Garda gestanden sein muß; hinter demselben befindet sich eine Kirche mit Gebäuden,

welche bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Camaldulenser Kloster waren. Die Zellen der Patres und das Refectorium sollen noch wol erhalten sein. Von da weg rundet sich die Höhe zu einer Garda in einem tiefen Bogen umschließenden Landbucht, in deren üppige Fluren ein vom Monte Baldo kommender Wildbach ein wüstes Kiesfeld herabgewälzt hat. Nach Westen hin ragt ein phantastisch aussehendes Schloß aus einem weiten dichten Walde von Cipressen und Oelbäumen; dasselbe gehört der gräflichen Familie Albertini. König Ludwig I., wurde mir erzählt, habe es kaufen wollen, jedoch sei ihm der verlangte Preis von zwei Millionen Gulden etwas gar zu rund erschienen. Weiter nach Westen hin liegt das Vorgebirge San Vigilio, wo der See nach Norden biegt.

Der Flecken Garda sieht mit seinen engen düsteren Gassen ärmlich aus. Die Einwohner, wenig über 1000, nähren sich vom Fischfange; es soll über hundert Fischerbarken hier geben, und wirklich war der kleine Hafen damit vollgestopft. Garda hat einst bessere Tage gesehen, als der alte Benacus im Munde und im Gedächtniß der Menschen verscholl und der Name Garda-See sein Recht geltend machte. Natürlich muß es dem Namen zu Liebe auch eine große Stadt Benacus gegeben haben. Die einen lassen sie oben in Tirol bei Torbole gestanden haben, und in der That scheint im dortigen Dorfnamen Nago das alte Wort verstümmelt hängen geblieben zu sein. Die andern — und zwar die Einwohner von Toscolano

am westlichen Ufer des Sees — behaupten, das alte Benacus habe auf ihrem Boden geblüht. Die Einwohner von Garda aber schwören darauf, die fabelhafte Stadt — „la sognata città di Benaco", wie Scipio Maffei sie nennt — habe bei Garda gestanden und sei in den See versunken; scharfe Augen in Köpfen, welche auch einigen Vorrat an Phantasie besitzen, wollen zu Zeiten noch Spitzen von Thürmen und Gebäuden im tiefen Grunde des Sees wahrnehmen. Bei so viel gleichberechtigten Ansprüchen müßte es auch einem Salomo schwer werden den einen Recht und den andern Unrecht zu geben. So aber jemand Lust bekäme sich die Gegend von Garda einmal näher anzusehen oder nach dem alten Benacus im Seegrunde tiefere Forschungen anzustellen, sei ihm bemerkt, daß wir in den „Drei Kronen" in Garda recht gut und freundlich gehalten worden sind.

So ärmlich das italienische Garda heut aussieht, die deutsche Heldensage hat doch hellen Glanz darüber gebreitet. Man nimmt nicht ungern an, daß der Name von den Langobarden herstamme und deutsch sei (gards = Haus mit Hof und Gütern.) Zu jenen Zeiten mag Garda wol eine Gastaldie gewesen sein; später wird es öfter als Grafschaft genannt. Uhland (Schriften I. S. 100) sagt, zu Bern und Garten sei „das Heimwesen der Helden" gewesen. Der reiche König oder Kaiser Ortnit, der herrlich die Krone trug „dort im Lampartenland" und dem alle Länder diesseits des Meeres unterwürfig waren, hatte in Garten

72 Mann, von denen jeder hundert Ritter stellen konnte, und dazu noch einen oft genannten Thurm, der wolgemauert und „vom Boden bis zum Bord“ mit Schätzen gefüllt war. Zu Garten war sein eigentliches Heim; von dort reitet er versuchsweise auf Abenteuer aus, um zuerst seinen kleinen Vater, den Zwerg Elberich, zu finden, dorthin bringt er wiederkehrend Schrecken und Freude. Von dort tritt er die Brautfahrt nach Messin und über das Meer hin an, um nach vielen Abenteuern mit seiner Sidrat nach Garten zurückzukehren und da seine neuntägige Hochzeit zu halten. Nur von seiner letzten Fahrt in den Berg, wo der große Wurm hauste, kehrt er nicht wieder und läßt seine Frau „beim Markgrafen und auch der Markgräfin von Garten“ in langem Jammer zurück. Wolfdietrich rächt Ortnits Tod und gewinnt die Trauernde zur Frau; darauf gibt er die Burg zu Garten dem kühnen Herbrand zum Lohn der Treue. Herbrands auf Garten geborner Sohn aber ist Hildebrand, der Meister und der Genosse der Heldenfahrten Dietrichs von Bern.

Uhland (Schriften I. S. 97) sagt zwar, Garten sei „geschichtlich nicht ausgezeichnet, aber als eine Zugehör des alten Verona zu betrachten, daher auch Bern und Garten so oft zusammen als Dietrichs Erbe genannt werden;“ jedoch ist die Geschichte nicht ganz spurlos an Garten vorübergezogen. Was die Heldensage in der die Treue lohnenden Verleihung Gartens durch Wolfdietrich an Herbrand vorangedeutet hat, ist

nachher durch deutsche Kaiser öfter in ähnlicher Weise verwirklicht worden.

Zunächst knüpft sich an Garten ein mit Geschichte verwobenes Stück Romantik. Als Lothar, Sohn Hugo's von Niederburgund 950 gestorben war, wollte Berengar die schöne Witwe desselben, Adelheid, zur Heirat mit seinem Sohne Adelbert zwingen. Da Adelheid diesen Antrag zurückwies, wurde sie von Berengar nach vielen Mißhandlungen einem Grafen auf der Burg Garda übergeben und dort durch vier Monate (20. April bis 20. August) im Kerker gefangen gehalten. Es gelang ihr nach Canossa zu flüchten, und noch vor Ablauf des Jahres feierte Kaiser Otto I. mit ihr zu Pavia seine Vermählung. Adelheids Flucht aus dem Kerker zu Garda wird verschieden beschrieben. Nach ihrem Biographen Odilo von Clugny blieb sie, dem Kerker entronnen, Tage und Nächte lang um Hilfe zu Gott flehend in einem Sumpfe stecken; endlich nahte ein Fischer mit seiner Barke und sättigte mit einem gebratenen Stör ihren Hunger, worauf eine Schaar bewaffneter Reiter sie in eine uneinnehmbare Burg führte. Viel romantischer und lebendiger beschreibt Hrothsuitha, die dichtende Nonne von Gandersheim, Adelsheids Flucht. Es wird dem Leser nicht mißfallen, wenn hier die betreffende Stelle (in Pfunds Uebersetzung) wiedergegeben und nur vorausgeschickt wird, daß Adelheid durch einen heimlich tief unter der Erde gegrabenen Gang mit ihrer Dienerin und einem Priester in der Nacht den Kerker verließ und im Dunkel noch

ſo weit hinwegeilte, als ihre zarten Füße ſie tragen mochten. . . .

„Doch als bald mit dem Weichen des nächtlichen Dunkels der finſtre
Nebel verſchwand und der Pol von der Sonne Strahl ſich gelichtet,
Barg ſie mit gutem Bedacht ſich in heimlich gelegene Höhlen,
Oder ſie ſchweift' in den Wäldern, verſteckte ſich endlich in Furchen
Hinter den reifenden Aehren des hochaufwachſenden Segens,
Bis von neuem die Nacht, in gewohntes Dunkel gekleidet,
Kam und wieder die Erde mit dichter Verfinſterung deckte.
Dann erſt eilte ſie friſch den begonnenen Weg zu beenden . . . .“

Die Wächter auf Garda melden dem Grafen Adelheids Flucht; dieſer zieht ſelbſt aus ſie zu ſuchen. Da er ſie nicht findet, bringt er ſelbſt die Kunde an Berengar. . . .

„Dieſer nun ſchickt', urplötzlich unmäßigem Toben verfallend,
Rings in die Runde ſofort die Mannen, ſoviel er ernährte,
Ihnen gebietend: ſie ſollten bei keinem Plätzchen vorbeigehn,
Vielmehr jeden Verſteck durchſuchen mit größeſter Vorſicht,
Ob ſich in einem vielleicht die Königin habe verborgen.
Selber mit einer Partie der tapferen Schaaren dann folgt er,
Grad' als wollt' im Gefecht er die grimmigſten Feinde beſiegen.
Und im ſtürmiſchen Laufe durcheilt' er das nämliche Kornfeld,
Wo ſich gerade verbarg in krummer Furche die Herrin,
Sie, die eben er ſuchte, gedeckt von den Schwingen der Ceres.
Denn wiewol er das ganze Gefilde hinab- und hinaufſlief,
Dort, wo geborgen ſie lag, von ſchwerer Befürchtung belaſtet,
Und obgleich er verſuchte die rings aufſtarrenden Halme
Mit weitreichendem Speer aus allen Kräften zu trennen,
Dennoch fand er ſie nicht, die Chriſti Gnade beſchirmte.

Doch als heim er gekehret, beschämt und herzlich ermüdet,
Siehe, da naht Adelhardus, der hochehrwürdige Bischof,
Führend, die Brust voll Freuden, hinein die theuere Herrin
Hinter der eigenen Stadt ganz sichere Mauerumwallung.
Und dort war er zu Dienst ihr gewärtig mit jeglichen Ehren,
Bis noch höherer Glanz durch Christi Gnaden auf jenem
Thron ihr wurde zutheil, den einst sie traurig verlassen." *)

Kaiser Lothar der Sachse eroberte auf seinem Römerzuge im Jahre 1136 im September auch die Burg Garda und gab sie seinem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen von Baiern zu Lehen. Später, im Jahre 1155, belehnte Kaiser Friedrich I. der Rothbart mit derselben den tapferen Otto von Wittelsbach, wie es scheint, zur Belohnung für seine bekannte rettende Heldenthat in der Veroneser Clause. Nach elf Jahren fiel Garda in die Hände eines Veronesen Turisendo de' Turisendi, welcher den kaiserlichen Statthalter vertrieben hatte. Dieser vertheidigte im folgenden Jahre — 1167 — die Burg tapfer, aber vergeblich, gegen den Kaiser, welcher sie nun, nach der Verzichtleistung Otto's von Wittelsbach, sammt der dazu gehörigen Grafschaft dem Bischof Adelpret von Trient als Lohn für seine treue Anhänglichkeit verlieh. Dieser sollte aber die Bewachung derselben nur treuen Trientinern, nicht Veronesen, anvertrauen; doch von der Noth gedrängt übergab er sie schon im folgenden Jahre einem Veronesen Namens Carlessarius, der sie mit 60 Mann

*) Pertz, Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, X. Jahrh. 5. Bd. Hrotsuitha's Gedicht über die Thaten Kaiser Otto I. (Berlin, 1850.) V. 550 bis 557 und 566—587.

schützen und dem Bischof allezeit offen halten sollte. Im Jahre 1303 ging Garda für die Bischöfe von Trient für immer, zunächst an die Scaliger von Verona, verloren. Nun verlassen mich meine Geschichtsquellen über Garda; es scheint aber vom vierzehnten Jahrhundert an in der Geschichte überhaupt keine nennenswerthe Rolle mehr gespielt zu haben.

Der Dampfer braust von San Vigilio herein, eine Barke bringt uns an seinen Bord, und fort geht es nach Peschiera. Die blaugrünen Wellen des Sees glitzern goldig in der Sonne, westlich drüben schleicht die Landzunge von Sermione in den See hinein wie ein Drache mit dünnem Leibe und emporgestrecktem dunkelgrünen Kopfe, nördlich hebt sich der Monte Baldo immer massiger hervor, je weiter wir uns entfernen. Wenn er nur nicht den grünen Waldschmuck verloren hätte, nicht gar so kahl wäre! Er mischt einen unharmonischen Zug von Zerrissenheit in die ganze liebliche Gegend; man kann sich beim Blicke auf die vielen kahlen und abgerissenen Bergflächen des momentanen Gefühls nicht erwehren, als sei man eigentlich einsam hoch oben in einer weiten steinigen Alpenwelt, wo es keinen Wald mehr gibt. Ein schwacher Trost ist uns geblieben: nicht den germanischen Barbaren, den Gothen und Langobarden, sondern der spätern zahmen Cultur fällt die Wälderverwüstung zur Schuld. O diese Barbaren! Noch immer figuriren bei italienischen Geschichtschreibern und Dichtern als solche unsere und in beträchtlichem, wenn gleich unbestimm-

barem, Procentsatze auch ihre germanischen Vorfahren, welche die Kraft und die weltgeschichtliche Sendung hatten, da unten das vermorschte Römerthum zu Grabe zu tragen und eine neue Welt zu schaffen, welche nach langem Treiben und Drängen sich endlich heut als einheitlicher italienischer Nationalstaat wie eine aufgesprungene Blumenknospe auf ihrem schlanken Stengel wiegt, aber von vielen grimmigen Wespen und Hornissen umsummt wird. Hätten die Italiener, sonst das liebenswürdigste Volk der Erde, in diesem Sinne ein frischeres, lebendigeres Verständniß für ihre eigene Geschichte, wären sie nur ein klein wenig so eitel lieber ein jüngeres kräftigeres Volk als wieder aufgewärmte alte Römer sein zu wollen, unmöglich könnten sie den Deutschen grollen, daß diese auf die Höhe des Teutoburger Waldes das Riesenstandbild Hermanns des Cheruskers, des Besiegers nicht Italiens, sondern der auch heute noch bedeutsamen Herrschsucht Roms gestellt haben. Hermanns Denkmal bedeutet nicht den Angriff, nicht eine nationale Eitelkeit, es bedeutet vielmehr die künftige Abwehr des finstere Racheplane schmiedenden gallischen Westens mit der vollen Kraft des neuerstandenen Reiches.

Im Verlage der
Wagner'schen Univ.-Buchhandlung in Innsbruck
ist von
Christian Schneller
erschienen:

Märchen und Sagen aus Wälschtirol.

Ein Beitrag zur deutschen Sagenkunde.

1867. fl. 2. ö. W.

Am Alpsee.

Eine Dichtung.

Min. Ausg. 1860. 70 kr. ö. W.

Jenseits des Brenners.

Gedichte.

1864. 20 kr. ö. W.

Landeskunde von Tirol.

Mit 2 Karten.

1872. 72 kr. ö. W.

Die Volksschule in Tirol vor 100 Jahren.

1874. 40 kr. ö. W.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Schildereien aus Tirol von J. V. Zingerle. 1877. fl. 1. 80 kr. ö. W.

Tirol. Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung. Herausgegeben von J. V. Zingerle. Neue Ausgabe 1877. fl. 1. 50 kr. ö. W.

Sitten, Bräuche und **Meinungen** des Tiroler Volkes gesammelt und herausgegeben von J. V. Zingerle. 1871. fl. 2. 80 kr. ö. W.

Sagen, Märchen und **Gebräuche** aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von J. V. Zingerle. 1859. fl. 3. — kr. ö. W.

Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Von Adolf Pichler. 1850. fl. 1. 60 kr. ö. W.

Das Leben Felder's, des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzer Walde. Ein biographischer Versuch von Herm. Sander, 2. Aufl. mit Porträt. 1876. fl. 1. 40 kr. ö. W.

Dichtungen in alemannischer Mundart aus Vorarlberg von Dr. Caspar Hagen.

1. Sammlung. 1872. fl. 1. 20 kr. ö. W.
2. Sammlung. 1874. fl. 2. 25 kr. ö. W.
3. Sammlung. 1876. fl. 2. — kr. ö. W.